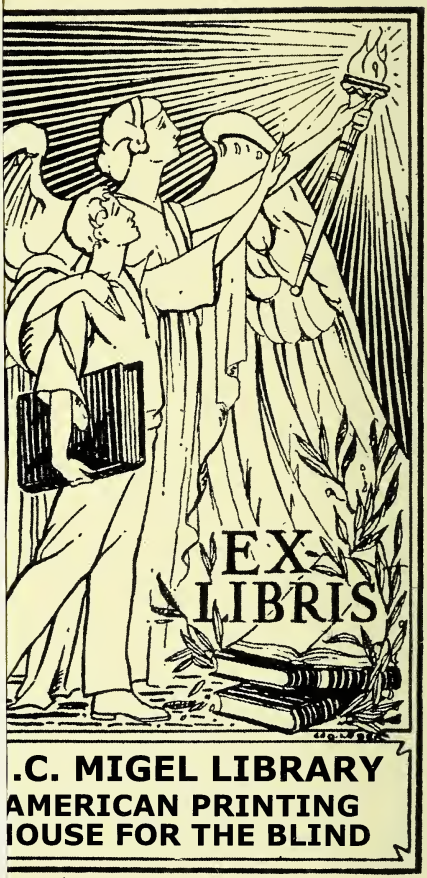
HELEN KELLER

MEINE LEHRERIN UND FREUNDIN

ANNE SULLIVAN

Mit zwei Jahren wurde die kleine Helen Keller als Folge einer schweren Krankheit blind, taub und stumm. Da trat, als sie sechs Jahre alt war, eine junge Frau an ihre Seite: die Lehrerin Anne Sullivan, die das Leben Helen Kellers aus der Dunkelheit zu strahlendem Glanz emporheben sollte. Tochter irischer Einwanderer, war Miß Sullivan arm, krank und selbst beinahe blind. Die Aufgabe, die Intelligenz eines kleinen Mädchens zu wecken, dessen einziges Ausdrucksmittel im Kampf gegen die dunkle, schweigsame Welt, in der es lebte, Auflehnung war, muß für die junge, unerfahrene Frau fast übermenschlich gewesen sein. Aber Anne Sullivan ließ sich nicht entmutigen, und sie sah ihr unermüdliches Bemühen belohnt. Was Helen Keller und Anne Sullivan gemeinsam vollbracht haben, ist hier festgehalten, in Helen Kellers einfacher, aber klarer, ergreifend reiner Sprache. Die Einführung umreißt kurz das Schicksal dieser beiden so lebensbejahenden Frauen. Damit ist der Hintergrund geschaffen, den diese außergewöhnliche, tief beseelte Biographie Helen Kellers über ihre große Lehrerin braucht, um der Menschheit das zu vermitteln, was Anne Sullivan ihrer Schülerin brachte: Mut, Zuversicht und das innere Licht.

ALFRED SCHERZ VERLAG



M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND

HELEN KELLER

MEINE LEHRERIN UND FREUNDIN ANNE SULLIVAN

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/meinelehrerinund00hele

HV1624
.K45
1956

HELEN KELLER

MEINE LEHRERIN UND FREUNDIN ANNE SULLIVAN

ALFRED SCHERZ VERLAG

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Amerikanischen von Werner DeHaas
Titel des amerikanischen Originals: «Teacher: Anne Sullivan Macy»
1. Auflage 1956

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 1956 by Alfred Scherz Verlag Bern

Einführung

Vor vielen Jahren schon mußte Helen Keller erfahren, daß das, worüber die Leute sie immer wieder sprechen hören wollten, sie selbst war. Gerade dieses Thema aber war für sie uninteressanter als beinahe jedes andere, und sie wurde seiner rasch überdrüssig; da sie aber zuvorkommend und geduldig ist, hat sie ihre Lebensgeschichte unzählige Male wiederholt — in Büchern und Artikeln, bei Interviews und Gesprächen, im Film, auf der Bühne, am Vortragspult und am Katheder. Als sie dann mit der Arbeit an diesem Buch begann, war sie entschlossen, nicht nochmals denselben lästigen Weg einzuschlagen, sondern zu schreiben, was niemand sonst geschrieben hat, was außer ihr niemand schreiben konnte: einen intimen, persönlichen Bericht über ihre Beziehungen zu ihrer Lehrerin Anne Sullivan Macy, mit bloß soviel des üblichen biographischen Hintergrunds, als sie für nötig hielt, um ihre These verständlich und klar zu machen. Jenen, die zu der Zeit aufgewachsen sind, als Helen Keller jung und ihr Name in aller Mund war, dürfte ihr Schicksal geläufig sein; für die aber, die während der großen Wirtschaftskrise geboren und vom Krieg erfaßt wurden, und für diejenigen, deren Erinnerung durch die verflossene Zeit und die Entwicklung der Legende um Helen Keller getrübt worden ist, mögen einige ergänzende Ausführungen angebracht sein.

Helen Keller ist am 27. Juni 1880 in Tuscumbia, Alabama, als normales Kind zur Welt gekommen. Neunzehn Monate später wurde sie von einer bis heute noch nicht identifizierten Krankheit befallen, die sie blind und taub zurückließ. Da sie taub war, wurde sie stumm. Sonstige körperliche Schäden trug sie nicht davon. Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten war man im ungewissen. Man-

che hielten sie für schwachsinnig. Ihre Mutter und ihr Vater glaubten das nicht, doch sie konnten keinen Beweis des Gegenteils erbringen. Wenn Intelligenz da war, so vermochten sie sie nicht zu erreichen; und derart von der Außenwelt abgeschnitten, wurde Helen Keller nach ihren eigenen Worten «ein Phantom, das in einer Welt lebte, die keine Welt war».

Fünf Jahre lang blieb sie in diesem geistigen Vakuum, ohne Hoffnung, ihm jemals zu entrinnen, bis ihre Mutter bei der zufälligen Lektüre von Dickens' «*American Notes*» erfuhr, daß Dr. Samuel Gridley Howe in der *Perkins Institution for the Blind* in Boston ein blindes und taubes Kind, Laura Bridgman, gelehrt hatte, zu lesen, zu schreiben und sich mit Hilfe eines Fingeralphabets mit Personen zu verständigen, die sahen und hörten. Doch das war fünfzig Jahre her, und Boston liegt weit weg von Tuscumbia. Helens Eltern unternahmen nichts weiter in dieser Angelegenheit, doch als Helen sechs Jahre alt war, fuhren sie mit ihr nach Baltimore, um einen berühmten Augenarzt zu konsultieren. Zwar bestätigte er, was schon andere Ärzte gesagt hatten, nämlich, daß Helen immer blind und taub bleiben würde, doch riet er ihnen, sich bei Dr. Alexander Graham Bell in Washington nach Möglichkeiten zu erkundigen, sie unterrichten zu lassen. Auf Dr. Bells Vorschlag hin schrieb Captain Keller denn auch an die *Perkins Institution*. Dr. Howe war gestorben, aber sein Nachfolger in der Leitung des Instituts, Mr. Michael Anagnos, entsandte etwas später eine seiner Lehrerinnen, um zu sehen, ob sie etwas für das Kind vermochte. Es war Anne Sullivan, einundzwanzig Jahre alt; ihre Ausbildung hatte sie erst kurz zuvor abgeschlossen.

Große Hoffnungen machte sich niemand. Während des halben Jahrhunderts, das vergangen war, seit Dr. Howe seine Arbeit mit Laura Bridgman begonnen hatte, waren viele erfahrene Lehrer bemüht gewesen, für andere blinde und taube Kinder das zu tun, was er für seine Schülerin getan hatte. Erfolg hatte jedoch nicht einer gehabt, und Anne Sullivan, viel weniger gut vorbereitet als jeder von ihnen, hegte geringe Zuversicht, daß sie mehr erreichen würde. Captain Keller hatte ihr eine Stelle angeboten. Ihre finanzielle

Lage war derart, daß ihr keine andere Wahl blieb, als die Aufgabe zu übernehmen.

Tochter irischer Einwanderer — zu jener Zeit die verachtetste soziale Schicht in den nordöstlichen Staaten — wurde Anne Sullivan am 4. April 1866 zu Feeding Hills, Massachusetts, in drückender Armut geboren, und schon als kleines Kind, soweit ihre Erinnerung zurückreicht, hatte sie kranke Augen. Ihr ganzes Leben lang litt sie daran. Acht Jahre alt war sie, als ihre Mutter starb und noch zwei weitere Kinder hinterließ. Zwei Jahre später ließ der Vater die drei Halbwaisen im Stich, und Anne hat nie erfahren, was aus ihm geworden ist. Ihre jüngere Schwester Mary wurde bei Verwandten untergebracht; sie selbst und ihren siebenjährigen Bruder Jimmie schickte man in eine staatliche Gebrechlichenanstalt, das Fürsorgeheim von Tewksbury. Anne, weil sie ein recht schwieriges Kind war und zu schwachsichtig, um zu etwas nützlich zu sein, Jimmie, weil eine Hüftgelenktuberkulose ihn zu einem hilflosen Krüppel machte.

Im Februar 1876 wurden sie in dem Fürsorgeheim aufgenommen, und im Mai starb Jimmie. Anne blieb vier Jahre dort. Kein Mensch draußen in der Welt interessierte sich für sie, und außer ihren Elendskameraden hatte sie keine Freunde. Einer von ihnen war es, der ihr sagte, daß es Spezialschulen für Blinde gebe, und während die Zeit verging — den richtigen Begriff dafür verlor sie allerdings in Tewksbury — wuchs ihr Wunsch zu lernen. Doch es schien unmöglich, dem Abgrund von Erniedrigung und Krankheit zu entrinnen, in dem sie lebte, bis die üblen Gerüchte, die über das Fürsorgeheim umgingen, sich derart verdichteten, daß die staatliche Wohltätigkeitsbehörde eine Untersuchung beantragte. Die Herren der Untersuchungskommission hätten allerdings Anne von sich aus kaum beachtet. Aber die Insassen des Heims kannten den Namen des Vorsitzenden, und als die Kommissionsmitglieder eintrafen, rannte sie auf sie zu, obschon sie nicht in der Lage war, sie zu erkennen, und rief: «Mr. Sanborn, Mr. Sanborn, ich möchte in die Schule gehen!»

Im Oktober 1880 trat sie in die *Perkins Institution* ein, und ihr Unterricht begann damit, daß sie, vierzehnjährig, mit den Fingern

lesen lernte. Die Schule war nicht darauf eingerichtet, während der Ferien für ihre Zöglinge zu sorgen, und daher wurde Anne, als der Sommer kam, zum Dienst in ein Logierhaus in Boston geschickt. Durch einen der Mieter fand sie den Weg zu der Augen- und Ohrenklinik von Massachusetts, und im August nahm Dr. Bradford eine Operation ihres linken Auges vor. Im August des nächsten Jahres wiederholte er den Eingriff am rechten Auge, und als die Operationen vorbei waren, sah Anne gut genug, um während beschränkter Zeit normal zu lesen, aber doch nicht so gut, daß sie in eine Schule für Sehende übersiedeln konnte. Sie blieb noch sechs Jahre in der *Perkins Institution* und legte ihr Abschlußexamen 1886 ab. Die Schule hatte für sie getan, was sie konnte. Alles Weitere mußte Anne Sullivan nun selbst leisten.

Sie kannte ihre Schwächen — die dürftigen Studienjahre, die mangelnde Vertrautheit mit den Annehmlichkeiten eines unbeschwerten Lebens und vor allem ihre unsichere, gefährdete Sehkraft — aber dennoch hatte sie gehofft, etwas Aufregenderes zu finden, als die Aufgabe, ein blindes, taubes Kind zu beaufsichtigen. Captain Kellers Angebot war das beste, das sie bekam. Nachdem sie es angenommen hatte, verbrachte sie ein paar Monate damit, Dr. Howes Rapport über Laura Bridgman zu lesen, ein wegen ihrer Augen mühevolles Unternehmen. Das Fingeralphabet kannte sie schon. Wie ihre Schulkameraden hatte sie es gelernt, um mit Laura Bridgman zu sprechen, die noch immer in der *Perkins Institution* lebte, da sie nie imstande gewesen war, sich an ein anderes Milieu zu gewöhnen. Und doch stellte Laura das Ziel dar, das man anstrebte. Kein anderes blindes und taubes Menschenwesen hatte es je auch nur annähernd so weit gebracht.

Nach einer neuerlichen Operation kam Anne Sullivan am 3. März 1887 in Tuscumbia an, ein Datum, dessen Helen stets voll Dankbarkeit als ihres «Seelen-Geburtstages» gedacht hat. Sie begann gleich in Helens Hand zu buchstabieren, das Wort der Handlung, die Handlung dem Wort folgen lassend, und das Kind antwortete, indem es wie ein kluges, neugieriges Tier die Fingerbewegungen nachmachte. Einen Monat erforderte es dann, ehe es gelang, bis zur

Seele des Kindes vorzudringen. Am 5. April — ein Datum, das nicht minder wichtig ist als der 3. März — nahm das Phantom Helen mit der Wirklichkeit Kontakt. Als Anne Sullivan Wasser auf seine Hand laufen ließ, durchfuhr das Kind wie ein Aufblitzen die Erkenntnis, daß Wasser, wo es sich auch befand, Wasser war und daß die Fingerbewegungen, die sie eben auf ihrer Handfläche gespürt hatte, Wasser bedeuteten und nichts sonst. In diesem entscheidenden Augenblick fand Helen den Schlüssel zu ihrem Königreich. Jedes Ding hatte einen Namen, und sie verfügte über ein Mittel, die Namen aller Dinge zu lernen. Sie stellte eine Frage, indem sie auf Anne Sullivan zeigte. «Lehrerin», antwortete diese.

Von diesem Tag an machte Helen so rasch Fortschritte, daß andere Erzieher bald erkannten, daß da ein großer Lehrer am Werk war, größer selbst als Dr. Howe. Im Alter von zehn Jahren erklärte Helen, daß sie jetzt lernen werde, mit dem Mund zu sprechen wie andere Leute, statt mit den Fingern wie eine taubstumme Person; und als sie nach elf Stunden Übung imstande war, wenn auch stokkend, zu sagen: «*I—am—not—dumb—now* — ich bin jetzt nicht mehr stumm», schienen ihrem Streben keine Grenzen mehr gesetzt zu sein. Mittlerweile war in der öffentlichen Meinung eine Spaltung eingetreten. Die einen ließen die Lehrerin unbeachtet und hielten Helen für ein Wunder; die anderen anerkannten nur die Leistung der Lehrerin und nannten Helen einen Automaten. Als dann im Jahre 1892 die zwölfjährige Helen in «*The Frost King*» unbewußt eine kleine Geschichte von Miß Margaret Canby plagiierte, übernahm eine dritte Partei die Führung. Alles sei bloß Humbug, wurde behauptet. Bei Helen Keller handle es sich um einen Schwindel, ihre Lehrerin sei eine Betrügerin.

Das schmerzte — es schmerzt noch heute. Immerhin — es gab ein paar angesehene Persönlichkeiten, darunter Dr. Bell, die verstanden, daß es die Zusammenarbeit einer begabten, intuitiven Lehrerin und einer wißbegierigen, intelligenten Schülerin war, die diese erstaunlichen Ergebnisse herbeigeführt hatte. Helen und ihre Lehrerin gingen, immer zusammen, ihren Weg weiter, und im Jahre 1900, mit zwanzig Jahren, trat Helen in das Radcliffe College ein; sie ver-

ließ es vier Jahre später mit einem *cum laude*-Grad, errungen in freiem Wettbewerb mit Mädchen, die sehen und hören konnten. Doch selbst das war offenbar nicht genug. Solange Anne Sullivan lebte — sie starb 1936 — blieb es eine offene Frage, wieviel von dem, was Helen Keller genannt wurde, in Wirklichkeit Anne Sullivan war. Die Antwort ist nicht einfach. Während der schöpferischen Jahre jedenfalls hätte keine ohne die andere auskommen können.

Dem Universitätsgrad folgte eine glückliche, wenn auch kurze Zeit. Aufatmend nach der langen Anstrengung, zogen die beiden in das Dorf Wrentham, Massachusetts, um erstmals in einem eigenen Heim zu leben. Ein Jahr später, als Anne Sullivan John Macy heiratete, bildeten sie eine richtige Familie. Macy war ein hervorragender Literaturkritiker, ein brillanter Gesellschafter, ein guter Kamerad. In einer Atmosphäre erwartungsvoller Harmonie machten er und Helen sich an die Arbeit, Artikel und Bücher zu schreiben, jeder auf seinem eigenen Gebiet.

Von Professor Charles Townsend Copeland ermutigt, hatte Helen den Wunsch aufgegeben, wie andere Leute zu schreiben, und begonnen, ihre eigenen Erfahrungen zu schildern. Ihre Aufsätze erregten Interesse außerhalb des Colleges, und sie wurde aufgefordert, sie zu einer Geschichte ihres Lebens zusammenzustellen. Macy half ihr dabei, fügte eine reichhaltige Sammlung ihrer Briefe hinzu sowie einen zusätzlichen Bericht, in dem er die bemerkenswerten Briefe einschloß, die ihre Lehrerin während der ersten Monate in Alabama geschrieben hatte. «*The Story of my Life*»*, im Jahre 1904 erstmals veröffentlicht, ist ein klassisches Werk geworden, das seit mehr als fünfzig Jahren immer wieder Neuauflagen erlebt.

Während sie an der Universität war, hat Helen noch ein anderes Buch verfaßt, ein unscheinbares Bändchen, zutreffend «Optimismus» betitelt, in dem sie den Wellen des Mitleids, die ihr entgegenbrandeten, trotzige Herausforderung bot. In Wrentham begann sie dann «*The World I Live in* — Die Welt, in der ich lebe» zu schreiben, worin sie mit diebischer Freude jenen gelehrten Herren antwortete,

* Unter dem Titel «Die Geschichte meines Lebens» in deutscher Übersetzung im Alfred Scherz Verlag Bern erschienen.

die sie getadelt hatten, weil sie etwas beschrieb, das sie nicht sehen konnte, und Wörter gebrauchte, die mit Farbe und Ton zusammenhingen. Sie hoffte — natürlich vergebens — ein für allemal klarzumachen, daß sie diesen Teil ihrer Welt durch Gedankenverbindungen und Phantasie aufgebaut hatte. «Alles Sehen entspringt der Seele.» Vom Rücken ihres eigenen Pferdes vermochten die Flügel der Einbildungskraft sie bis zu den Streitrossen Apollos zu tragen. Aus dem Flackern einer Kerze, der Wärme eines Feuers und dem Brennen der Sonne konnte sie schließen, daß es verschiedene Intensitäten des Lichtes gibt. Wenn ihre Wangen glühten, wußte sie, daß sie rot waren; wenn die Blätter sich im Frühling entfalteten, wußte sie, daß sie grün waren. Und weil sie die Verschiedenheit von Früchten derselben Sorte, von Äpfeln beispielsweise, schmecken, die Verschiedenheit des Duftes von Blumen derselben Art, von Rosen etwa, riechen konnte, war sie in der Lage, daraus zu folgern, daß eine einzige Farbe in vielen verschiedenen Tönungen bestehen kann. Was sie «hört», wenn sie irgendeiner Musik mit den Händen «lauscht», können wir nicht wissen, doch sie könnte es nicht verständlicher machen, wenn sie Wörter erfände, um es uns zu sagen. Sie hat die Sprache übernommen, wie sie sie fand, und nie einsehen können, warum sie nicht sagen sollte: «Ich sehe» und «Ich höre», wenn das die einfachste Art war, sich auszudrücken.

«*The World I Live in*» wurde 1908 veröffentlicht. 1910 folgte «*The Song of the Stone Wall* — Das Lied von der steinernen Wand», ein Gedicht, das seiner Verfasserin mehr Freude bereitete als alles, was sie sonst geschrieben hat.

Das Bild Helen Kellers als eines von einer Art Glorienschein umrahmten Geschöpfs, das glücklich in der besten aller Welten dahinlebt, schien damals fest eingewurzelt zu sein, obwohl sie seit mehreren Jahren bemüht war, es auszulöschen. In Brand setzte sie das Pulver mit ihrem nächsten Werk, einer Sammlung kurzer Betrachtungen, von denen die meisten in Zeitschriften erschienen waren. Das Buch trug den Titel «*Out of the Dark* — Aus der Dunkelheit», und bei der Dunkelheit handelte es sich nicht um physische Blindheit. Einer der Artikel hieß «Wie ich zur Sozialistin wurde». In

einem andern ergriff sie Partei für eine Bergarbeitergewerkschaft, die *Western Federation of Miners*. Ein dritter stellte eine Erklärung zugunsten des Frauenstimmrechts dar. In drei andern Artikeln forderte sie die Anwendung von Silbernitrat, um neugeborene Kinder vor Erblindung als Folge gonorrhoischer Infektionen zu schützen. Diese Exkurse schockierten die damalige Welt, denn man wollte in Helen eine sanfte und resignierte Erdulderin von Leid und Elend sehen.

Auch Helen stand ein Schock bevor. Zu erfahren, daß ihre Freunde über diese neue Entwicklung tief bestürzt waren, überraschte sie nicht, doch sie war empört, als gewisse Kritiker zu behaupten wagten, daß die Ideen, die sie in ihren Büchern ausdrückte, gar nicht ihre eigenen seien, daß sie vielmehr von Macy und anderen für deren dunkle und üble Absichten mißbraucht werde. Helen war empört, blieb aber ungebeugt.

Der Schlag war hart für sie, denn er bedeutete, daß sie die Hoffnung aufgeben mußte, mit der Feder ihren Unterhalt zu verdienen. Über das ihr lästige Thema Helen Keller hatte sie sich ausgeschrieben, und für etwas anderes fand sie keine Zuhörer. Auch im übrigen waren schwere Zeiten für sie gekommen. Die Augen ihrer Lehrerin waren so unzuverlässig geworden, daß diese an einem unbekannten Ort ihrer Bewegungen nicht mehr sicher war. Aus Gründen, die in keiner Weise mit Helens sozialen und politischen Ansichten zusammenhingen, ging die Ehe Anne Sullivans in die Brüche. Auch um die Gesundheit Annes stand es nicht gut, und das Geld war knapp.

Sie und Helen hatten alle diese Schwierigkeiten vorausgesehen und Schritte unternommen, um sie zu überwinden. Anfang 1913 hatten sie es mit Vorträgen versucht, mit vielen Bedenken, wegen Helens Stimme. Dreiundzwanzig Jahre waren seit dem denkwürdigen Ausspruch «Ich bin jetzt nicht mehr stumm» vergangen, doch wenn sie auch hart und unablässig gearbeitet hatte, war es ihr nicht gelungen, ihr ehrgeiziges Ziel, wie andere Leute zu sprechen, zu erreichen. Selbst heute, nach lebenslanger Sprechpraxis, sind ihre gutturalen Töne für jemand, der nicht daran gewöhnt ist, nicht

leicht zu verstehen. Anfänglich, als sie erstmals in der Öffentlichkeit sprach, war sie wegen ihrer Stimme so befangen, wie sie es ihrer «geringeren Behinderungen» wegen — als solche betrachtet sie ihre Blindheit und Taubheit — nie gewesen. Doch dank ihrer Lehrerin, die ihr erklärend und interpretierend zur Seite stand, überwand sie ihre Nervosität bald, und die Zuhörerschaft war so warm und mitfühlend, daß der Erfolg einer neuen Karriere gesichert gewesen wäre, wenn die erlahmende Sehkraft und die wankende Gesundheit Annes es ihnen erlaubt hätte, damit fortzufahren.

Kaum drei Monate später mußten sie einsehen, daß sie allein nicht weiterkamen. Zu dieser bitteren Erkenntnis gelangten sie in einer Schreckensnacht in einem fremden Hotel in Bath, Maine, als die Lehrerin schwer erkrankte und niemand als Helen da war, um sich ihrer anzunehmen, noch weniger jemand, um für Helen zu sorgen. Anne Sullivan brachte es fertig, den Hotelbesitzer herbeizuholen, und nach ein paar Tagen konnten sie mit Mühe und Not nach Wrentham zurückkehren. Helen ließ ihren Stolz fallen und schrieb an Andrew Carnegie, um eine Rente anzunehmen, die sie in besseren Zeiten abgelehnt hatte. Diese Rente wäre für eine normale Person reichlich gewesen, doch für zwei behinderte Frauen und eine bezahlte Begleiterin genügte sie nicht. Als die Lehrerin wiederhergestellt war, machten sie sich neuerdings auf den Weg.

Helens Mutter begleitete sie, als sie anfangs 1914 ihre erste Fahrt quer durch den Kontinent unternahmen. Doch das schwierige Problem einer ständigen Begleiterin war damit nicht gelöst, da Helens Mutter nur auf dieser ersten Reise helfend beistehen konnte. Die endgültige Lösung dieser lebenswichtigen Frage fand sich erst nach ihrer Rückkehr, als sie durch einen Zufall Miß Polly Thomson aus Glasgow, Schottland, kennenlernten, die gerade auf Besuch bei Verwandten in Boston war. Anne Sullivan engagierte sie für alles, was von einer Person getan werden mußte, die sehen und hören konnte. Ihr offizieller Titel war Sekretärin, doch mit Worten läßt sich ihre einzigartige Stellung in diesem einzigartigen Haushalt gar nicht umschreiben. Sobald sie sich einer Aufgabe gewachsen zeigte, kam eine andere dazu, und als die Lehrerin zweiundzwanzig Jahre später

starb, war es für Helen Keller eine tröstliche Gewißheit, in Polly Thomson eine wohlvorbereitete Nachfolgerin zur Seite zu haben.

Sie fuhren mit ihren Vorträgen bis 1916 fort, bis Helen vom Krieg in Europa und der Strömung, die die Vereinigten Staaten in das blutige Ringen hineinriß, innerlich derart aufgerührt wurde, daß sie von nichts mehr reden konnte als vom Frieden. Ihre Stimme erstickte im allgemeinen Tumult, und sie kehrten müde und entmutigt nach Hause zurück. Das Heim in Wrentham mußte aufgegeben werden, denn sie konnten die Kosten nicht mehr bestreiten, doch das war die geringste ihrer Sorgen. Helen verbrachte ruhelose Tage in Gedanken an den Krieg und ruhelose Nächte in Träumen vom Krieg. Anne Sullivan wurde von einem beunruhigenden Husten befallen, dem eine Brustfellentzündung folgte. Man nahm eine Laboratoriumuntersuchung vor, und daraufhin wurde Annie eiligst nach Lake Placid gebracht, um sich von einer Tuberkulose zu kurieren. Polly ging mit ihr, Helen hingegen, von Angst gefoltert, mit ihrer Mutter nach Alabama. Dann aber vernahm sie, daß ihre Lehrerin und Polly sich auf dem Weg nach Puerto Rico befanden. Erst später erfuhren sie, daß der Laboratoriumbericht über Anne mit demjenigen über eine andere Person verwechselt worden war und daß sie nie tuberkulös gewesen; Puerto Rico aber gab ihr das, was sie brauchte — Ruhe und Schönheit und Frieden.

Bald nachdem sie wieder vereint waren, kauften sie ein häßliches Ziegelhäuschen in Forest Hill, Long Island, unweit von New York City. Selbst wenn die verminderten Lebenskosten sie von Geldsorgen befreit hätten, was nicht zutraf, wären diese Frauen ihrem Temperament zufolge außerstande gewesen, ihre Tage müßig zu verbringen. Sie besprachen gerade miteinander, was sie nun unternehmen wollten, als ein Philanthrop, der anonym zu bleiben wünscht, mit einem wundervollen Plan auftauchte. Eine Verfilmung von Helens Leben, meinte er, wäre nicht nur von großem Wert in einer vom Krieg heimgesuchten Welt, sondern würde ihr selbst zudem eine gewaltige Summe einbringen. Geld war damals für Helen sehr verlockend. Sie wußte, daß die Carnegie-Rente bei ihrem Tod aufhören würde und daß dann ihre Lehrerin, falls diese sie überlebte, nicht

nur mittellos, sondern auch in schlechtem Gesundheitszustand und beinahe blind zurückbleiben würde.

Voller Hoffnung bestiegen sie den Zug nach Hollywood. Der Film sollte ein realistisches Werk sein, wurde aber so stark ausgeschmückt, daß er zu einer wilden symbolistischen Spielerei entartete, für die der einzige passende Titel «Befreiung» zu sein schien. «Befreiung» wurde kein Kassenerfolg und Helens Traum von Unabhängigkeit erfüllte sich nicht, doch die Mühe war nicht völlig vergeblich gewesen. Die besten lebenswahren Szenen dieses ersten Helen-Keller-Films wurden später von Nancy Hamilton in ihrem schönen Dokumentarfilm «Die Unbesiegte» (1954) übernommen.

Von Geldsorgen bedrängt, versuchte Helen ihr Glück nach dem finanziellen Mißerfolg des ersten Films beim Vaudeville-Theater. In einem Zwanzig-Minuten-Auftritt stellte sie mit ihrer Lehrerin dar, wie sie unterrichtet worden war und wie sie sich der Welt angepaßt hatte. Wenn sie das lediglich in Schulen und Vortragssälen kostenlos vorgeführt hätte, würde sie nur Lob geerntet haben; die Tatsache aber, daß Helen Keller sich für Geld zur Schau stellte, als Einlage zwischen Akrobaten und dressierten Tieren, erregte größtes Befremden. Sie tat es dennoch, und sie wußte, was sie tat, ja sie war sogar stolz darauf. Zum erstenmal in ihrem Leben verdiente sie nicht nur ihren eigenen Unterhalt, sondern auch noch den zweier anderer Frauen. Damit nicht genug: sie brachte ein bescheidenes Kapital für ihre Lehrerin zusammen.

Beim Vaudeville, wie bei allem, was sie bis dahin unternommen hatte, handelte es sich um eine vorübergehende Tätigkeit. Es dauerte insgesamt vier Jahre lang. Helen war dreiundvierzig Jahre alt, als sie das begann, was sie jetzt ihr Lebenswerk nennt, wenngleich sie sich gewissermaßen von Kindheit auf darauf vorbereitet hat, denn sie fand, was sie auch sonst gerade tun mochte, stets Zeit, anderen zu helfen, die gleich ihr in der dunklen Stille dahinwanderten. Ihre Bemühungen auf gut Glück bekamen Ziel und Reichweite, als sie 1923 der *American Foundation for the Blind* beitrat.

Dieser Institution ihre ganze Kraft und Zeit zu widmen, war ihr nicht gleich möglich. Erst mußten noch einige Engagements mit

Vaudeville-Theatern eingehalten und zwei Bücher verfaßt werden. «Meine Religion», eine Würdigung Emanuel Swedenborgs, ist auf Wunsch der *New Church* entstanden; «*Midstream : My Later Life* — Im Strom: Mein späteres Leben» schrieb sie auf Anregung ihres Verlegers. Sie begann aber sofort damit, in der Nähe von New York Vorträge zu halten, die sie mit ihrer Lehrerin als unschätzbarer Beraterin vorbereitete und mit Polly als Führerin und Interpretin hielt.

Sorgen und Ängste verließen sie in diesen ersten Jahren ihres Feldzuges für die *Foundation* nie, doch sie stieß die Wolken beiseite, wenn sie in den Kampf zog. Das Lebenslicht ihrer Lehrerin war dem Erlöschen nahe; das Augenlicht hatte Anne Sullivan nun ganz verloren. Am 20. Oktober 1936 nahm sie ohne Bedauern Abschied von dieser Welt. Ein paar Wochen vor ihrem Tode sagte jemand tröstend zu ihr: «Anne, Sie müssen gesund werden. Ohne Sie wird Helen nichts sein.» «Das würde bedeuten, daß ich versagt habe», lautete Annes Antwort. Denn ihr grundlegendes Ziel war es immer gewesen, Helen unabhängig zu machen — sogar unabhängig von ihr. Doch Anne Sullivan wußte, daß sie nicht versagt hatte.

Helen hegte die Absicht, nur noch ein Buch zu schreiben, das Buch «Meine Lehrerin», wie sie es nannte. Doch am 4. November, noch betäubt von Kummer, begann sie ihre Gedanken mit der Zusammenstellung eines Tagebuchs neu zu ordnen. Sie fuhr bis zum April damit fort; das Werk wurde im selben Jahr als «Helen Kellers Tagebuch» veröffentlicht. Sie beendete es an Bord des Schiffes, das sie nach Japan brachte, wo sie eine Vortragstournee zugunsten der Blinden unternehmen wollte, eine heilige Pflicht, denn sie hatte ihrer Lehrerin versprochen, es zu tun. Seither hat sie auf Ansuchen verschiedener Regierungen, die der Vereinigten Staaten eingeschlossen, und mit dem Beistand der *American Foundation for the Blind* sowie anderer Organisationen die ganze Welt bereist, keinen Kontinent außer acht lassend, um mit ihrer Gegenwart und ihrem erprobten, praktischen Rat jenen beizustehen, die Blinde und andere Behinderte, wie z. B. die verwundeten Soldaten in den Spitälern der Vereinigten Staaten und Europas, wieder ins Leben einzugliedern suchten.

Zwischen diesen Reisen lebten sie, Polly und, bis zu seinem Tod im Jahre 1950, ihr «Mann für alles», Herbert Haas, in der Nähe von Westport, Connecticut, in einem freundlichen Haus, das sie mit der Hilfe von Mr. G. A. Pfeiffer erworben hatten. Dort entstand dann das Buch über ihre Lehrerin. Damals verfügte sie noch über Braille-Notizen, manche davon nahezu dreißig Jahre alt, auch besaß sie noch alle Briefe, die ihr Anne Sullivan geschrieben hatte, intime Briefe ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihres Pflegevaters, Dr. John Hitz, der Dr. Bells Sekretär war, sowie Briefe vieler anderer Freunde. Doch verlor sie dieses gesamte Material, verlor überhaupt alles in dem Feuer, das ihr Haus 1946 in Schutt und Asche legte. Welch Unheil! Doch Freunde bauten das Haus wieder auf, richteten es ein, und nach einiger Zeit fing Helen wieder von vorne an — allein, wie kein Autor je allein gewesen ist. Das Buch stand in ihrem Herzen; ihm hat sie es entrungen.

Ein Teil davon wurde in meinem Haus geschrieben, auf meiner Schreibmaschine, einer gewöhnlichen kleinen *Smith Corona*. Helen fragte mich, auf welcher Taste der Punkt sei und daraufhin war es, als habe sie nie eine andere Maschine benutzt. Sie ordnete ihre Papiere so, wie sie sie brauchte, und niemand sonst rührte daran. Sie hielt sie in tadelloser Ordnung, wußte genau, wo sie nach einem neuen Blatt greifen und wo sie eines, das sie vollgeschrieben hatte, hinlegen mußte. Nichts wanderte je in den Papierkorb außer ihren neuen Braille-Notizen. Wenn sie sie nochmals benötigte, suchte sie sie selbst heraus und fuhr mit den Fingern darüber hin, während sie die Seiten an ihrer Brust festhielt, bis sie gefunden hatte, was sie wollte. Daher rührten wir auch nie an den Papierkorb.

Sie arbeitete sechs bis sieben Stunden täglich, was für sie normal ist, und sie wurde selten unterbrochen, doch ob sie aus eigenem Willen aufhörte oder nicht, sie erinnerte sich mit einer einzigen Ausnahme stets an das letzte Wort, das sie geschrieben hatte. Die Ausnahme trat eines Morgens ein, als wir sie in großer Eile wegholten, um Bärenspuren zu untersuchen, die unter einer Tanne in der Nähe des Hauses entdeckt worden waren.

Wenn sie mit der Maschine arbeitete, tippte sie ununterbrochen

weiter, ohne innezuhalten. Sie kann ja nicht nochmals lesen, was sie geschrieben hat, und wenn eine Korrektur nötig ist, nimmt sie sie vor, sobald sie ihr einfällt, mit einer entsprechenden Notiz zu Handen des Herausgebers, wie etwa: «Einrücken nach der Erwähnung meiner Lehrerin in Mexiko», «Einzuschalten in den Abschnitt über Devon», «Bitte, setzen Sie dies für das, was ich über Vibrationen geschrieben habe». Nie aber sind die Korrekturen so zahlreich, daß sie Schwierigkeiten verursachen würden.

Als ihre Lehrerin noch am Leben war, buchstabierte sie das fertige Manuskript in Helens Hand, während eine dritte Person es laut las. Diesmal arbeitete der Verleger lautlos, und benutzte das Fingeralphabet nur, um Fragen zu stellen. Helens Anweisungen waren klar und deutlich, und als das Werk fertig vorlag, wurde das Manuskript in Brailleschrift kopiert, damit Helen es selbst in Ruhe lesen konnte. In Ruhe? Nun, die Brailleseiten folgten ihr im Flugzeug, und sie las ihr eigenes Buch zum erstenmal, als sie in einer Bergstation in Südindien weilte, um zwischen Vorträgen Atem zu schöpfen.

Das einzige, was sie von den anderen Lesern ihrer Bücher verlangt, ist auch das einzige, was sie seit jeher von den Sehenden und Hörenden für sich selbst verlangt hat: zu vergessen, daß sie taub und blind ist, und sie als eine Frau wie alle anderen zu betrachten. Das ist nicht leicht. Einmal, als wir in einer dicht gedrängten Menge waren, machte ein Mann, den wir noch nie gesehen hatten, den Weg zum Lift für uns frei, und er bat mich, Helen zu sagen, daß sie in seinen und den Augen seiner Frau eine Heilige sei. Ich erwiderte, daß Helen es durchaus nicht liebe, als eine Heilige bezeichnet zu werden. «Dagegen kann sie nichts tun», erklärte er. «Wir fühlen es eben so!»

Sie betrachtet sich als ein bescheidenes Werkzeug in der Hand Gottes und schreibt alles, was sie zustande gebracht hat, ihrer Lehrerin zu. Die Liste der ihr zuteil gewordenen Ehrungen ist lang, und sie ist dafür nicht undankbar, doch über ihrer Freude liegt ein Schatten. Nur wenige der Auszeichnungen tragen jenen anderen Namen, der ihrem Gefühl nach stets zusammen mit dem ihren in den Ehrenlisten eingetragen, auf die Medaillen graviert werden sollte — den

Namen ihrer Lehrerin, Anne Sullivan Macy. «Die Leute denken, daß meine Lehrerin mich verlassen hat», sagt Helen Keller, «doch sie ist immer bei mir.»

Nella Braddy Henney

Meine Lehrerin

I

Eines Nachmittags im November 1946 befanden sich Polly Thomson und ich auf der Akropolis vor dem Hotel, in dem wir ein paar Tage verbrachten. Wir waren mit einem amerikanischen Militärflugzeug von Neapel nach Athen geflogen, zu dem Zweck, die traurige Lage der kriegsversehrten Blinden von Süd-Griechenland zu untersuchen. Wir hatten bereits die Kriegsblinden in England, Frankreich und Italien besucht, und wir waren niedergeschlagen und müde, aber wir konnten den Gedanken nicht ertragen, fortzugehen, ohne den Parthenon gesehen zu haben. So machten wir uns allein auf.

Es war eine lange, mühselige Kletterei über roh zugehauene Stufen und über Steine, die immer wieder unter den Füßen wegrollten. Bevor wir den Aufstieg begannen, hatten wir unter den Ruinen gesucht, bis wir eine umgestürzte Säule fanden, die ich von einem Ende zum anderen betastete, so daß ich mir zu einem gewissen Grad vorzustellen vermochte, wie die Säulen gen Himmel aufragten, und als wir endlich auf den Gipfel kamen, enthüllte sich mir tatsächlich die fühlbare Pracht des Parthenons. Die glatten Säulen, die die Elemente und die Zeit nicht zerstört hatten, waren für mich Symbole jener ungeahnten Kräfte der Erde und des Himmels, die noch unergründet sind.

Es erregte mich unbeschreiblich, auf der Höhe, die Athen überragt, den sublimsten Triumph griechischer Architekten und Ingenieure zu berühren; ich fühlte die heitere Atmosphäre, in der Pallas Athene sich bewegte und in der Menschen von Göttern besucht wurden, die sie für ihre Heldentaten belohnten oder für ihr Vergehen bestraften. Meine Lehrerin, wie ich Anne Sullivan Macy

immer nannte, war mit mir, wenn auch unsichtbar, und die griechischen Mythen und Gedichte, die sie mir in meiner Kindheit offenbarte, wurden zu lebendiger Wirklichkeit. Die Spiele, in denen sie und ich die Parteien der Griechen und Barbaren dargestellt hatten, kamen mir mit ihrer ganzen Munterkeit in Erinnerung. Meine Vorstellungskraft wurde von neuem von der Macht der Donnerschläge des Zeus entflammt und von Hermes mit den zauberkräftigen Flügelschuhen an den Füßen. Mit den Augen der Phantasie sah ich Poseidon den Dreizack über dem Meer schütteln und die schreiende Persephone von Pluto in sein dunkles Königreich entführt. Die Geschichten, die meine Lehrerin mir über die Belagerung und den Untergang von Troja erzählt hatte, schossen mir durch den Kopf wie eine Warnung vor noch ungeahntem Unheil.

Polly und ich wandten uns dem Ausblick zu, der sich von der Akropolis bot — jenem Hügel, den Demosthenes täglich mit einem Kiesel im Mund erklomm, um sein Stammeln zu überwinden — schauten auf die Agora hinab, wo die Männer Athens dem Rate Perikles' gelauscht und leichtfüßige Boten die Nachricht über den Sieg von Marathon hingebracht haben. Dort erhob einst Euripides unerschrocken die Stimme, von Mitgefühl für die Menschheit bewegt, zur Verdammung der Sklaverei. Dort hat Sokrates Athens Jugend gelehrt und Plato eine Philosophie hinterlassen, die noch heute die Augen und Ohren derer belebt, die sehen und hören wollen.

Das Erklimmen der Akropolis symbolisierte die Schwierigkeiten, die meine Lehrerin und ich gemeinsam überwunden hatten, und ich war geistig gestärkt, bereit, in meiner Arbeit für die Blinden eine metaphorische Akropolis zu ersteigen. Während wir von einem Lager der lebenslänglich mit Blindheit Geschlagenen zum andern gezogen waren, hatte sich ein Berg des Leidens auf mich gesenkt. Ich wußte, daß es Jahre unbeirrbaren Bemühens erfordern würde, sie zu Selbsthilfe und fruchtbarem Tun zurückzubringen. Ich fühlte die Einzigartigkeit der Tragödie, vor der ich stand, doch der Gedanke an die Standhaftigkeit meiner Lehrerin spornte mich an.

Erst vor etwa hundertfünfzig Jahren waren die Blinden Europas der Verzweiflung entrissen worden. Wie teuer waren ihnen die wenigen Errungenschaften, die sie auf dem harten Pfad zurück zu menschlichem Dasein gewonnen — Schulen, aufopfernde Lehrer, Braillebücher, mit geringen Mitteln langsam geschaffen. Der zweite Weltkrieg entriß sie ihnen mit unbarmherziger Plötzlichkeit. Eine große Zahl der Blinden hatte Heim und Familie verloren. Ihre harterrungenen Schulen und Werkstätten waren von den Nazis geplündert worden. Ihre Brailletafeln hatte man eingeschmolzen, um Geschosse daraus zu machen, und ihre Bücher als Heizmaterial verwendet. Die Agenturen, die arbeitsfähigen, erwachsenen Blinden Stellen verschaffen konnten, waren geschlossen. Leid und Entbehrungen herrschte überall, aber die Blinden brauchen in ihrer großen Unsicherheit Schulung noch dringender als andere Menschen, denn nur durch speziellen Unterricht können sie dazu geführt werden, ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Es wurde mir bewußt, daß es sogar für Amerika, obgleich es sich gegenüber den Unglücklichen in aller Welt stets von großzügiger Hilfsbereitschaft zeigt, eine erschreckend große Ausgabe sein würde, die zerstörten Schulen in Europa wieder aufzubauen oder neue zu schaffen, die kostspielige Braillepressen zur Verfügung zu stellen, ebenso wie den übrigen Unterrichtsapparat und die Einrichtungen, all dies, um den Blinden — sowohl den zivilen wie den militärischen — ein Ziel zu geben, auf das hin sie ihr aus der Bahn geworfenes Leben neu formen konnten. Diese Probleme erfüllten mein ganzes Denken, als wir in Rom ankamen, um dort auf ein Flugzeug zu warten, das uns nach England zurückbringen sollte.

Wir waren im Hotel Excelsior, als uns die telegraphische Nachricht erreichte, daß unser Haus in Arcan Ridge, Connecticut, durch Brand stark beschädigt worden sei — es handelte sich um einen reinen Holzbau. Wir befürchteten das Schlimmste, und Polly und ich fielen einander erschüttert in die Arme. Es schien unfaßlich, daß wir in einem Augenblick alles verloren hatten — das Heim, in dem wir und Herbert, unser treuer Helfer, den Rest unseres Lebens

zu verbringen gedacht hatten, Pollys und meine unersetzlichen Schätze aus Japan, alle Andenken an die Liebe unserer Freunde, meine Bibliothek mit all den Büchern und Schriften, die mir so teuren Briefe meiner Mutter, meiner Lehrerin und von Menschen aus der ganzen Welt. Mit bangen Gefühlen dachte ich an das zu drei Viertel vollendete Manuskript «*Teacher*», an dem ich seit zwanzig Jahren in jedem freien Augenblick gearbeitet hatte. Ich sagte zu Polly, daß ich den Verlust dieses Manuskripts wie eine Verstümmelung empfände. Gerade als ich diese Äußerung tat, sprang eine Flamme in mir auf, nicht um zu verbrennen und alles in Asche zu verwandeln, sondern um meinen Geist zu erleuchten und ihm sein Ziel zu weisen. Von dem Gedanken an kleine blinde Kinder gepeinigt, die auch verstümmelt waren, fügte ich hinzu: «Aber ich will stoisch sein. Dieser Verlust ist etwas anderes als die Trennung von meiner Lehrerin, durch die ich gewissermaßen meine Lebenssphäre einbüßte.»

«Ja», antwortete Polly, «wir wollen stoisch sein. Wir sind mitten in der Arbeit für andere. Viele haben ihr Vertrauen in uns gesetzt, und wir dürfen sie nicht enttäuschen.»

«Zudem», fuhr ich fort, «besitzen wir wundervolle Freunde und einige Mittel, was Millionen und aber Millionen nicht haben.»

«Wie wahr das ist!» funkten Pollys mutspendende Finger zurück. «Es verpflichtet uns. Wir werden weitermachen.»

Herbert weilte in Paris. Wir hatten ihn nach Europa mitgenommen, weil wir wollten, daß er richtige Ferien genieße — die ersten, seit er vor zwölf Jahren zu uns gestoßen war. Er hatte Freunde in Holland besucht und wartete nun auf uns. Als wir ihn trafen, bestätigte er unsere Befürchtungen. Das Haus in Arcan Ridge war völlig abgebrannt. Er weinte, als er ausrief: «Ich wollte, ich wäre zu Hause geblieben! Anne sagte, daß sie mir euch beide anvertraue. Ich wollte, ich wäre zu Hause geblieben!» Er blieb tief bedrückt, trotz allem was wir sagten, um ihn aufzuheitern. Aber von dem Augenblick an, da ich das ganze Ausmaß unseres Unglücks erfaßte, fühlte ich das Leben über die Enge meines körperlichen Daseins triumphieren — das mächtige Leben, das sehende und

hörende Leben, die Schöpfung des Geistes. Dieses innere Leben wallte in mir auf und schwoll an, und ich staunte über die Sicherheit, deren ich mich in meinem geistigen Heim erfreute, wenngleich Polly und ich nun keine materielle Wohnung mehr besaßen, die wir unser eigen nennen konnten.

Trotz der Probleme, die am Rande meines Bewußtseins nach einer Lösung riefen, fuhr ich fort, an all die Feuersbrünste zu denken, die ich in letzter Zeit in meiner Phantasie durchlebt hatte. Da war die große Vernichtung durch flammensäende Bombenangriffe in den dem Krieg ausgelieferten Ländern, wo Männer, Frauen und Kinder — sehend und halbblind — sich durch eine Hölle kämpfen mußten, um ihr nacktes Leben zu retten. Da war der «Todesrauch», als Millionen Juden in den Gaskammern des Nazismus unter Qualen zu Asche verbrannt wurden. Und mein Herz blutete, wenn ich mir vorstellte, wie die zerbrechlichen Papierhäuser Tokios während des Zweiten Weltkrieges aufflammten und nur Schutt zurückblieb. Oh, wie lebendig meine eigene kleine Feuersbrunst das Leid anderer illustrierte, die vom Grauen des Gemetzels und der Plünderung umbrandet waren! Unstillbare Entrüstung brannte in mir, und ich beschloß, in jeder möglichen Weise die teuflischen Impulse zu bekämpfen, die die Menschen umlauerten, die fliegenden Schlangen der Selbstzufriedenheit und der grausamen Philosophie, welche Freiheit, universelle Bruderschaft, Persönlichkeit und individuelles Glück verneint.

Meine Gedanken rasten weiter von körperlichen Verbrennungen zum verheerenden Feuer, dessen Zeuge ich war, als ich die verwundeten Soldaten der Armee und der Marine in den Krankenhäusern Amerikas und Europas besuchte — Verstümmelungen, Wunden, die nicht heilen wollten, Paraplegie, Verzweiflung über plötzliche Blindheit oder Taubheit, die Isoliersäle, die Angst wegen dieser oder jener Entstellung lebenslänglich aus der Gesellschaft verbannt zu sein, namenloses Leid, von dem man nicht laut spricht, dem aber nichtsdestoweniger ungesäumt entgegengewirkt werden muß, wenn der menschliche Geist gesund und rein bleiben soll! Im düsteren Licht dieser Erinnerungen wuchs mein

Entschluß, meine Augen mehr denn je auf die Fanale des guten Willens gerichtet zu halten, die zu retten trachten und das menschliche Leben veredeln.

Eine andere «gute Seite» des Mißgeschicks, das mich getroffen hatte, war, daß ich ohne Anmaßung von jenen so häufigen Verlusten sprechen konnte, die ungezählte Leben aus der Bahn werfen, bedeutende und geringe, menschliche und tierische. Und stets erwärmte mich der Gedanke, daß immer noch Polly und Herbert um mich waren, sicher und wohlbehalten.

Als wir am 20. Dezember nach Westport zurückkehrten, wurden wir in einem Haus untergebracht, das Mr. G. A. Pfeiffer, Onkel Gus, uns zur Verfügung stellte, ein wahrer Freund, dessen Herzensgüte schon vor dem Tode meiner Lehrerin ein Licht auf unserem Pfad gewesen war. Am Weihnachtsmorgen gingen Polly, Herbert und ich zu dem tiefen, schwarzen Loch, das das Grab unseres teuren Heims darstellte, wo sieben Jahre der Arbeit, der Abenteuer und des Behagens gelebt worden waren und wo jeder von uns sich am Glück des anderen erfreut hatte. Gebannt standen wir dort vor dem letzten Nichts. Es schien mir, als schreite ich durch Flammen, wie es im Mittelalter manch ein Angeklagter tun mußte, wenn seine Unschuld geprüft wurde. Bloß Herberts Kammer und ein Eckchen der Garage blieben noch übrig.

Meiner Lehrerin und mir hatte es damals großen Kummer bereitet, unser Haus in Wrentham zu verlassen, doch konnten wir dabei wenigstens unsere Bücher und unsere Habe mitnehmen, deren vertraute Gesellschaft uns half, uns an eine ungewohnte Umgebung unter Fremden zu gewöhnen. Hier aber war alles untergegangen. Verschwunden die Bücher, die meinen Geist seit meiner Jungmädchenzeit befruchteten, von denen manche mich auf Reisen begleitet hatten, während andere mir lieb waren als Geschenke meiner Mutter, meiner Lehrerin und meines Pflegevaters, John Hitz. Verschwunden die Bibel, deren erhöhte Punkte unter meinen Fingern unscharf geworden waren, Shakespeare, der für mich gleich nach dem Heiligen Buch kommt und mit dem Glanz seines weltumspannenden Genies die Wohnung meines Geistes seit meiner Kind-

heit erfüllte, verschwunden auch all die harmonischen Töne der Dichter aller Zeiten, die in meiner Stille gehallt und widergehallt hatten. Seit damals bin ich mit neuen Kopien einiger dieser Werke beglückt worden, aber oh, die schmerzende Leere, die ich immer fühlen werde, wenn ich an die Briefe denke, die von Liebe vibrierten, kostbarstes geistiges Gut vermittelten, und die verloren waren, unwiederbringlich! Und oh, wie riß es an unseren Herzen, als Polly und ich, Hand in Hand, in Gedanken die geliebten Andenken an meine Lehrerin und die Schätze, die wir auf unseren Reisen gesammelt hatten, in der Asche sahen! In diesem kaum erträglichen Augenblick legte sich eine überirdische Kraft lindernd und heilend auf meine Seele und ich fühlte mich in dem Glauben gestärkt

«... daß losgelöst von Fleisch und Blut,
Das Leben ewig Herr des Todes bleibt,
Und Liebe gar kein Sterben kennt.»

Langsam gingen wir umher, und Polly bemerkte die schöne Eiche, die wir «Eiche der Lehrerin» genannt hatten, weil sie ihr Ideal zarter Grazie verkörperte und eine Form von Licht zu sein schien. Sie war auf einer Seite stark angesengt und wir zweifelten, daß sie die bittere Kälte und die Stürme des Winters überstehen würde, doch im folgenden Frühling schlugen ihre Zweige in federgleichem Grün aus, und sie fuhr fort, zu wachsen und sich auszudehnen, während die angenehme Kühle ihres Schattens die sommerliche Hitze milderte.

Ein paar Tage darauf hatten Polly und ich ein langes Gespräch mit unserer geliebten Freundin und literarischen Beraterin Nella Braddy Henney, der Verfasserin des Werkes «Anne Sullivan Macy». Als wir beisammen saßen, fühlten wir, daß unser Kummer in ihrem zärtlichen Herzen verdoppelt war; der «tröstende Tau des Himmels» perlte von ihren Worten und bestärkte mich in meiner Auflehnung gegen lähmenden Gram. Sie sagte, wie es einst die Griechen taten: «Weiche nicht dem Unheil, sondern geh noch mutiger voran». Sie freute sich, daß Polly und Herbert verschont

geblieben waren, um mein Lebensschifflein durch die vor mir liegenden Gewässer steuern zu helfen, und sie ermahnte mich, meine Arbeit frei von alten Verantwortungen und unwillkommenen Beschlüssen fortzusetzen. Ich erzählte ihr, daß, seltsam genug, endlich eine Stimme zum Schweigen gekommen war, die mich seit Jahren ununterbrochen warnte, wir würden nach Hause zurückkehren und unser Heim in Ruinen finden. Ich hatte nie zu erraten vermocht, warum sie mich so häufig störte, besonders da ich ihr sorglos kaum Aufmerksamkeit zu schenken pflegte.

Unter anderm sprach ich mit Nella über die Bücher, die ich verloren hatte — die Bibel; die Werke Swedenborgs, die von Mr. Hitz während meiner Universitätsstudien und später kopiert und mit mir von einem Heim zum andern gewandert waren; die plumpen, kleinen Bände von Alice im Wunderland, die ich als Geburtstagsgeschenk von Carl Arensberg bekommen, einem brillanten Harvard-Schüler; das uralte, ungebundene Exemplar von Shelleys «*Prometheus unbound*», in dem ich viele Abschnitte mit Anmerkungen versehen hatte; John B. Tabbs Gedichte, rot gebunden, von meiner Schwester Mildred umgeschrieben; zahllose andere Schätze, die mir unendlich lieb und teuer waren. Aber während ich sprach, spürte ich den schöpferischen Ansporn des Geistes meiner Lehrerin und verstand besser denn je, welch wesentlichen Bestandteil meines Lebens der Glanz ihrer Persönlichkeit und die Schatten ihrer erst teilweisen, dann fast völligen Blindheit seit fünfzig Jahren gebildet hatten. Nella sagte zu mir: «Wenn Sie die Lebensgeschichte Ihrer Lehrerin neu schreiben, wird sie Ihnen wie ein heiliges Feuer erscheinen — nicht verzehrend, sondern wärmend, hegend und erleuchtend.» Tief berührt von dem Vertrauen eines Menschen, dessen verständnisinnige, lebendige Biographie Anne Sullivans vielen zu Herzen gegangen ist, hoffe ich inbrünstig, daß es mir gelingt, meinen Lesern einige Strahlen jenes reinen Feuers im Wesen einer Frau zu vermitteln, die ein Herz für glorreiches Leben und ein Auge für «nie erträumte Schönheit» besaß.

II

Es war ein glänzender, heller Funke aus der Seele meiner Lehrerin, der die rauchigen Flammen vereitelter Wünsche und des Trotzes aus dem geistigen Vakuum der kleinen Helen vertrieb. Dieser Funke war das Wort «Wasser». Nicht Mitgefühl im üblichen Sinn war die Triebfeder meiner Lehrerin. Ihr Zweifel an der Natur als nie versagende Freundin der Menschheit lag vielmehr ihren Anstrengungen zugrunde, Helen zu befreien, oder «Phantom», wie ich das kleine, nur von tierischen Impulsen, und nicht immer denen eines fügsamen Tieres, beherrschte Wesen zu bezeichnen vorziehe. Der Kampf meiner Lehrerin gegen die eigene Blindheit begann in ihrer Kindheit, und die teilweise Wiederherstellung ihrer Sehkraft während der Schulung in der *Perkins Institution for the Blind* in Boston hatte ihr Ringen gegen die Natur nicht beendet. Dieses Ringen dauerte so lange wie ihr Leben.

Insgeheim oder offen empörte sie sich ständig gegen jene Übel, die ihr so sinnlos schienen und durch die ihre Sehkraft zerstört und Gesundheit, Verstand und Glück von Millionen Menschen vernichtet worden waren. Wie unnachgiebig war daher ihr Ansturm gegen die Blindheit, Taubheit und Stummheit, die ihre kleine Schülerin in einen dreifachen Kerker gefesselter Instinkte einschlossen! Kühn beschloß sie, sich an die Stelle der Natur zu setzen und deren ziellose Herrschaft über Helen ein Ende zu machen, indem sie die fühllose Grausamkeit von des Kindes Schicksal mit Liebe und Scharfsinn bekämpfte.

Nicht ohne Traurigkeit kann ich an diesen Abschnitt im Leben meiner Lehrerin denken. Wie wäre es ihr zu gönnen gewesen, wenn sie nach dem berauschenden Entzücken, das sie ergriff, als

die Operation es ihr möglich machte, mit ihren Augen zu lesen, ein Kind gefunden hätte, das für ihre mitfühlende Hand empfänglicher gewesen wäre. Aber ach! Phantom hatte keine Ahnung von «natürlichen» menschlichen Banden. All die Süße der Kindheit, die durch eine freundliche Stimme oder das Leuchten eines lächelnden Gesichts geschaffen wird, schlummerte noch in ihr. Sie verstand nicht, was Folgsamkeit ist, und wußte Freundlichkeit nicht zu schätzen. Ich erinnere mich ihrer als plump, dick, unbedacht und unerschrocken. Sie wollte sich nicht führen lassen, und zu ihrer ersten Unterrichtsstunde mußte sie die Treppe hinaufgetragen werden. Zum andern bedurften ihre Tischmanieren dringender Korrektur. Phantom hatte die Gewohnheit, mit den Fingern von ihrem Teller zu essen und auch in die Teller der anderen zu greifen. Anne Sullivan war nicht gesonnen, ihr dieses Benehmen durchzulassen, und es kam zu einem Kampf, während dessen die Familie das Zimmer verließ. Phantom gebärdete sich wie ein Teufel, stieß mit den Füßen, schrie, zwickte ihre künftige Befreierin und warf sie fast von ihrem Stuhl; doch Anne zwang sie, mit einem Löffel zu essen und ihre Finger von den Tellern zu lassen. Dann warf Phantom ihre Serviette zu Boden und erst nach einem weiteren, eine volle Stunde dauernden Kampf brachte Anne sie dazu, sie wieder aufzuheben und zusammenzufalten. Eines Morgens weigerte sich Phantom, sich hinzusetzen und Wörter zu lernen, die für sie keine Bedeutung hatten, und sie warf den Tisch um. Als Anne den Tisch wieder aufstellte und darauf bestand, mit der Lektion fortzufahren, schoß Phantoms Faust wie ein Blitz auf sie zu und schlug ihr zwei Zähne ein.

Nie befand sich eine junge Frau, die von edlen Absichten erfüllt war, in einer kläglicheren Lage. Jedesmal wenn sie versuchte, Phantom zu strafen, legten sich deren Eltern ins Mittel. Aus diesem Grund kam Anne mit ihnen überein, mit dem Kind an einen ruhigen Ort zu gehen, und zog auf ihren Vorschlag hin mit ihm in ein rebenbewachsenes Nebengebäude nahe beim Haus, Ivy Green genannt. Die Möbel wurden geändert, so daß Phantom sie nicht erkennen konnte — auch der Geruch, an den ich mich erinnere, war

verschieden — und es wurde vereinbart, daß die Familie jeden Tag kommen würde, doch ohne daß Helen etwas von den Besuchern wußte. Aus späteren Äußerungen meiner Lehrerin weiß ich, daß wir beide gewissermaßen in dem Nebengebäude eingesperrt waren, und ich bewundere es, daß Anne wagte, mit einer solchen Gefahr für ihre persönliche Sicherheit allein zu bleiben.

Ich habe bereits von verschiedenen Kämpfen zwischen Anne und Phantom berichtet, nicht weil ich eine zusammenhängende oder vereinzelte Erinnerung daran hätte, sondern weil sie die ganze Schwere der Aufgabe illustrieren, die meine Lehrerin übernommen hatte. In der «Geschichte meines Lebens», die ich mit der Sorglosigkeit eines glücklichen, lebensbejahenden jungen Mädchens schrieb, unterließ ich es, in genügendem Maße auf die Hindernisse und Mühsale hinzuweisen, denen Anne gegenüberstand — und dieses Buch enthält noch andere Mängel, die mein heute reifer Sinn für ihr Opfer mir nicht erlaubt, unberichtigt zu lassen.

In meinen Erinnerungen von Ivy Green bin ich mir eines Phantoms bewußt, das in seiner neuen Umgebung verloren schien. Ich denke auch an gewisse Püffe und Schläge, die jedoch nicht von Anne ausgeteilt wurden, sondern von Phantom selbst, welche danach trachtete, hemmenden Armen zu entkommen. Glich sie nicht einem wilden Fohlen, das sich aufbäumt und ausschlägt? Sicher war es ein recht stämmiges Phantom, das sich mit dem vermuteten Feind herumraufte. Mein Gedächtnis hält eine Balgerei rund um einen Gegenstand fest, den meine Tasterinnerung mir als Bett zeigt, und eine feste Geste Annes, die ihre Schülerin dazu bringen sollte, sich hinzulegen oder aufzustehen und sich anzuziehen.

Phantom kannte keinen Zeitbegriff, und es dauerte Jahre, bis sie etwas von den vielen erschöpfenden Stunden erfuhr, die Anne damit verbrachte, sie Gehorsam zu lehren, ohne ihren Willen zu brechen. Selbst das war nur zum Teil erreicht, als die beiden nach Hause zurückkehrten. Dann wurde Phantom zornig über die wiederholten Versuche Annes, ihr den Unterschied zwischen «Wasser» und «Becher» begreiflich zu machen. Ich spürte rasche

Schritte im Zimmer, eine Hand -- die meiner Mutter — ergriff Phantom und zog sie fort, um ihr eine tüchtige Tracht Prügel zu verabreichen. Danach begann Phantom sich zu bessern, doch noch immer fehlte ihr das normale Bedürfnis eines Kindes nach Lob. Sie verstand nicht, daß sie bestraft worden war, denn sie unterschied nicht zwischen Recht und Unrecht. Ihr Körper wuchs, aber ihr Geist war im Dunkel eingeschlossen, wie der Geist des Feuers im Feuerstein. Doch endlich, am 5. April 1887, fast genau vier Wochen nach ihrer Ankunft in Tuscumbia, erreichte Anne Phantoms Bewußtsein mit dem Wort «Wasser». Es geschah an der Pumpe. Phantom hatte einen Becher in der Hand, und während sie ihn unter die Röhre hielt, pumpte Anne Wasser hinein; als es über die Hand spritzte, die den Becher hielt, buchstabierte sie W-a-s-s-e-r in die andere Hand. Plötzlich verstand Phantom den Sinn des Wortes, und ihr Geist begann mit kleinen Flügeln von Flammen zu flattern. Erfaßt von der ersten Freude seit ihrer Krankheit, griff sie eifrig nach Annes stets bereiter Hand und bat um neue Worte, um alles, was sie auch berühren mochte, mit seinem Namen kennenzulernen. Funke um Funke des Verstehens flog durch ihren Kopf, bis ihr Herz sich erwärmte und Zuneigung geboren war. Von der Pumpe gingen zwei begeisterte Wesen davon, die einander «Helen» und «Lehrerin» nannten. Sicher bedeuteten solche Augenblicke der Wonne ein erfüllteres Leben als eine Ewigkeit im Dunkeln.

Ich bedaure über alles, daß ich in der «Geschichte meines Lebens» in der Schilderung von Helens Fortschritten in sprachlicher Beziehung und im Sprechenlernen ziemlich gedankenlos war. Die Darstellung ist derart gedrängt, daß es gewöhnlichen Lesern so vorkommen muß, als hätte Helen in einem einzigen Augenblick «das ganze Geheimnis der Sprache erfaßt». Welche Mißverständnisse muß ich mit meinen naiven Ausführungen verursacht haben, während ein reifer, kritischer Geist diese Vorgänge bestimmt mit dem nötigen Sinn für Perspektive beschrieben hätte.

Da meine Entwicklung zu einem menschlichen Wesen der Lebenszweck meiner Lehrerin war, verweile ich — sogar auf die Gefahr

hin, mich zu wiederholen — besser ein wenig bei der kleinen Helen, wie sie wirklich war, nachdem sie ihr Augenlicht und ihr Gehör im Alter von neunzehn Monaten einbüßte. Mit erschreckender Plötzlichkeit ging sie vom Licht ins Dunkel und wurde ein Phantom. Der Wind hörte auf, für sie eine Stimme zu haben, absolute Stille umfing ihren Geist und lag auf dem ganzen Raum, durch den sie ging. Geistige Dürre nahm von ihr Besitz. Ihre wenigen Worte starben ab. Das Sonnenlicht, das ihren Bewegungen einen Richtungssinn gegeben hatte, war ausgelöscht. Ihre Augen, die sich von Lächeln genährt hatten, erhielten nichts als unerbittliche Leere dargereicht. Der Frühling konnte sie nicht mit seinen Veilchen und Obstbaumblüten einfangen, der Sommer ging vorbei, ohne daß sie seine Früchte sah, und sie ahnte nichts vom reichen Ernteertrag des Herbstes. Die Vögel hörten auf, in ihrem Herzen zu singen, weil es deren Freude nicht erwidern konnte. Ihr Körper war ohne Fehl, aber ach, der herzbrechende Mangel echter Kindlichkeit war eine Qual für ihre Eltern — die Unempfänglichkeit für Ton und Blick an Stelle des Lächelns, das jedermann zu erfreuen pflegte; der scheinbare Tod alles dessen, was Sprache, Spiel und Geist versprochen hatten! Hilflos war die Familie Zeugin der verwirrten Intelligenz, wenn Phantoms Hände sich ausstreckten, um Formen zu betasten, die sie erreichen konnten, aber nichts für sie bedeuteten.

Phantom suchte keinen Ausweg aus ihrem Chaos, weil sie nicht wußte, was es war. Sie suchte nicht den Tod, da sie keine Vorstellung davon besaß. Alles, was sie berührte, war undefinierbar, erregte weder Staunen noch Furcht, weder Neugier noch Erkennen. Wenn sie in einer Menge stand, war ihr der Begriff menschlicher Gemeinschaft fremd. Nichts fügte sich als ein Teil in ein Ganzes, und häufig flammte heißer Zorn in ihr auf, der mir nicht als Erregung im Gedächtnis geblieben ist, sondern lediglich durch die spürbare Erinnerung an die Stöße und Hiebe, die sie dem Gegenstand ihrer Wut versetzte. In derselben Weise erinnere ich mich an Tränen, die ihr über die Backen liefen, aber nicht an den Kummer, der sie verursachte. Es gab keinen Namen für dieses Gefühl

noch für irgendein anderes und infolgedessen wurde es nicht registriert. Sie kannte «Schatten» nicht, weil sie keine Idee von «Substanz» hatte. Für sie gab es keine Schönheit, keine Symmetrie, keine Proportion. Alles war nur Verlangen, richtungsloses Verlangen — das Samenkorn, aus dem alle menschlichen Bedürfnisse erwachsen, die ihre Befriedigung in tausendfacher konkreter Verwirklichung finden. Erst nach dem Ereignis an der Pumpe verspürte Phantom einen Impuls nach etwas Bestimmtem: die Namen der Dinge zu lernen, die sie berührte oder wünschte. Und selbst dabei handelte es sich eigentlich erst um das Aufkeimen eines Impulses.

An der Pumpe war zwar das Nichts überwunden worden, doch noch lebte Phantom keineswegs in einer wirklichen Welt. Sie brachte Worte richtig mit Gegenständen in Zusammenhang, die sie berührte, wie «Pumpe», «Boden», «Baby», «Lehrerin», und sie gab sich der Freude hin, von der Unfähigkeit befreit zu sein, ihr physisches Verlangen auszudrücken. Sie fühlte sich zu ihrer Lehrerin hingezogen, nicht von einem Gefühl der Dankbarkeit, sondern weil sie durch ihre Fingerbewegungen bekam, was ihr Worthunger verlangte, gerade wie das Kind nach der Mutterbrust tastet, um zu trinken. Sie dachte bloß an die Worte, die sie gelernt hatte, und erinnerte sich daran, wenn sie sie brauchte. Sie überlegte nicht und versuchte nicht, sich selbst etwas zu beschreiben. Aber die ersten Worte, die sie verstand, waren in ihrer Wirkung den ersten Sonnenstrahlen gleich, die den Winterschnee aufzutauen beginnen, Flocke um Flocke, da einen Flecken, dort einen anderen. Nachdem sie viele Namen gelernt hatte, kamen die Adjektive, und nun ging das Schmelzen rascher. Schließlich fügte die Lehrerin die Zeitwörter hinzu, eines nach dem anderen, manchmal in Gruppen, doch für Helen gab es keine Beziehung zwischen den Worten, keine Vorstellung, Form oder Zusammenhang. Nach und nach nur begann sie die allereinfachsten Fragen zu stellen. Sie hatte Wendungen wie «was», «wer», «wie», «warum» und andere Verbindungsworte, an die wir unsere Fragen hängen, zwar noch nicht erfaßt, aber als sie sie sich aneignete und langsam Fragen formte, verscheuchte die Antwort, die die Hand ihrer Lehrerin vermittelte,

ihre Isolation. Danach sprach die Lehrerin immer mit Helen, und oh, wie sich jetzt das zusammenhanglose Tasten unter dem verbindenden Hand-zu-Hand-Zauber zu klären begann! Es muß äußersten Scharfsinn von meiner Lehrerin erfordert haben, zu erraten, welche unzusammenhängenden Gedankenfragmente im Geist des Kindes nach Ausdruck rangen. Und für ihre Augen ist das bestimmt eine gewaltige Anstrengung gewesen, die flinken Kinderfinger zu lesen, als Helen immer wißbegieriger wurde und versuchte, in Monaten einen Wortschatz zu erringen, mit dessen Aufbau sie vor fünf Jahren hätte anfangen sollen. Jedoch mit dem knappen, elementaren Wissen, das Helen erfassen konnte, war jeder Gegenstand verwandelt, den sie berührte: Erde, Luft und Wasser wurden durch die Hand der Lehrerin belebt, und Phantom verschwand, als das Leben voll Sinn und Bedeutung über Helen hereinbrach — Mutter und Vater, Baby Mildred, Kusine Leila und ihre kleinen Mädchen, die Negerkinder, die seit Jahren ihr wildes Wesen erduldet und versucht hatten, Spiele für sie zu erfinden, und immer gut zu ihr gewesen waren. Diese Flut des Entzückens, die Helen in der wiederhergestellten Gemeinschaft fand, war das wahre Wunder dieser Tage, nicht Helens falsch gedeuteter, «phänomenaler» Fortschritt, von der Sprache als einem voll ausgebildeten Instrument Besitz zu ergreifen.

Eines der ersten Bestreben Anne Sullivans war es, Helen zu lehren, wie man spielt. Sie schuf damit ein fähigkeitsbildendes Element, ohne das Studium oder verständiges Arbeiten kaum möglich ist. Helen hatte nicht mehr gelacht, seit sie taub geworden war. Als sie Gehorsam und ein wenig Geduld gelernt hatte, kam ihre Lehrerin eines Tages fröhlich lachend ins Zimmer und verbreitete lärmende Freude um sich. Sie legte die Hand des Kindes auf ihr heiteres Gesicht, buchstabierte «Lachen», und kitzelte Helen dann leicht, bis sie ein Lachen ausstieß, das die Herzen der ganzen Familie erfreute. Sie tat es wieder und wieder und führte mit Helen dann die Bewegungen des Herumtobens, Schwingens, Fallens, Springens, Hüpfens, Seilspringens usw. aus, das buchstabierte Wort jeder Handlung folgen lassend. Innert weniger Tage

war Helen ein anderes Kind, «voll strahlender Freude», und oh, welch herrlichen Spaß sie und Anne miteinander hatten! Die ausbrechende, überschäumende Fröhlichkeit, das unbeschreibliche Frohlocken, die Lebendigkeit neuer Entdeckungen, die Helen wie ein Leuchten umgaben! Mit Helen herumtollend fühlte sich die Lehrerin selbst ins «Feenland» versetzt, indem sie ihr die Gabe erfinderischen Spiels, das sie in ihrer eigenen Kindheit nicht gekannt hatte, erschloß. So wurde Helen durch Bewegungen, Übungen und Spiele aller Art angeregt, nach den Namen dieser verschiedenen Unternehmungen zu fragen und ihr Wissen durch die immer leuchtenden Flammen des Finger-Buchstabierens ihrer Lehrerin zu vervollständigen. Und die Zauberei dieses Buchstabierens war unvergeßlich. Die Finger der Lehrerin funkelten wahrlich in Helens Hand, während sie Verstecken spielten, Bälle schleuderten, oder sich mit Kätzchen und jungen Hunden tummelten.

Die Lehrerin hielt ein paar Tauben in einem Käfig in ihrem Zimmer, so daß Helen, wenn man die Vögel freiließ und sie davonscheuchte, den Luftzug ihres Flügelschlages fühlen, das Fliegen der Vögel erfassen und die Herrlichkeit von Flügeln verstehen konnte. Als die Tauben ihre Scheu verloren hatten, setzten sie sich auf Helens Kopf und Schultern; sie lernte, wie sie sie füttern mußte, und verstand ihr Schnäbeln und Gurren, ihr Picken und Flattern, und deshalb sind Vögel, obgleich ungesehen, immer ebensosehr ein Teil ihres Lebens gewesen wie Blumen und Steine.

In Helens Kaninchenstall gab es entzückende weiße, rubinäugige Kaninchen. Die Lehrerin selbst hatte nie zuvor Kaninchen gesehen und ihre ständig zuckenden Nasen waren ein dauerndes Vergnügen für sie, aber es schien ihr falsch, wie sie kauten, und eines Tages versuchte sie, eines davon dazu zu bringen, so zu kauen, wie sie es für richtig hielt; meine Mutter und mein Vater lachten Tränen. Das war ein Beispiel unter vielen, das zeigte, daß Anne Sullivans Wissen auf dem Gebiete der Zoologie und in anderen Dingen Lücken aufwies — sie hatte ja nur sechs Schuljahre absolviert — aber mit Helen zusammen lernte sie eine Menge aufregender Einzelheiten über wilde Kaninchen auf Grund dessen,

was sie bei den zahmen sah; und so wurde das fröhliche Wörterspiel von Tag zu Tag erneuert, bis Helen in ihren Fingern das Wiehern von Prince, dem Reitpferd, «gehört» hatte, das Muhen der Kühe, das Quietschen der Ferkel und das muntere Krähen des Hahns. Helen konnte nicht singen und krähen, doch wie ihre Lehrerin zu sagen pflegte, ihr Antlitz hatte dann ein Strahlen, das selbst das übertraf, das ihr die Aneignung der Sprache verlieh.

Was ich geschrieben hatte, ist weitschweifig, aber es ist wie Brownings Stern, der ihm einen roten Strahl und dann einen blauen zeigte. Genau so enthüllt sich mir der Morgenstern von Helens wiedererweckter Kindheit.

Ja, meine Lehrerin schenkte buchstäblich ihre ganze Vitalität, ihre Vorstellungskraft, all das Wissen, das sie aus Büchern über Tiere, Pflanzen und Mineralien sammelte, und alles, was hell und kindlich in ihr selbst war, ihrer ruhelosen, unersättlichen Schülerin. Helen war völlig von der Wonne zu leben in Anspruch genommen, während ihre Lehrerin sich erinnerte, daß sie ihren Schwur zu erfüllen hatte — die Leere im Leben des Kindes durch die Augen und Ohren der Intelligenz, der Fähigkeiten und der Gedankenverbindungen auszufüllen — ihr mit Liebe, Erfindungskraft und Literatur zu einem gewissen Grad die Möglichkeiten zurückzugeben, deren die blinde, unachtsame, fühllose Natur ein kleines, hilfloses Menschenwesen beraubt hatte. Dies war es, was Anne Sullivan tatsächlich fühlte und was ich lange nachher herausfand. Wann immer Helen sich in ihre Wörter, Verben und Präpositionen verwickelte und mit Zeichen zu verstehen gab, was sie nicht sagen konnte, zog ihre Lehrerin ein oder zwei bezeichnende Worte oder einen Hilfssatz heran, der der Persönlichkeit des Kindes neue Flügel gab. Als Helen ein wenig älter war, konnte die Lehrerin ihr Lachen mit den Reimen von «*Mother Goose*» wecken, oder sie mit einfachen, aber erlesenen Gedichten anregen. Das Vorgehen war dasselbe wie bei der normalen Art, lesen zu lernen — nicht jedes Wort wurde Helen erklärt; es wurde ihr überlassen, den Sinn selbst herauszufinden. Obgleich das Kind sich nicht der Bedeutung des Erbes

bewußt war, das ihm weitergegeben wurde, so hat sich doch seine begeisterte Reaktion auf die Poesie so lebendig erhalten, daß sie mich noch heute in der Rückerinnerung durchschauert.

Die leichten Finger Annes bildeten ein Teil des Zaubers, der reich aus den fließenden, musikalischen Rhythmen strömte, wenn sie hie und da Helens Finger drückten, mit dem tiefsten Gefühl von Freude oder Leid, das die Berührung verkörpern kann. Allmählich las die Lehrerin länger und öfter mit Helen; die neuen Worte, die das Kind lernte, waren ihm Ansporn zu neuen Fragen, und so wurde es zu anderen Worten geführt.

Bücher, die man ihr vorbuchstabierte, und andere, die sie selbst las, vervielfachten ihren Wortschatz. Die Eroberung der Sprache beflügelte ihre geistige Tätigkeit und half, sie zu einem Wesen mit zusammenhängenden Gedanken und wachsender Überlegungsfähigkeit zu formen. Doch in der «Geschichte meines Lebens» habe ich wie gesagt den Zustand des Kindes, bevor es unterrichtet wurde, nicht ausreichend analysiert, ebensowenig wie die einzelnen Phasen beim Erlernen der Sprache und die natürliche Methode seiner Lehrerin. Auch ließ ich Einzelheiten aus, die wesentlich für die Würdigung von Anne Sullivans komplexer Aufgabe sind, aus einem taubstummen Geschöpf ein menschliches Wesen zu erschaffen, so normal, wie es unter den gegebenen Umständen möglich war.

III

Meine Lehrerin pflegte beispielsweise zu erwähnen, wie ungeschickt und täppisch die kleine Helen war. Es dauerte Wochen, ehe sie des Kindes Gewohnheit brechen konnte, Lampen und andere Dinge, an die es stieß, einfach beiseite zu schubsen. Ohne Helens

Freude an ständiger Bewegung zu dämpfen, brachte die Lehrerin ihr bei, alles sachte zu berühren — einen Kanarienvogel, den Pelz eines Kätzchens, eine Rose auf ihrem Stiel, von deren Blättern der Tau perlte, ihr ein Jahr altes Schwesterchen Mildred in der Schaukel. Die Wichtigkeit sanften Vorgehens wurde durch den Tod eines jungen Täubchens eindringlich gezeigt, das Helen überfütterte, woran ich mich mit Kummer erinnere. Und eines Tages hat Anne ihre Schülerin dabei ertappt, wie sie herzlos eine gefangene Heuschrecke in einer stickigen Schachtel heftig schüttelte, im natürlich vergeblichen Versuch, das Tierchen zum Zirpen zu bringen. Sie nahm tatsächlich an, das kleine Insekt fühle nichts, weil sie an ihm keine weichen Teile spürte. Wieviel zarte Stückchen Leben wären ohne Anne Sullivans Wachsamkeit durch die Rauheit des Kindes verletzt oder erschreckt worden.

Abgesehen davon, daß sie Helen erziehen mußte, ihr beibringen, ordentlich zu sitzen und zu stehen und mit einiger Grazie zu gehen, hatte meine Lehrerin auch all die Pflegepflichten übernommen, die den meisten Eltern zufallen, unter anderem die Kinder anzuhalten, sich hinter den Ohren zu waschen, ihre Haare zu kämmen und zu bürsten, saubere Kleider anzuziehen und dergleichen mehr. Das erforderte lange Zeit, denn Helen hatte keine Ahnung von Haltung und liebte es nicht, immer zurechtgewiesen zu werden. Sie war ein heilloses Teufelchen. Es brauchte die ganze Überzeugungskraft ihrer Lehrerin, um Helen abzugewöhnen, ihre Großmutter zu zwicken, die sie nicht mochte. Zwang war bei einem Kind von Helens Temperament vergeblich, und Anne fand sich ein Jahr oder zwei damit ab. Doch der Eigensinn des Teufelchens erreichte einen Grad, da etwas getan werden mußte, um Helen vor Gewohnheiten zu retten, die Kinder abstoßend machen. Sie pflegte beispielsweise dauernd ihre Nägel abzubeißen; eines Tages aber fiel ein menschlicher Wirbelwind über sie her, der ihr Ohrfeigen versetzte und ihr die Arme hinter dem Rücken zusammenband. Erst als ihre Hände derart lahmgelegt waren, wurde Helens Wunsch, sich auszudrücken, stark genug, um es ihr zu ermöglichen, ihren Zerstörungsdrang zu bekämpfen. Aber sie litt nicht so sehr wie

Anne, die im Zimmer auf und ab ging und nicht imstande war, zu lesen noch sich mit irgend etwas anderem zu beschäftigen.

Das erinnerte mich daran, wie Helen in anderer Weise sündigte, indem sie ständig für sich selbst mit den Fingern buchstabierte, sogar nachdem sie mit dem Mund zu sprechen gelernt hatte. Alle Vorhaltungen und Bitten ihrer Lehrerin, alle Redegewandtheit, mit der diese ihr andere Kinder als Beispiel hinstellte, fruchteten nichts, doch gerade damals las ich, daß Gewohnheiten, gute und schlechte, wie ein Kabel sind, aus Strang an Strang gebildet, bis sie so stark werden, daß man sie nicht mehr zu brechen vermag. Ich beschloß, mit dem Buchstabieren für mich selbst aufzuhören, ehe es eine Gewohnheit wurde, von der ich mich nicht mehr freimachen konnte, und so bat ich Anne, meine Finger mit Papier zu umwickeln. Sie tat es, doch sie war traurig im Gedanken an meine Qualen und weinte sogar. Viele Stunden lang, Tag und Nacht, sehnte ich mich danach, die Worte zu formen, die mich mit anderen in Berührung brachten, aber das Experiment gelang, davon abgesehen, daß ich mich auch heute noch gelegentlich, in Augenblicken der Erregung oder wenn ich aufwache, dabei ertappe, mit den Fingern zu buchstabieren.

Doch wenden wir uns wieder meiner Lehrerin zu und den ersten zwei Jahren ihrer Arbeit mit mir. Es gab Tage, an denen Helen während der Stunden nicht recht aufpassen wollte oder Dinge und Bewegungen nicht mit genügender Sorgfalt beobachtete. Da sie es liebte, Ringe zu tragen, nahm die Lehrerin sie ihr weg und legte sie in eine Ecke, bis sie fand, daß ihre Schülerin ausreichend bestraft sei. Sobald Helen sich den nötigen Wortschatz angeeignet hatte, um zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, steckte Anne sie ins Bett, wenn sie eine Missetat begangen hatte, wie man das mit unartigen Kindern tut. Trägheit, Unaufmerksamkeit, Unordentlichkeit und Aufschieben waren andere Kobolde in Helens Charakter, die ihre Lehrerin mit Scharfsinn, Humor und funkelndem Spott auszutreiben trachtete. Selbstrechtfertigung war ein weiterer Fehler, den Anne bis in Helens Jungmädchenjahre bekämpfte und der mich immer noch hie und da befällt. Ich führe dies alles nur

an, damit meine Leser einen wirklichen Begriff der Prüfungen und Drangsale bekommen, denen meine Lehrerin meinetwegen ausgesetzt war.

Ich glaube, daß meine Lehrerin sich zu jener Zeit wie die Wurzeln fühlte, die sich in Dunkelheit und Kälte mühen, die zarten Aufbaustoffe für die Blumen bereitzustellen, und es ist mir eine liebe Erinnerung, daß sie zu erklären pflegte, dieser Abschnitt ihres Lebens sei derjenige gewesen, den Freude und Befriedigung am meisten erfüllt haben. Sie hatte einen Brennpunkt gefunden, von dem ihre Persönlichkeit ausstrahlen, sich als Licht und Kraft mitteilen konnte. Mittellos, halbblind, einsam in ihren Idealen und Gedanken, richtete sie ihren Geist auf andere Lehrer, die das Dunkel der Unwissenheit, des Barbarentums und der Beschränkungen durchbrochen hatten. Sie fühlte, daß sie in ihrem Losgelöstsein von der Zeit und ihrem großen Werk geistiger Befreiung für andere Seite an Seite mit ihnen lebte, und sie erstarkte, indem sie aus ihrem selbstentsagenden Leben Inspiration schöpfte.

Nie war sie die «Schulmeisterin», als die sie in manchen Artikeln, die ich las, hingestellt worden ist. Sie war eine lebhafte junge Frau, deren Vorstellungskraft durch die Fortschritte der kleinen Helen zu dem einzigartigen Traum angeregt wurde, ein blindes und taubes Geschöpf zu einem nützlichen, normalen Menschenwesen zu formen. Von diesem Traum beschwingt, glitten ihre Worte wie kleine Meteore durch des Kindes Finger und schufen glänzende Furchen der Initiative. Bis zum heutigen Tag kann ich weder neue seelische Regungen lenken, noch meinen Geist zum Handeln antreiben, ohne mich der gleichsam elektrischen Berührung der Finger meiner Lehrerin in meiner Handfläche zu erinnern. Die gedankenlose Schmeichelei, mit der ich überhäuft werde widert mich an, doch ich freue mich über Urteile, die Anne Sullivan Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihre erfinderischen Bestrebungen richtig einschätzen, ein Leben vor dreifachem Unheil zu bewahren, ihm Form und Anmut zu geben. Keine leichte Aufgabe. Es war nicht eine glückliche Fügung des Schicksals, die Helens Geist befreite, sondern die Vision einer Prophetin und die Gabe einer wirklich

berufenen Lehrerin, die den Intellekt mit innerem Feuer belebte. Demutsvoll möchte ich unsere gemeinsamen Kämpfe und Triumphe, die in diesem Buch geschildert werden, nicht mit dem abgegriffenen Wort «Wunder» in Verbindung bringen, sondern ihre Würde als menschliche Bestrebungen sichtbar machen, die von Gott befohlen und dank seiner göttlichen Liebe verwirklicht wurden.

Trotz Annes geschwächter Sehkraft blieben ihr Gesicht und Gehör wach und offen. Ihr reines Englisch und ihre Liebe zu allem Schönen bildeten möglicherweise die Hauptfaktoren ihrer Arbeit mit Helen. Ihre Leidenschaft für Vollendung in Literatur, Charakter und Unterhaltung gewann die Oberhand über ihre dürftige Schulung, ihr Gefühl sozialer Unebenbürtigkeit, ihre finanziellen Schwierigkeiten und ihr impulsives Temperament. Wer vermag die Widerstandskraft zu ermessen, deren sie bedurfte, um gegen all die Hindernisse anzukämpfen, die sich ihr seit ihrer Kindheit entgegenstellten, bis ihre Blindheit vollständig wurde und sie von anderen abhängig machte? Welch gewaltige Hemmnisse in sich selbst und in ihrer menschlichen Umgebung muß sie überwunden haben! Dadurch, daß sie sich selbst zu Auge und Ohr machte, um einem ausgehungerten Geist normale Sprache und Wissen zu vermitteln, widmete sie sich ganz der Befriedigung der dringenden Bedürfnisse ihrer Schülerin. Zwar zeigten sich vereinzelte irdische Neigungen in ihrem Wesen, doch glich sie in nichts jenen Frauen, die Amiel bewundert, aber auch kritisiert, weil sie «das Gute wollen, jedoch auf ihre eigene Art». Sie wollte das Gute um seiner selbst willen, auf die Art, die für das Leben ihrer Schülerin am fruchtbarsten war. Um so tiefer ergreift mich ihr Glaube und ihre Standhaftigkeit, mit der sie mich, eine neue Eurydike, aus dem Plutonischen Schattenreich der lichtlosen Stille zu retten suchte. Sie hätte sich leicht auf einem anderen Gebiet auszeichnen können, und ich wundere mich noch immer, warum sie ein halbes Jahrhundert bei mir blieb.

Die kleine Helen kannte ihre Lehrerin nur als eine liebende, führende Person, mit einer bezaubernden Gabe, Wissen zu übermitteln. Anne ließ nie die Schatten ihrer im Armenhaus von Tewksbury verbrachten Jahre auf das fröhliche Gemüt des in nor-

maler Umgebung aufwachsenden Kindes einwirken. Sie behielt dieses dunkle Geheimnis vielmehr für sich, bis sie vierundsechzig Jahre alt war und ich fünfzig. Doch sie erzählte mir offen von dem Dorf Feeding Hills, Massachusetts, wo sie geboren war, und von ihrem kleinen Bruder Jimmie, dessen Tod sie so schmerzlich getroffen. Meine eifrigen Fragen über ihre Familie führte sie dazu, Geschichten über ihre Schwester Mary und andere Mädchen, die sie gekannt hatte, zu buchstabieren, und solche über einfache Leute in Irland, die von ihrem Vater rührten. So entstand ein neues Band der Sympathie zwischen der alleinstehenden Frau und ihrer Schülerin.

Anne ließ nie eine Klage über ihre Einsamkeit verlauten, doch wenn ich auf diese frühen Jahre zurückblicke, fällt mir auf, mit welchem Vertrauen sie sich in den reinigenden Flammen vorwärtsbewegte, die normale Persönlichkeiten aus wenig versprechendem Material entstehen lassen. Sie erforschte ein Gebiet, das in ihr alle Instinkte der selbstlosen Hingabe, des Abenteuers und des Strebens nach Großem weckte. Noch nie zuvor hatte sich jemand der Hoffnung hingegeben, ein taubes und blindes Geschöpf (ich nehme dieses Wort im buchstäblichen Sinn — ein Geschöpf der Umstände) könnte mehr als einen schwachen Grad von Normalität erreichen, und siehe da, Anne Sullivan flog auf den feurigen Flügeln dieses Traumes dahin! Wie sie diesen Plan faßte, und warum sie ihr ganzes Leben lang fortfuhr, jenes Ziel anzustreben, das sie «Vollkommenheit» nannte, weiß ich nicht, doch aus Fragmenten von Gesprächen, die ich mit Hilfe ihrer Finger auffing, wußte ich, daß ihre Gedanken liebliche Visionen umhegten, bald strahlend, bald durch Enttäuschung verdunkelt, von «einem engelhaften Kind», «einem schönen jungen Mädchen voll Anmut», «einer jungen Frau, die mit einer natürlichen Stimme die Sache der Unglücklichen verteidigt», und andere Vorstellungen, deren Nichtverwirklichung mir Tränen in die Augen treibt. Ebenso wie ich oft Fruchtblüten berührte, die spitzengleich an einem Baum beben, so vergegenwärtige ich mir immer wieder mit Entzücken und Verehrung Annes großherziges, edles Streben, das ganz auf meine Selbst-

erfüllung gerichtet war. Symbolisch gesprochen, beugte sie sich über jede Wiege, in der Erwartung, darin ein prachtvolles neues Menschenexemplar zu entdecken. Sicher bestand eine geistige Verwandtschaft zwischen ihr und «A. E.», dessen Gedichte ich oft in ihren Händen sah. Beide rangen sich in ihren Träumen zu Schönheit, Reinheit und Freude empor, und keine feindliche Umgebung vermochte sie ihnen zu rauben. Ich bete von Herzen und glaube, daß die «flüchtige Schönheit», die sie so leidenschaftlich suchte, für immer um sie bleiben möge. Ich denke, daß diesem Ideal der Vollendung ihre Liebe zu physischer Schönheit entsprang.

Anne Sullivan war für eine verfeinerte Umgebung geschaffen, für eine kultivierte Lebensweise, für künstlerische und intellektuelle Ausdrucksmöglichkeiten. Sie war stolz auf die Arbeit als Verkörperung der Würde des Menschen und konnte es nicht ertragen, wenn sie schlecht getan wurde. Alles Häßliche in menschlichen Wesen oder Stätten deprimierte sie, Entstellung stieß sie ab, obschon ihr mitfühlendes Herz bereit war, deren Opfern beizustehen. Erniedrigende Armut in jeder Form beleidigte ihre Augen, und ich weiß, daß sie nächtelang wach lag, darüber grübelnd und Mittel suchend, um solchem Zustand abzuhelfen. Sie war so empfänglich für hübsche Gesichter, Schönheit der Landschaft und Schönheit in der Kunst, daß sie darüber tatsächlich Tränen vergießen konnte. Es schmerzte sie, wenn eine hübsche Vase oder eine fein modellierte Statuette zerbrochen wurde, gerade als ob sie lebendig wären, und sie war dann so zornig, wie Madame Curie es zu sein pflegte, wenn einer ihrer Schüler während eines Experimentes im Laboratorium einen Tisch beschmutzte. Unter meinen frühen Erinnerungen lebt u. a. jene an Annes Besuch in einem Bostoner Geschäft, wo sie von einem hübschen, pelzbesetzten Samtcape derart bezaubert war, daß sie der Versuchung erlag und ihr spärliches Gehalt dafür hingab. Ich war dabei — eine willige Helfershelferin. Sie trug das Cape den ganzen Weg zurück zur *Perkins Institution*, wo wir damals lebten, und ich lächle beim Gedanken an die Strafpredigt, die uns zuteil wurde, dieser jungmädchenhaften Extra-

vaganz wegen, zu der uns meiner Lehrerin Sehnsucht nach Schönheit und ihr Stolz, Geld auszugeben, das sie verdient hatte, verführt hatten.

Dies war eine Abschweifung, die einige Lichter und Schatten des Temperaments zeigt, das die treibende Kraft hinter der Arbeit meiner Lehrerin war. Ohne ihr intensives Streben nach Vollkommenheit hätte sie kaum während trostloser Lebensabschnitte in einem abgelegenen Dorf bei ihrer Aufgabe ausharren können. Manchmal wurde sie ungeduldig und buchstabierte mir, wie sinnlos ihr alles scheine. Das seltsame Wort, das ich hervorhebe, belustigte das Kind: «Nichts ereignet sich Tag für Tag, und das klingende Leben ist so *monoton* wie der Ruf des Klage-Nachtschattens.» Aber meiner Lehrerin unerschütterlicher Entschluß half ihr, ihrer Arbeit die Schönheit ihrer Träume und den Glanz aller Lieblichkeit, die sie täglich sah, zu verleihen. Das war ein Teil des Geheimnisses, vermittels dessen sie eine fröhliche Kindheit schuf, die ich in zärtlicher Erinnerung bewahre.

Bevor Anne Sullivan zu mir kam, hatte sie ihre neugewonnene Sehkraft mit dem emsigen Studium des Berichts Dr. Samuel Gridley Howes über seine Arbeit mit Laura Bridgman stark beansprucht, doch sie wollte sich auf die kaum erfaßte Aufgabe so gut wie möglich vorbereiten, eine Seele aus dem dunklen Schweigen zu retten. Selbst damals war sie nicht imstande, während längerer Zeit zu lesen, und war gezwungen, lange Ruhepausen zwischen den einzelnen Abschnitten einzuschalten. Jetzt aber, in dem Maße, wie sich ihr Arbeitsfeld weitete, beanspruchte sie ihre Augen schonungslos, aber es dauerte lange Zeit, bis die junge Helen eine Ahnung davon bekam, welche Belastung für Annes Sehvermögen es war, ihr vorzulesen. Manchmal fand Helen ihre Lehrerin im Bett, von Übelkeit und Kopfschmerzen befallen, doch nie erwähnte diese ihre Augen. Sobald die Schmerzen aufhörten, begann Annie vielmehr wieder zu buchstabieren, erzählte Helen griechische Mythen und schlug dann ein Spiel vor, in dem jede von ihnen eine Figur aus der Sagenwelt verkörperte. War sie wieder hergestellt, so begann sie mit Helen Persephone und Pluto zu spielen, oder die

Argonauten, Theseus und Ariadne, oder Boadicea und ihre römischen Überwältiger.

Helen war neun Jahre alt, als Anne erstmals vom Ernst ihrer Augenkrankheit sprach und sagte, sie müsse für einige Zeit verreisen, um ihren Augenarzt in Boston aufzusuchen. Selbst dann verstand Helen nicht genau, um was es ging, und meinte, die Augen der Lehrerin würden bald wieder in Ordnung sein. Sie erfaßte nicht, daß Anne sie ständig hätte schonen und pflegen sollen, und ahnte keineswegs, daß diese alle Vorsicht in den Wind geschlagen hatte.

Als die Beschwerden wieder auftauchten, fragte Helen immer wieder: «Warum schmerzen Ihre Augen so?»

«Oh, aus verschiedenen Gründen», war dann etwa Annes Antwort. «Das Sonnenlicht auf der roten Erde tut ihnen nicht gut», oder «ich habe gestern zu lange geschrieben».

Doch nicht viel später war es, daß Helen sie dabei ertappte, wie sie ein Buch nahe vor dem Gesicht hielt, anders als andere Leute Bücher halten, und fragte: «Anne, weshalb bringen Sie das Buch beim Lesen so nahe vor die Augen und bewegen Ihren Kopf von einer Seite zur anderen?»

Da gestand die Lehrerin, wie schwach ihre Augen waren. «Mach dir keine Sorgen, Helen», sagte sie. «Ich bin glücklich, lesen und genug sehen zu können, um mich der Farbe des Himmels, der Erde und des Wassers zu erfreuen und meinen Weg überall allein zu finden.» Sie fügte hinzu: «Am besten sehe ich morgens, wenn das Licht sehr stark ist.» Nun verstand Helen, daß das, was ihre Lehrerin am meisten brauchte, Ruhe war, Ruhe und nochmals Ruhe für ihre Augen, und sie beschloß, daß sie sie ihre Nase nur noch morgens in ein Buch stecken lassen und sie dann zum Spazierengehen oder zum Spielen wegholen würde. Einmal aber fand Helen Anne am Nachmittag beim Lesen und zog sie empört am Arm. Sie wollte ihr das Buch aus der Hand schlagen, fürchtete jedoch, etwas damit zu treffen. «Ich kann keine zehn Zentimeter weit sehen», gab die Lehrerin zu, und Helen veranlaßte sie, sich bis zum Abendessen hinzulegen.

Erst Jahre später begriff Helen, daß Anne ihre Augen überanstrengte, um sich über pädagogische Fragen zu unterrichten und ihr Wissen zu erweitern, hingegen nur gelegentlich zur Unterhaltung. Die Lehrerin löschte beinahe ihr Augenlicht aus, um sich zu den Schätzen, die sie suchte, durchzulesen. Es war nicht nur Wissen, das sie anstrebte, sondern gewähltes Englisch für sich selbst und Helen, und zudem die tausend kleinen, holden und erquicklichen Dinge, die wahre Kultur und Bildung bedeuten. In gewissem Sinn stellten sie und Helen gemeinsam aufwachsende Kinder dar, doch Anne errötete über die Lücken in ihrem Wissen, während Helen ihren Weg durch die Stunden tanzte und sich im Spiel austobte.

Wenn ich daran denke, wie meine Lehrerin ihre Sehkraft auf unzählige Arten zu meinem Nutzen hingab, erscheinen mir ihre Augen als «zarte Ariels», Geister, die zu schwach waren, um Annes unausgesetzten, anspruchsvollen Befehlen nachzukommen, und die oft Qualen erdulden mußten, ohne etwas dafür zu können. Sie sahen ungleich, eines mehr als das andere, und sie waren nicht akkommodationsfähig. Dennoch, und obschon sie hart behandelt und oft mißbraucht wurden, bemühten sie sich, treu und ergeben zu dienen. Brennend in bangem Verlangen nach Ruhe, hielten sie Zwiesprache mit dem Licht der Natur, um Anne Stunden der Wonne im Freien zu gewinnen, oder quälten sich über bedruckte Seiten, um ihr die Tiefen des menschlichen Herzens verständlicher zu machen oder die Blüten der Poesie, die

> «Ihre duftenden Gewebe und himmlischen Farben
> Für immer in ewigem Tau erfrischen.»

Als Kind dachte Helen nicht lange über dieses Geschehen nach, doch als sie seelisch reif geworden war, lastete die Tragödie des Augenlichts ihrer Lehrerin schwerer auf ihr, und das grausamste daran war, daß das Bewußtsein ihrer Ohnmacht sie zum Schweigen verurteilte.

Annes heitere, stolze Haltung dem Leben gegenüber machte es

ihr jedoch möglich, ein rettendes Gleichgewicht zwischen ihrer Aufgabe und der Verzweiflung zu wahren. Obgleich ihre Stimmung weit davon entfernt war, ausgewogen zu sein, und ihr Ungestüm beim ersten Zeichen von Stumpfheit bei Helen oder jemand anderem hervorbrechen konnte, war sie fähig, ihre Gedanken ruhig und klar auf winzige, aber wichtige Einzelheiten gerichtet zu halten und geziemende Rücksicht auf die Langsamkeit von Helens Fortschritten zu nehmen. Es ist mir seither zum Bewußtsein gekommen, daß sie vorgezogen hätte, länger mit ihrer Schülerin allein zu bleiben, so daß sie sie besser darauf hätte vorbereiten können, den zwar gut gemeinten, doch oft unbesonnenen Launen des Publikums die Stirn zu bieten.

Da war beispielsweise die Sache mit dem Bleistiftschreiben. Zuerst machte es Helen großen Spaß, die Buchstaben in den Furchen des besonders für Blinde erfundenen Schreibbretts zu formen, aber nach ein paar Monaten entwickelte sich in ihr ein tiefer Widerwillen dagegen, weil ihre Freunde und Verwandten unzählige Autogramme und Briefe von ihr erbeten hatten. Das Ergebnis war, daß ihre Hand müde wurde und infolge des verkrampften, starren Griffs, mit dem sie den Bleistift hielt, kleine Schwielen an ihrem Daumen entstanden waren. Heute amüsiert es mich, mich an dieses Schreiben zu erinnern, das wie ein Dressurakt bestaunt wurde — aber die Lehrerin muß einem dabei leid tun. Es war pathetisch und komisch zugleich, wie Annie das Kind an den Tisch setzte und ihm beizubringen versuchte, daß sie «denken» müsse, während sie übte. Der Verstand Helens verschloß sich wie eine Auster in ihrer Schale, weigerte sich, aus eigenem Antrieb Überlegungen und Fragen aufkeimen zu lassen, und ich schäme mich, wenn ich des Unsinns gedenke, den ich zu Papier brachte.

Eines Tages, als Helen zum Üben in einem Zimmer allein gelassen wurde, in dem frischgebackene Kokosnußkeks zum Trocknen auf einem Tischchen ausgelegt waren, während ihre Mutter und Anne sich eifrig den Vorbereitungen für ihren am nächsten Tag stattfindenden Geburtstag hingaben, ergriff schwarzer Aufruhr ihr Herz. Die Keks waren allzu verlockend, und erst nachdem sie zwei oder

drei davon verschlungen hatte, besserte sich ihre Laune, worauf sie sich wieder ans Üben machte. Doch als mehr und mehr Leute sie anbettelten, für sie zu schreiben, verlor sie schließlich die Beherrschung, weinte und trotzte. «Du undankbarer kleiner Wicht», pochte die Lehrerin in meine Hand, «diese Leute waren freundlich zu dir, und ich schäme mich deiner.» Insgeheim jedoch war sie auf Helens Seite, und bald schränkte sie diesen Einbruch in ihr Privatleben zu einer gelegentlichen Bitte ein. Später sagte sie, sie bedaure, daß sie mich so viel Zeit mit dem Schreibbrett habe verbringen lassen; nachdem ich gelernt hatte, auf der Schreibmaschine zu schreiben, gab ich es ganz auf.

Um Helens Gedankenfluß anzuregen, ermutigte Anne sie, Gedichte wie Longfellows «*Hiawatha*», Teile von «*Evangeline*» und Bryants «*To a Water-Fowl*» zu lernen. Helen liebte den Gedanken, daß die Zwillingsschwestern Dichtung und Musik das Hindernis fehlerloser Aussprache von ihrem Pfad beseitigen würden, und auch ihre Lehrerin hegte diese Hoffnung. Anne hungerte und dürstete danach, ein Mittel zu entdecken, womit sie ihrer Schülerin zu natürlichem Sprechen verhelfen könnte, gleich wie sie sie gelehrt hatte, sich vermittels des Fingeralphabets natürlich auszudrücken. Sie fühlte das, wofür Helen lange nachher Worte fand, die für sie beide galten: «Ohne ein Verständigungsmittel irgendwelcher Art ist man kein menschliches Wesen und ohne die Gabe des Sprechens kein vollkommenes menschliches Wesen.» Annes tiefes Erfassen der Wichtigkeit des Sprechens in der Erziehung tauber Menschen war intuitiv, und Helens heftiges Bedürfnis zu reden, trieb sie unwiderstehlich voran. Nach Helens ersten elf Stunden Sprechunterricht bei Miß Sarah Fuller in Boston übernahm Anne ihre neue Aufgabe mit charakteristischer, restloser Aufopferung, doch sie ging diesen Pfad mit Zittern und Zagen, einem Gefühl, das gänzlich verschieden von dem Vertrauen war, das sie bei ihren ersten Versuchen mit der Fingersprache bei mir aufrechterhalten hatte — und die tragische Tatsache ist, daß sie und Miß Fuller am Anfang einen argen Fehler begingen, indem sie nicht zuallererst meine Stimmorgane ent-

wickelten, um erst anschließend zum Artikulieren überzugehen. Mein Streben nach einer verständlichen Aussprache war es, das mich des universellen Kampfes gegen Beschränkung gewahr werden ließ, der mich bis zum heutigen Tag verfolgt. Doch wenn auch Helens Sprechen mühsam und nicht angenehm zu hören war, sprühte sie vor Freude, Worte hervorbringen zu können. Ihre halb-gefangenen Gedanken zerrten nicht mehr an der Kette, die ihr eigenes Fingerbuchstabieren ihr aufzwang. Diese Kette zerbrach, als die Worte und die Gedanken, die sie vorstellten, schneller und schneller kamen und ihre Zunge lernte, mit ihnen Schritt zu halten. Sie war überglücklich, daß ihre Familie und ein paar Freunde sie verstehen konnten. Alle diese Zeichen volleren Lebens entzückten ihre Lehrerin, und sie pflegte zu sagen, daß sie freudig alle Schönheit dieser und der nächsten Welt drangeben würde, um normales Sprechen für Helen zu erwirken. «O nein, Lehrerin, das müssen Sie nicht tun!» rief das Kind, doch Anne konnte ihre Liebe für Vollendung nicht zügeln. Von Natur aus war sie eben eine Planerin, eine Bahnbrecherin, eine Pilgerin nach der Vollkommenheit des Lebens. So mühte sie sich Tag für Tag, Monat um Monat, jahrein, jahraus, mir eine Aussprache und eine Ausdrucksweise beizubringen, die für meinen Dienst zugunsten der Blinden genügte.

Ich will auf dieses Thema nicht näher eingehen, denn ich habe es bereits in meinen anderen Büchern recht eingehend behandelt. Gesagt sei bloß, daß erst als Mr. Charles White, ein hervorragender Gesanglehrer am Bostoner Konservatorium, mir aus reiner Herzensgüte während dreier Sommer Sprechunterricht gab, meine Lehrerin und ich uns unseres anfänglichen Fehlers bewußt wurden — wir hatten versucht, Sprache aufzubauen, ohne zunächst die Stimme auszubilden!

Daran zu denken, daß sie während meiner Wachstumsjahre weder über das nötige Wissen vom Bau der Stimmorgane noch über genügend Zeit verfügt hatte, um an meiner Aussprache zu arbeiten, war für Anne schmerzlich. Jedoch angespornt von den Ideen, die sie von Mr. White übernommen hatte, fuhr sie mit unbesieg-

lichem Mut in ihrem Bemühen fort, mein Sprechen zu verbessern. Während sie ihr Ziel verfolgte, träumte sie und legte, mit einer Geduld, die mir noch immer übermenschlich erscheint, meine beiden Hände auf ihr Gesicht, so daß ich alle Vibrationen ihrer Lippen, ihrer Kehle und des Kehlkopfes gleichzeitig fühlen konnte. Gemeinsam wiederholten wir wieder und wieder Worte und Sätze, bis ich weniger steif und schüchtern wurde, und diese Arbeit ging weiter bis zum Jahr ihrer letzten Krankheit. Und wie stets taten Annes arme Augen ihre ermüdende Pflicht, um darauf zu achten, daß ich meine Lippen korrekt formte, daß meine Kiefermuskeln so locker wie möglich waren und mein Antlitz einen natürlichen Ausdruck trug. Nichts Traurigeres gibt es auf Erden für mich, als die Tatsache, daß ich so weit hinter dem Wunsch der in ihrer Person vereinten Lehrerin und Künstlerin zurückgeblieben bin. Aber daß ich überhaupt zu sprechen vermag, wenn auch nicht tadellos, so doch so, daß mich etliche meiner Freunde verstehen, hat meine Möglichkeiten, anderen Menschen zu helfen, vervielfältigt, und diese unbezahlbare Gabe verdanke ich Anne Sullivan.

IV

Mit dem Erlernen des Sprechens rückte ich vom Kindheitsstadium meines geistigen Wachstums zu meinem Sein als individuelles, bewußtes und bis zu einem gewissen Grad selbstbestimmendes Ich auf. Ich war nach wie vor heiteren Wesens und in mancher Hinsicht lässig und sorglos. Meine Lehrerin sah sich einem Willen in mir gegenüber, den sie nicht brechen wollte, sondern vielmehr auf eine höhere Stufe zu heben bestrebt war. Sie zwang mir keinerlei bestimmte Lebensweise auf. Seit ich aufgehört hatte, Sachen zu zerbrechen, verfügte ich über gänzliche Freiheit in meinen aus-

gelassenen Spielen und Streichen in der familiären Umgebung. Doch obschon sie volles Vertrauen in den freien Willen der Jugend setzte, überschätzte sie keineswegs deren Geschicklichkeit, sich selber zu helfen. Als ich von Unabhängigkeit zu sprechen begann, sah sie, daß ich mir nicht bewußt war, wie sehr die Gegebenheiten mich von anderen absonderten. Im Augenblick meinte sie zwar: «Oh, wie wundervoll wird es sein, wenn du völlige Freiheit erreichen könntest, wie es die dreizehn Staaten taten», aber nach und nach klärte sie mich über die Tatsachen meiner körperlichen Abhängigkeit von anderen auf. «Ich habe zum Arbeiten das Gehör und etwas Sehkraft gehabt», sagte sie, «aber selbst so benötige ich ständig fremde Hilfe meiner schlechten Augen wegen. Du wirst gut daran tun, stets darauf zu achten, wenn du heranwächst, daß du im Labyrinth des Lebens nicht den Weg verlierst. Folge dem Ariadnefaden, von dem du mir gesprochen hast — prüfe sorgsam jegliche Fähigkeit, die du besitzest und tue dein Bestes damit. Erinnere dich daran, was auch geschehen mag, daß die wahre Unabhängigkeit, die du erreichen kannst, in deinem Geist und in deinen Gedanken liegt.»

«Ich kann lesen und ich werde jedes Buch verschlingen, das mir in die Hände kommen wird», erklärte ich.

«Das ist eine herrliche Art, unabhängig zu sein», erwiderte sie, «doch sie genügt nicht. Welches wird dein Nutzen in der Welt sein, wenn du als Bücherwurm aufwächst? Laß uns sehen, was du tun kannst, um andere mit den Büchern, die du hast, zu erfreuen. Lerne Longfellows Gedichte ‚*The Childrens Hour*' und ‚*The Light of Stars*' und fahre fort, sie laut zu wiederholen, bis die Leute dich verstehen.»

Dann vermittelte meine Lehrerin mir ein glücklich gewähltes Beispiel — die Geschichte von Walter Scotts kluger kleiner Freundin, die etwa meines Alters war, mit heller, mitreißender Stimme seine Gedichte oder Abschnitte daraus deklamierte und dadurch vielen Leuten Freude brachte. Ich lernte eine große Zahl Gedichte aller Art, einige zart, einige erhaben, andere humorvoll, und unzählige Male experimentierten Anne und ich, um ihren Charme

in meiner Diktion erblühen zu lassen. Ich wußte einmal den größten Teil von «*Evangeline*» auswendig, und meine Lehrerin hielt mich begeistert an, alle die besten Stellen, die ich in Geschichten und anderen Gedichten finden konnte, auswendig zu lernen. «Lies nicht einfach Geschichten, sondern suche eher den Talisman, durch den du wie die hinkenden, aber mit einer süßen Stimme begabten und lichterfüllten Töchter des Zeus werden könntest, die die Griechen die Betenden nannten. Wer kann es wissen? Du könntest vielleicht Zuhörer gewinnen und sie mit dem Glanz der Gedanken bezaubern, die du vorträgst», drang sie in mich. Ich mühte mich, mühte mich und mühte mich, aber ach, welche Versuchung waren doch die verbotenen Früchte für einen jungen Bücherwurm! Außerhalb meiner täglichen Stunden und der Routine der Sprechübungen unterließ ich es oft, die Musen aufzusuchen. Statt dessen las ich «Die letzten Tage von Pompeji» — mit schlechtem Gewissen zwar. «Ertappt, entdeckt, gefangen!» sagte meine Lehrerin, wenn sie mich mit irgend etwas anderem als einem Klassiker im Schoß überraschte, und ich mußte sie bitten, mir noch eine Chance zu geben. Ein anderes Mal saß ich müßig da, atmete den Duft der südlichen Rosen und der Buchsbaumhecken ein, was mir mehr Spaß machte, als in Gedichten herumzustöbern. Enttäuscht und aufgebracht buchstabierte sie mir in die Hand: «Pfui, schäm dich! Du hast diese Bücher voll erwählter Worte und fesselnder Gedanken, und du hockst da wie ein Kalb und hast nicht einen Funken von Ausdruck im Gesicht.» Dann redete sie bis zum nächsten Tag kein Wort mehr mit mir. Hernach aber war sie wieder ganz Lächeln und meinte: «Komm her, laß uns die langen Worte üben, die du liebst — du sprichst sie besser als kurze, und ich möchte herausfinden, weshalb.» Ich erinnere mich an einige jener langen Wörter aus meinen Lektionen — «*attitude*», «*altitude*», «*considerable*» und «*petrified*». Dieses letzten Wortes entsinne ich mich, weil ich Anne einmal unabsichtlich erschreckte, indem ich Kehle und Zunge steif machte, worauf es von ihren Lippen ertönte: «Oh, hör auf, Helen! Du siehst wie versteinert *(petrified)* aus.» Nachdem wir eine Weile geübt hatten, sagte Anne: «Sieh zu, ob du nicht

genau denselben Ton und das Interesse, die du für diese langen Wörter aufbringst, den Gedichten schenken kannst.» Manchmal gelang es, manchmal nicht. Meine Lehrerin strahlte über jeden meiner Fortschritte und war oft streng, wenn ich versagte. Ich muß leider gestehen, daß das unaufhörliche Auf und Ab in meinem Bemühen, eine zweite Marjorie Daw zu werden — das war der Name von Walter Scotts junger Freundin — mehr war, als ich auszuhalten vermochte. Es konnte einen auch wahrlich aus der Fassung bringen, wenn die Lehrerin mein Gesicht und meine Lippen so intensiv beobachtete, als fürchte sie, jeden Augenblick blind zu werden. Es ist zwar ein Entzücken für mich, darüber nachzusinnen, wie ihr Scharfsinn, ihr keltisches Feuer und auch ihr Temperament aus der Poesie für mein Denken «ein Boot aus Bronze und Kristall» schmiedeten, das dazu bestimmt war, mich über die Gitterstäbe der Sinne hinwegzutragen, aber es ist auch ein Kummer, sich des Augenlichtes und der Energie zu erinnern, die sie in dem Versuch verschwendete, das Unmögliche zu erreichen.

Wenn ich bloß Worte wirken könnte, so zart wie die wundervollen Spitzen, die ich in der Bretagne und in Irland sah, wieviel leichter wäre es dann, zu erzählen, wie ein anderer der Träume, die Anne für mich hegte, im Sand verlief. Während eines unserer Besuche in Boston sagte ein befreundeter Künstler, Albert M. Munsell, der mein Porträt gemalt hat, zu mir: «Ich kenne Ihre Freude am Betasten von Statuen. Sie haben sensitive Künstlerhände. Warum sollten Sie nicht versuchen, ein möglicherweise vorhandenes Talent als Bildhauerin zu entwickeln?» Seine Worte begeisterten Anne und mich, und wir hofften auf neue Entdeckungen. Daß sie kurz nach der Augenoperation, die ihr das Höchstmaß an Sehkraft zurückgab, deren sie sich jemals erfreuen durfte, eine Statue aus Schnee geformt hatte, sagte mir meine Lehrerin damals nicht, und erst Jahre später erfuhr ich, daß ihr eine Gabe für das Modellieren eigen war, die hätte ausgebildet werden können. Es lag Musik für sie in dem Gedanken, daß ich, wenn ich nur eine besondere Feinfühligkeit des Tastsinns erwerben könnte, schöne und bedeutungsvolle plastische Kunstwerke zu erschaffen vermöchte. Sie sann darüber nach, ob

Blinde mit einem ausgeprägten Sinn für Schönheit dazu geführt werden könnten, Skulpturen von künstlerischem Wert zu erschaffen, und ihr unersättlicher Trieb, die Möglichkeiten zu erforschen, die in jedem menschlichen Wesen verborgen sind, leitete sie auf diesem Pfad der Schönheit. Sie malte sich sogar aus, wie meine Ausbildung auf andern Gebieten meinem künstlerischen Erfassen und meiner Freude an schöpferischem Tun dienstbar gemacht werden könnte. Wir nahmen Modellierstunden und arbeiteten zunächst mit Wachs, dann mit Lehm. Am Anfang war ich von all den Formen fasziniert, die ich erschaffen konnte. Tassen und Unterteller, Körbe, Früchte und so weiter. Anne beobachtete hoffnungsvoll und träumte, während ich einen der üblichen Farne oder das Modell eines Vogels kopierte. «Berühre alles, wie du eine Blume anrühren würdest — leicht, zärtlich; beobachte, beobachte, beobachte, wie du meine Stimme beobachtest und bilde sorgfältig dein Modell in Ton nach», pflegte sie mich zu belehren. Ich wollte sie glücklich machen und arbeitete, bis meine Hände erlahmten. Sie las mir Biographien von Bildhauern vor, um mir zu zeigen, welch eiserner Entschlossenheit sie bedurft hatten, bis sie erreichten, was sie wollten, und ich versuchte es von neuem. Aber ein großer, künstlicher, uninteressanter Farn war mein Unglück; er glich keineswegs den graziösen Farnen, die ich in den Wäldern befühlt hatte. Anne bestand darauf, daß ich ihn genau kopiere, aber ach, ich brachte die Ausdauer nicht auf, die sie verlangte. Ich zog es vor zu lesen. Das wollte sie nicht zulassen und zwang mich zu einer langweiligen Plackerei, die keine zufriedenstellenden Resultate brachte. Und eines Morgens flammte ihr Zorn auf, und sie schlug mich mit dem feuchten Lehm auf die Wange. Doch Anne war von einer unbeschreiblichen Innigkeit, die sie jeweils sogleich ihre heftigen Ausbrüche bereuen und sich selbst mit den schlimmsten Worten beschimpfen ließ, die ihr einfielen. Bald nach dem Sturm kam sie zu mir und sagte: «Vergib mir, Helen! Ich kann mir nie vorstellen, daß du blind und taub bist — ich liebe dich zu sehr dazu. Aber ich sollte mich daran erinnern, daß du ein menschliches Wesen bist, und ich dürfte nicht derart ehrgeizig sein, daß ich dich nicht ab und zu ausspannen lasse.» Was kann rührender

sein als eine kluge, stolze Frau, die ein Kind um Verzeihung bittet, wie König Lear Cordelia auf den Knien um Verzeihung bat? Doch die zärtlichen Worte milderten die Tragik der Tatsache keineswegs, daß sie das Zaubergold nicht über mich ausschütten konnte, durch das sie sich — ein ebenso eigensinniges Kind, wie ich selbst es war — in harter Arbeit überwunden hatte. Nicht weniger tief bedaure ich auch, daß es mir versagt war, mich mit ganzem Herzen in dieses Abenteuer zu werfen, wenn möglich «mit Augen und Sternen und Flügeln gegürtet». Später in meinem Leben habe ich Köpfe geformt, die einem oder zwei befreundeten Künstlern zumindest andeuteten, welchem geistigen Ideal ich folgte; und wenn ich damals frei gewesen wäre, hätte ich vielleicht intensiv gearbeitet, nur um meiner Lehrerin willen und wegen der Befriedigung, etwas erreicht zu haben, das die tauben Blinden nie versucht hatten. Nicht Anne warf die Würfel meiner Zukunft, sondern das Schicksal oder ich, mit der Widerspenstigkeit und unbewußten Grausamkeit eines willensstarken Kindes.

V

Meine Lehrerin war neunundzwanzig Jahre alt und ich fünfzehn, ehe ich mir ein Bild ihrer Persönlichkeit zu formen vermochte, abgesehen von ihrer Berufung zur Dienerin der Lieblichkeit. Als ich reifer wurde, ließ ich alle ihre wechselvollen Stimmungen auf mich einwirken und dadurch blieb ich davor bewahrt, von den Stürmen des Schicksals überrumpelt zu werden.

Fünfzehnjährig, als ich sie eingehender beobachten konnte, lernte ich, daß ihre Stimmung sich ständig änderte. «Wiederhole nicht, was ich dir jetzt erzählen werde», konnte sie sagen, und ich lauschte ihren Schilderungen von Langeweile mit Frauen, die sie

mit ihren geistlosen kleinen Dramen und sozialen Albernheiten belästigten. Gemeinsam betrachteten wir das Leben in all seinen verschiedenen Aspekten und weilten oft in Gesellschaft der Großen, Begabten, Einflußreichen, unter denen sowohl an Körper als auch an Geist schöne Frauen waren, deren Konversation meine Lehrerin interessierte. Was sie am meisten aufbrachte, war gedankenloses Geschwätz, sowie Benehmen und Handlungen, denen der Reiz der Persönlichkeit abging. Sie fand Entschuldigungen für die Benachteiligten und Armen und die ungeschulten Gebrechlichen, nie aber für jene, die über Mittel und Möglichkeit verfügten, sich zu bilden und zu kultivieren.

Anne litt zudem, wenn auch nicht lange, an einer Gemütsdepression, die es ihr manchmal völlig unmöglich machte, sogar freundlichste Annäherung ihrer intimsten Freunde zu erwidern. Sie wäre vor ihnen vielmehr in die Wälder geflohen oder hätte sich, falls sie in der Nähe des Wassers war, während Stunden in einem Boot am Ufer verborgen. Hernach aber kehrte sie zu ihren Freunden zurück und bat sie, ihr zu verzeihen. Einmal, als sie Rotlauf hatte, hielt sie sich vor jedermann versteckt, selbst vor mir, und zwar den ganzen Tag lang; erst zur Stunde des Abendessens fand Mutter sie ruhig im Bett liegend. Ach! Ich habe einige Narren kennengelernt, die über solche menschliche Übel nicht aufgeklärt werden wollen, und daher kann ich nicht die ganze Wahrheit sagen, obgleich ich nichts erzähle, das nicht wahr ist. Ohne Zweifel keimten diese schwarzen Stimmungen während Annes Jugendjahren in der *Perkins Institution* und fuhren fort, sie abund zu heimzusuchen, bis zu ihrem Tod: und ihren Augen waren sie durchaus nicht zuträglich. Sie nahm sich jedesmal mutig zusammen, verlor nie, wenngleich sie dadurch häufig bedrückt wurde, die freie Verfügung über ihre geistige Tätigkeit und ließ diese nie aussetzen, ausgenommen wenn sie schlief und das Gehirn, jener erbarmungslose Zuchtmeister, das Steuer nach eigenem Ermessen führte. Beim Erwachen analysierte sie ihre Schwierigkeiten mit diamantener Klarheit und war bald wieder ihr heiteres, gesundes, neckisches Selbst. Aus der Unzahl von Briefen, die sie abzufassen

hatte und die ich für sie tippte, ersah ich, wie sie ihre Gedanken auf Dinge konzentrieren konnte, die scharfe Aufmerksamkeit erforderten, und wie sie so weitblickende Pläne aufzubauen vermochte, wie jene, die mein College-Studium möglich machten.

Viele Jahre später besuchten meine Lehrerin und ich gemeinsam Irland, und jetzt sehe ich sie in der Erinnerung des Landes, das mir meine Lehrerin gab — ein Land voll Feuchtigkeit, mit harten, glänzenden Felsen, von Sonnenstrahlen umwebt und bebend von feenhaftem Blühen und Grünen, ein Land, das von einem arbeitsamen, phantasievollen, kampflustigen und ironischen Volk bewohnt ist, umgeben von einem Hauch des Phantastischen — und all diese Eigenschaften bald vereinigt, bald einander verdrängend, dem Rhythmus eines erstaunlich wandlungsfähigen Klimas entsprechend.

Logisch war meine Lehrerin nicht, dennoch aber die einzige Frau, die ich nahe gekannt habe, die fähig war, sich in den heißen Kampf einer Diskussion einzulassen und siegreich daraus hervorzugehen. Man mußte sich vor ihren ungestümen Erwiderungen in acht nehmen, wenn sie allzu überzeugt und begeistert diese oder jene Sache vertrat. Gemeinplätze über jegliches Thema — Erziehung, Politik, Religion oder irgendein anderes Gebiet des sozialen Lebens — langweilten sie. Endlose Gespräche über Wissenschaft oder Philosophie waren eine Nervenprobe für sie, doch die Kunst von köstlichen Rednern, wie Mark Twain oder Dr. Alexander Graham Bell, vermochte ihre Gedanken lange genug an ein tiefgründiges Thema zu fesseln, daß sie sich erfrischt und angeregt fühlte. Reine Rhetorik stieß sie ab, doch für jeden Ausdruck der höheren Fähigkeiten eines Menschen war sie empfänglich.

Ich versuchte, mich nicht in Diskussionen mit ihr einzulassen — was mir allerdings selten gelang — denn ich wußte, daß sie mich in die Enge treiben und zum Schweigen bringen würde, besonders wenn ihre Phantasie entflammt oder wenn sie zornig war. Ihre Erklärungen sprudelten spontan, lebhaft gefärbt und kernig hervor und ließen mich «geblendet, entzückt und verstummt» zurück. Sie sprach nicht als Dichterin, außer wenn sie mir atemraubende

Naturschönheiten beschrieb, aber im Verborgenen brachte sie rasch kurze Gedichte zu Papier, wie sie ihr einfielen. Die meisten davon gingen in dem Brand verloren, der unser erstes Haus in Arcan Ridge zerstörte, doch ein paar davon blieben erhalten, wie etwa dieses:

«Wenn Gott die Tore des Lichts auftut,
Sitzen kleine Phantasien am Rand des Mondes
Wie Geister von Vögeln.
Der dunkle Strom des Lebens fließt
Unbekümmert durch Zeit und Raum;
Niemand erkennt das Licht
In die weiten Augen dringend, die dem Tod nahe sind.
Alle Dinge bewegen sich in einer großen See;
Gedanken einer anderen Stille strömen
Gleich Blumen, die sich in der Nacht öffnen.
Sie fallen in den Raum wie Aprilregen,
Gefärbt und geformt von ihrem Selbst
Wie die Perle in der Austernschale.

Unsichtbare Hände tauchen dann in des Himmels kleine [Teiche;
Da und wieder dort
Die Hände des Geistes sind naß
Von silbernen Regentropfen;
Mit all seinen Wunderfühlern achtet der Verstand
Auf des Windes veränderliche Flucht,
Perlen an die Mauern der Nacht werfend,
Die Regentropfen durch das Dunkel treibend,
Dem Geist der Welt des Lichts entgegengehend.»

Ich bin überzeugt, daß meine Lehrerin, wenn ihre Augen normal gewesen wären, in der Betrachtung des Weltraumes, der Sterne und Planeten als eines ungeheuren, ewig wechselnden Schauspiels geschwelgt hätte. Unter den gegebenen Umständen zog sie das Reich der Bücher vor — und welch jämmerlich kleinen Teil davon

vermochte ihre geschwächte Sehkraft aufzunehmen! Gedichte und Musik waren ihre Verbündeten. In ihren Fingern klangen, perlten, tanzten, schwirrten und summten die Worte. Jedes Wort ließ sie in meinem Geist vibrieren — sie wollte die Stille um mich zum Klingen bringen. Sie erfüllte meine Gedanken mit den sichtbaren, hörbaren und anderen Eigenschaften jedes Gegenstandes, den ich berührte, brachte mich in unmittelbaren Kontakt mit allem, was wir erreichen und fühlen konnten — mit der sonnenüberstrahlten Sommerruhe, dem Beben von Seifenblasen im Licht, dem Gesang der Vögel, dem Wüten des Sturmes, dem Summen der Insekten, dem Flüstern der Bäume, mit geliebten oder ungeliebten Stimmen, mit der Stimmung am Kaminfeuer im Kreise der Familie, dem Rascheln von Seide, dem Quietschen einer Türe und dem Blut, das in meinen Adern pulste.

Hier ein anderes ihrer Fragmente:

«Hände, verstehende Hände,
Hände, die liebkosen wie zarte grüne Blätter,
Hände, eifrige Hände —
Hände, die Wissen aus großen Büchern sammeln,
Braille-Bücher —
Hände, die den leeren Raum mit lebenden Dingen füllen,
Hände, so ruhig, auf einem Buch gefaltet —
Hände, die Worte vergessen, in langer Nacht gelesen,
Hände, im Schlummer auf der aufgeschlagenen Seite,
Starke Hände, die Gedanken säen und reifen lassen,
Hände, die bebend und hingerissen Musik erlauschen,
Hände, die den Rhythmus von Gesang und Tanz
einhalten.»

VI

Es gab im Laufe meiner Mädchenjahre noch andere Gelegenheiten, die mir mehr von der vielfältigen Persönlichkeit meiner Lehrerin enthüllten. Während des Winters und Frühlings 1897/98 lebten wir bei unseren Freunden Mr. und Mrs. Joseph E. Chamberlin in dem schönen, alten Dorf Wrentham, Massachusetts. Wir hatten seit Jahren immer wieder zu fröhlichen Besuchen in ihrem rebenbewachsenen, weitläufigen Haus Red Farm geweilt, doch nachdem sie uns für längere Zeit in ihr Heim aufgenommen, wurde ich durch neue Aspekte der Persönlichkeit meiner Lehrerin bezaubert. Sie pflegte zu sagen, daß diese acht Monate zu den glücklichsten Abschnitten ihres Lebens zählten. Erstmals seit sie bei mir war, genoß sie wirkliche Freiheit, und nichts hätte eine süßere Belohnung für mich sein können, die ich so sehr wünschte, daß Anne ihr eigenes Leben führen könnte.

Seit sieben Jahren, unausgesetzt seit jener unglückseligen Episode des «*Frost King*», die uns unsagbares Leid verursacht hatte, war meine Lehrerin in einem Gefühl von Unfähigkeit befangen gewesen. «*Frost King*» war eine kleine Geschichte, die ich schrieb, als ich zehn Jahre alt war. Ich glaubte wirklich, sie sei meinem Denken entsprungen, und sandte sie als Geburtstagsgeschenk an Mr. Anagnos, den Leiter der *Perkins Institution*. Er war so erfreut darüber, daß er sie veröffentlichte; dann entdeckten wir zu Annes und meinem Schrecken, daß ich sie unbewußt einer Geschichte in Miß Margaret Canbys Buch «*Birdie and His Fairy Friends*» entnommen, das heißt, ein Plagiat begangen hatte! Offenbar muß ich das Buch zwei oder drei Jahre zuvor gelesen haben, oder jemand — nicht Anne — hatte es mir vorgelesen, und das war mir gänzlich ent-

fallen, bis mir die Geschichte so lebendig wieder einfiel, daß ich dachte, sie sei meine eigene Schöpfung.

Miß Canby zeigte sich sehr verständnisvoll und großzügig, und viele unserer Freunde hielten zu uns. Stolz und empfindlich in allen Dingen, die mein Glück betrafen, versuchte meine Lehrerin mein Interesse an literarischer Arbeit wieder zu beleben, indem sie mich ermutigte, eine kurze Geschichte meines Lebens für eine Jugendzeitschrift zu schreiben, doch ich vermochte mich nicht frei auszudrücken, so sehr beängstigte mich der Gedanke, daß ich unabsichtlich abermals ein Plagiat begehen könnte. Meine Lehrerin war durch den Zweifel an meiner Ehrlichkeit verletzt, den jene hegten, die nicht erkennen wollten, daß alle Kinder, ob blind oder sehend, durch Nachahmung und Assimilation lernen, ihre Ideen in Worte zu fassen, und zugleich hemmte sie, wie so oft, der Gedanke an ihre eigene unvollkommene Bildung.

Bis dahin hatte sie sich des Verlaufs meiner Entwicklung sicher gefühlt, doch nun schien diese Sicherheit sie im Stich zu lassen. Aber sie hielt daran fest, daß mein Geist von Furcht unbehindert weiterwachsen müsse, und sie spürte, daß die Zeit für mich gekommen war, unter der Leitung ausgebildeter Lehrer weiterzustudieren. Nach der Untersuchung meines «Plagiats», bei der ich in der *Perkins Institution* allein einem Prüfungsausschuß gegenübergestellt wurde, wünschte ich nicht, noch länger dort zu bleiben. Doch wohin sollte ich gehen, und an wen konnte sich meine Lehrerin wenden, um Rat für ihre bahnbrechende Pionierarbeit zu finden?

Freunde versuchten, uns abzulenken, indem sie interessante Reisen für uns planten, wie die Fahrt zur feierlichen Amtseinsetzung des Präsidenten Cleveland und einen anregenden Tag inmitten der Wunder des Niagarafalls. Dr. Alexander Graham Bell besuchte mit uns die Weltausstellung in Chicago. Meiner Lehrerin Sorgen wurden durch den stetigen Strom neuer Wörter gelindert, die mich aufmunterten und meine Vorstellung der Welt bereicherten, doch wo sollte sie für mich kompetente Wissensspender über bestimmte Gebiete finden?

Im Herbst 1893 besuchten wir die Familie Mr. William Wades in

Hulton, Pennsylvania, und meine Lehrerin entdeckte dort eine ihr günstig erscheinende Gelegenheit für mich. Ein Nachbar der Wades, Mr. Irons, der ein ausgezeichneter Lateinlehrer war, erklärte sich bereit, mich als Schülerin aufzunehmen. Es war eine angenehme Erfahrung für mich, regelmäßige Stunden zu nehmen, und Mr. Irons' geschickte Lehrweise brachte in mir die wahre Studentin zum Erwachen, wie Anne es erhofft hatte. Er half mir auch in der Mathematik, und ich las mit ihm von einem kritischen Gesichtspunkt aus Tennysons «*In Memoriam*», das ich in Brailleschrift besaß. Dann begann ich Cäsars Gallischen Krieg zu lesen und schwebte in einem Traum von fremden Sprachen, meinem Lieblingsstudium. Doch wir blieben bloß drei Monate in Hulton, und als meine Stunden aufhörten, fühlte sich Anne wieder wie ein steuerloses Schiff. Unruhig und nervös, wendete und lavierte sie auf der Suche nach einem Kurs, der den in mir schlummernden Fähigkeiten dienlich sein könnte. Seit mehreren Jahren war mein Vater nicht mehr in der Lage gewesen, ihr Gehalt zu zahlen, aber sie hat mir nie etwas davon gesagt. Sie war einer der mittellosesten Menschen, die ich gekannt habe. Wie ich später lernte, war es ihre feste Überzeugung, daß man, auch wenn man keinen Heller besitzt, dem nächsten Tag mit erhobenem Haupt entgegensehen und bis zum Ende des Regenbogens reisen soll. Ihr Wunsch, daß ich erzogen und ausgerüstet werde, um für andere ein Mundschenk des Guten zu werden, war stärker als jede Angst vor Geldschwierigkeiten. Nichts konnte der Mischung von Würde und Kühnheit widerstehen, mit der sie für meine Sache eintrat. Es würde mich nicht erstaunen zu erfahren, daß ein verständnisvoller Freund, wie etwa Dr. Bell, die finanziellen Dornen aus unserem Weg geräumt hat, so daß wir einen Konvent der Tauben besuchen konnten. Die ungetrübte Vision, die meine Lehrerin von mir als einem Mitglied der normalen Menschheit in der Welt hatte, machte es ihr unmöglich, eine blinde oder taube Art von Existenz zu dulden, doch sie begab sich mit mir zur *Wright-Humason School* für Taube in New York, in der Hoffnung, daß meine Rede beschwingt, ja, so auserlesen sein würde, daß die Worte der Ermutigung oder des Trostes,

die ich auszusprechen wünschte, von süßer Lieblichkeit getragen würden. Doch Enttäuschung lauerte auf uns. Wenn auch meine übrigen Studien voll Interesse waren und die große Güte, mit der die Lehrer an der Schule mir höheres Wissen vermittelten, ein beglückendes Andenken bleibt, so ist es doch nur der edle Geist eines Mannes, der an meine Lehrerin und mich glaubte — Mr. John Spaulding aus Boston — gewesen, der uns diesen Teil meiner Ausbildung zu überstehen ermöglicht hat.

Inzwischen war ich sechzehn Jahre alt geworden und hatte beschlossen, auf die Universität zu gehen. Mit Annes stets zuverlässiger Hilfe hatte ich dem geschickt und nachdrücklich vertretenen Rat von Freunden widerstanden, die der Ansicht waren, daß ich «es leicht nehmen», das heißt, meine Studien in Radcliffe nur als Auskultantin der englischen Literatur oder irgend eines anderen Faches absolvieren und mich derart auf eine bestimmte Arbeit vorbereiten sollte. Ich fühlte in mir keine Regung eines Genies oder Talents, die eine so gründliche Vorbereitung auf einem oder zwei Gebieten gerechtfertigt hätte, und zudem liebte ich es gar nicht, wenn Leute mir sagen wollten, was ich zu tun oder nicht zu tun hatte, weil ich zufällig anders als die anderen war. Ich zog es vor, mich mit sehenden und hörenden Mädchen in der Aneignung allgemeinen Wissens zu messen und hernach zu überlegen, welche Betätigungsmöglichkeiten sich im Lande meines Geistes zeigten. Wenn ich auf diese entscheidungsvolle Zeit zurückschaue, staune ich über die Selbstbeherrschung, mit der meine Lehrerin sich den Schwierigkeiten und Ungewißheiten des Weges unterwarf, den ich wählte. Nie gab sie ihrer Ansicht darüber Ausdruck, ob ich recht oder unrecht hatte. Ihr nie versagender Abenteurergeist zeigte sich der Lage gewachsen. Es war nach den vielen unruhigen Tagen, die sie damit verbracht hatte, sich den Kopf über meine Zukunft zu zerbrechen, eine Erleichterung für sie, daß ich selbst zu einem Entschluß gekommen war. Während meiner Mittelschuljahre in Cambridge konnte sie sich darauf freuen, ein Haus oder eine Wohnung zu mieten, wo wir zusammen leben würden, mit Bridget Crimmins als Haushälterin, einer Irin, die wir liebten.

Meine Lehrerin hoffte, daß mein Wunsch, die Universität unter denselben Bedingungen wie andere Mädchen besuchen zu können, respektiert werden würde und daß gewisse wohlmeinende, aber lästige Leute mich meine Pläne ungestört ausführen ließen, außerdem, daß die bösen Zungen, die noch immer unfaire Kritik an ihrer Arbeit übten und Mißtrauen hinsichtlich meiner Fähigkeiten ausstreuten, endlich zum Schweigen gebracht würden. Das geschah leider nicht, wie ich es bereits an anderer Stelle in meinen Büchern gesagt habe, und ich möchte hier besonders nachdrücklich auf einen Dienst hinweisen, den Anne mir geleistet hat und der mir mein ganzes Leben lang Nutzen brachte.

Meine Lehrerin sah die Blinden nicht als eine besondere Gattung, sondern als Menschenwesen mit einem Anrecht auf Schulung, Erheiterung und eine ihrem Geschmack und Können weitmöglichst angepaßte Arbeit. Aus diesem Grunde widersetzte sie sich Mr. Anagnos' Absicht, uns beide in der *Perkins Institution* zu behalten. Mr. Anagnos war ein wundervoller Freund für mich, und ich schätze ihn besonders, weil er mir meine Lehrerin als Befreierin geschickt hat. Die *Perkins Institution* verschaffte mir Bereicherung durch seine Bücher in Blindenschrift und die liebe Kameradschaft der blinden Kinder, die in meine Hand buchstabieren konnten. Doch Anne versprach sich nichts vom Institutsleben für irgend ein behindertes Kind, das in normaler Umgebung unterrichtet werden konnte, und Mr. Anagnos interessierte sich nicht mehr für uns, als wir die *Perkins Institution* verließen und auf die Suche nach anderen günstigen Gelegenheiten gingen. Auch die *Wright-Humason School* für Taube vermochte meine Lehrerin nicht zu befriedigen, obgleich sie es zu schätzen wußte, daß ich dort glücklich war. Deshalb brachte sie mich in die *Gilman Preparatory School for Girls* in Cambridge, überzeugt, daß ich dort völlig unter normalen Menschen leben würde. Die Zeit hat die Weisheit ihres Verhaltens bewiesen. Aber es erforderte einen starken Charakter, mich gegen die Einmischungen und den Eifer von Fremden zu schützen, die meine Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen wollten. Es scheint unglaublich, daß nach ihrer zehnjährigen Aufopferung für mich in der *Gilman*

School ein ausgeklügelter Versuch unternommen wurde, uns zu trennen, ohne jede Rücksicht auf unsere Wünsche. Die Meinungsverschiedenheit entstand bezüglich der Dauer meines Aufenthalts in der Vorbereitungsschule. Vorgesehen war ursprünglich, daß meine Kurse sich über fünf Jahre erstrecken sollten, doch meine Fortschritte brachten den Schulinspektor zu der Auffassung, daß man sie auf drei Jahre beschränken könne. Das gefiel mir, und meine Lehrerin war der gleichen Meinung. Sie und Mr. Gilman waren sich jedoch nicht einig über die Art, wie ich behandelt werden müsse. Aus bitterer Erfahrung hatte sie viele Leute, die uns Hilfe anboten, im Verdacht, daß sie mich in Wirklichkeit für ihre eigenen Zwecke benutzen wollten, und auf Grund gewisser Vorkommnisse war Mr. Gilman über diesen Verdacht nicht erhaben.

Es war abermals eine grausame Prüfung für mich, einen Menschen ungerecht behandelt zu sehen, dessen erster und letzter Gedanke war, meinen Anteil an Schönheit, Wissen und Selbsterfüllung zu erweitern. Während unerfreuliche Verschwörungen um uns herum weitergingen, saß Anne Sullivan neben mir in den Klassen, buchstabierte mir die Anweisungen jedes Lehrers, überanstrengte ihre Augen, um mir alles vorzulesen, was nicht in Brailleschrift vorlag, und um in deutschen und französischen Wörterbüchern Ausdrücke nachzuschlagen, die ich brauchte. Meine Hilfsmittel für die griechische Schrift erlitten eine Verzögerung, und sie schrieb für mich in Braille die Physik- und Algebra-Probleme nach, schnitt geometrische Figuren aus steifem Papier aus, und dies alles, obwohl listige, dunkle Mächte am Werk waren, die es wagten, uns in meinem ersten Jahr unter normalen Mädchen Hindernisse in den Weg zu stellen! Diese unglücklichen Vorfälle habe ich anderswo beschrieben, doch die Erinnerung daran wird nicht aufhören, mein Herz zu bedrücken, bis Gott meine Seele heimruft. In jener schrecklichen Nacht, als meine Lehrerin erfuhr, daß Mr. Gilman Schritte unternommen hatte, um sie von mir zu trennen, machte sie sich voll Verzweiflung auf den Weg zu unseren wahren Freunden, Mr. und Mrs. Richard Derby Fuller in Boston. Als sie sich dem Charles River näherte, erfaßte sie ein fast unwiderstehe-

licher Drang, sich ins Wasser zu stürzen, doch in diesem Augenblick schien es, als lege ein Engel seine Hand auf ihre Schulter, um sie zurückzuhalten, und sage: «Noch nicht.» Das gab ihr die Kraft, am nächsten Morgen nach Cambridge zurückzukehren und sich zu weigern, fortzugehen, ehe sie nicht meine Schwester Mildred und mich gesehen hatte. Es war eine herzbrechende Zeit, aber meine Lehrerin und ich setzten uns durch und erbrachten den Beweis, daß ich zwei Jahre später fähig war, das Radcliffe College zu beziehen.

Selbst nachdem wir Cambridge verlassen hatten, wurde ein großes Aufhebens um meine Gesundheit gemacht, und ich war aufgebracht, weil meine Lehrerin gewarnt wurde, mich nicht zuviel arbeiten zu lassen. Wie ich nachher herausfand, ging es dabei um eine Auseinandersetzung zwischen dem Menschenverstand in bezug auf die Behinderten und der einfältigen Sentimentalität, die sie von jeglicher Arbeit befreien möchte. Wenn ich an die unzähligen Krüppel, Lungenkranken und anderen Opfern von Krankheiten oder Entbehrungen denke, die Bahnbrecher auf dem Weg zu hervorragenden Leistungen waren, schäme ich mich tief, daß auf mich, die gesund und kräftig war, Mitleid verschwendet wurde. Ich wußte, ebenso wie meine Lehrerin, was ich aushalten konnte. Es war mein eigener Wille, tüchtig zu studieren, und meine Lehrerin beugte sich bloß meinen Wünschen. Sie konnte mein Streben nach Wissen, das die Gegner verurteilten, nicht aufhalten, ohne mich der Freude zu berauben, die normale Jugend bei der Betätigung ihrer Kräfte erlebt, und die Tatsache, daß sie mich selbst unter wachsendem Druck nicht hemmte, zählt zu den zahllosen Gründen, weshalb ich ihre verständnisvolle Liebe ehre und segne.

Wenn ich von tüchtiger Anstrengung spreche, denke ich an den künstlerischen Zug Annes, der nicht genug betont werden kann. Gleichgültig welcher besonderer Arbeit ich gerade nachging, nie ließ sie in ihrer Disziplin nach, die aus ihrer Liebe zur Poesie und zur englischen Sprache geboren war. Mein Briefwechsel mit allen möglichen Leuten wurde schwieriger und das Bedürfnis nach Geschicklichkeit in ihrer individuellen Behandlung dringender. Wenn

meine Briefe oder Aufsätze ihren Anforderungen in bezug auf guten Geschmack oder Klarheit nicht entsprachen oder meine Persönlichkeit nicht zur Geltung brachten, machte sie mich auf die Fehler aufmerksam, und ich schrieb die Briefe wieder und wieder, bis sie sie nicht nur korrekt fand, sondern auch hilfreich und richtig formuliert. Es war ein außerordentlicher Vorteil für mich, englische Literatur mit einer Sprachkünstlerin an meiner Seite zu studieren, die meinen Stil auf der Höhe hielt für den Tag, an dem ich fähig sein würde, Bücher zu schreiben. Doch alles in allem waren meine Lehrerin und ich uns durchaus bewußt, auf der Erde zu leben.

«Durch flüchtige Sorgen, einfältige Ränke,
Lob, Tadel, Liebe, Küsse, Tränen und Lächeln.»

Unterdessen war ich mit einigen ihrer Sorgen über das publizistische Ausschlachten unseres Schicksals vertraut geworden, und ihre finanziellen Wechselfälle waren mir bekannt. Als ich zu einer Frau heranwuchs, erleichterte sie mir gegenüber ihr Herz, ohne Furcht, mißverstanden zu werden. Sie brachte es nicht immer fertig, ihre Nerven zu meistern oder ihr «körperliches Selbst», wie sie zu sagen pflegte, und sie verstand nicht, sich in eine innere Region zurückzuziehen. Sie konnte sich nicht bescheiden und brachte es nicht fertig, ihren Ehrgeiz — ich ziehe es zwar vor, ihn Liebe zur Vollkommenheit zu nennen — zu zügeln oder ihre traumgenährten Pläne für mich zu begrenzen. Sie war von Unruhe erfüllt und unfähig zur Mäßigung. Sie vermochte sich keinem Schicksal zu fügen, das für uns Niederlage bedeutete. Es fehlte ihr, was ich eine «Blindheitsreligion» nennen möchte — jener Glaube, der den Frieden in Licht *und* Dunkel gewährleistet, einer Substanz ähnlich, die doppelt beschützt ist, weil sie gleichermaßen dem Feuer wie dem Wasser widersteht. Sie dachte so hoch von ihrer Aufgabe, daß sie ohne die Zügel unserer Liebe dauernd daran gewesen wäre, Hindernisse zu bekämpfen und der rauhen Außenwelt Trotz zu bieten. Jeden Morgen spornte sie sich mit dem Entschluß an, daß der Tag für uns beide glücklich sein müsse, und oft, wenn sie den Sonnenuntergang

beobachtete und ihre Augen die lieblichen Farben in sich aufnahmen, war ihr Herz von dem Gefühl wohlgetaner Arbeit erfüllt; manchmal aber gefiel ihr ein Aufsatz nicht, den ich schrieb, oder ich konnte ein Geometrieproblem nicht lösen, oder eine andere Dummheit ärgerte sie — dann schien es, als zöge eine Gewitterwolke über mich hin.

In Anbetracht der außerordentlichen Belastung, der Anne in der *Gilman School* ausgesetzt worden war, kann ich den Chamberlins nicht dankbar genug sein, daß sie uns aufnahmen. Wir gingen zu ihnen nicht bloß, damit ich mir die Zeit mit Schlittenfahren, Schneeballschlachten und Spaziergängen über den gefrorenen See vertrieb, sondern damit ich studieren konnte. Die dortigen Verhältnisse waren geradezu ideal für mich. Alle Familienmitglieder sprachen so deutlich, daß ich von ihren Lippen ablesen konnte, und Betty, eines der älteren Mädchen, konnte mit den Fingern buchstabieren. Wie Mildred war sie ein herrlicher Spielkamerad, und sie interessierte sich auch für Bücher, die über ihr Alter hinausgingen. Sie wußte, wie sie mich im Freien führen mußte, und dachte kluge Spiele aus, bei denen die anderen Kinder mitmachen konnten. Zwischen meinen Stunden ergötzte ich mich mit ihnen, und kaum hielten wir inne, um Atem zu holen, da wurde ich von den Kleinen bestürmt, die mich baten, Geschichten zu erzählen, die mir im Kopf herumgingen, besonders «Die Elf, die ein Hauswesen gründeten» und Oscar Wildes Geschichte vom Prinzen und der Schwalbe. Erleichtert darüber, daß mein Leben so natürlich verlief, ruhte sich meine Lehrerin in dieser intelligenten, liebevollen Atmosphäre aus. Sie wußte, daß sie geschätzt wurde. Sie war von Einfachheit und reiner Güte umgeben, in einer gesunden ländlichen Umwelt. Als es Frühling wurde, hatte sie eine vieljährige Last von Enttäuschungen abgeschüttelt und ihre alte Spontaneität wiedergewonnen. Es war rührend, was ein bißchen Takt oder Geduld oder Humor vermochten, um die Falten ihrer Seele zu glätten. Als der Mai nahte, fühlte sie sich voll Kraft und froher Frische, freudig durchströmt vom allumfassenden Leben, das wie eine Kommunion mit Gott ist. Das Blut in ihren Adern stieg empor

wie der Saft in den Pflanzen, und sie hauste wieder in dem Wolkenpalast, der ihrer Natur so teuer war.

Red Farm lag am Ufer des King Philip Pond, und für Anne war es ein Entzücken, bei warmem Wetter unter den Bäumen zu sitzen und auf die Farbenharmonie des Laubes und der goldenen Spuren, die die sinkende Sonne auf dem See hinterließ, zu blicken. Es war erstaunlich, welcher Reichtum von Szenen, Umrissen und Aussichten ihr ein paar Baumgruppen, Felsen und der von niederen Hügeln eingerahmte See bieten konnten. Sie verfiel dem Bann der keltischen Märchenwelt. Entferntere Stückchen des Zauberreichs, etwa fliegende Vögel, konnte sie nur sehen, wenn sie ein Fernglas benutzte, doch ihrem Gesang zu lauschen, war reines Glück für sie, und sie verlor sich in der Magie von See, Himmel und Gelände. Es war ermüdend für ihre Augen, ein Kanu zu paddeln und rudern zu lernen, doch das berauschende Gefühl, fähig zu sein, sich eines anderen Zeitvertreibs zu erfreuen als des Spazierengehens, hatte von ihr Besitz ergriffen, und sie überanstrengte dabei ihre Augen, wie sie es sonst mit den Büchern tat. Sie war tatsächlich außer sich vor Fröhlichkeit und erschloß sich neue Kräfte aus den unerschöpflichen Schätzen der Natur.

Mr. Chamberlin war Journalist am Bostoner *Transcript*, und alle möglichen Leute kamen zu Besuch nach Red Farm — Schriftsteller, Dichter, Maler, Philosophen und Schauspieler. In ihrer Gesellschaft war Anne emporgetragen, gleich einem Vogel in der Luft. Ihre stimulierenden Gespräche elektrisierten sie und erfrischten ihre Gedanken, wie ein Regenschauer die Blumen. Da waren Mary Wilkins, Louise Guiney und ein hübsches Indianermädchen, das faszinierende Geschichten über sein Volk, die Sioux, schrieb. Wir trafen auch Bliss Carman, Richard Hovey, Edward Holmes, Louis Mora, der prachtvolle Gemälde für die Weltausstellung von Chicago schuf, und Frederic Lampson, den kanadischen Dichter. Meine Lehrerin sprühte in jugendlichem Feuer, wenn sie den endlosen Diskussionen folgte, und man sagte mir, daß sie rasches Verständnis, Witz und Humor ausstrahle. Sie war entzückt davon, Ideen mit jungen Männern und Frauen austauschen

zu können, die eben anfingen, neue Weltteile des Wissens zu erforschen. Die zauberhafte Poesie der Natur, neue Freundschaften und das Bewußtsein, von denen, die ihr Gefühl für Zartheit und ihre Leidenschaft für Literatur erkannten, verstanden zu werden, vereinten sich, um ihrem Leben eine Süße zu verleihen, die sie nie vergaß. Hie und da wurden sie von einer neckischen Laune erfaßt, und Anne brach in schallendes Gelächter aus, das die feierlichen, gesetzten Persönlichkeiten sehr erstaunt hätte, die versucht hatten, sie zu erdrücken.

Wieder und wieder hörte ich die Leute sagen, daß Anne Sullivan eine faszinierende Frau sei, und daß in ihren schlagfertigen, treffenden Antworten ein unwiderstehlicher Geist liege.

Ab und zu spielte sie, wie andere junge Frauen, einigen jungen Männern, die mit ihr flirteten, witzige Streiche. Doch sie war stets begierig, Ideen aufzunehmen, und es öffnete sich ihr eine neue Welt, als Mr. Chamberlin, Onkel Ed, wie wir alle ihn nannten, sie mit Walt Whitmans Gedichten bekannt machte. Sie war gegen Whitman voreingenommen worden durch Leute, deren Prüderie und übermäßige Bewunderung für verfeinerte Versmaße und sich reimender Verse sie hinderte, die wahre Bedeutung dieses modernen Dichters zu erfassen. Später teilte meine Lehrerin ihr Entzücken mit mir, als wir gemeinsam an der Universität «*My Captain, o my Captain*», «*America*» und «*Drum Taps*» lasen, lange bevor «*Leaves of Grass*» in Braille gedruckt war. Sie hatte ihr einunddreißigstes Jahr vollendet, und noch nie war sie dem Frieden so nahe gekommen. Neue Hoffnungen erfüllten und beflügelten sie. Die Schwermut, die sie bedrückt hatte, lockerte ihren Griff. Die Zukunft war ungewiß, doch ihre Zweifel meinethalben nahmen ab, und sie packte das Leben wieder fester an. Ihre Fähigkeiten und ihre Geschicklichkeit, etwas auszuführen, steigerten sich, sie hörte auf, mich wie ein Kind zu behandeln, und erwartete nicht mehr Gehorsam von mir.

Anne nahm auch manches wahr, was in Büchern im Vergleich zum wirklichen Leben falsch ist. Mit einer Art bangen Gefühls mußte sie zugeben, daß sie in der gefährlichen Illusion gelebt hatte,

alles, was wissenswert sei, stehe in Büchern, und Bücher belehrten schneller und umfassender als alles andere. Eines Tages sagte sie zu mir: «Ich ändere gelegentlich die Theorien, die ich mir jeweils vom Leben zurechtlege — das hilft die Langeweile fernzuhalten.» Sie entbehrte der Logik, wie ich bereits sagte, und wurde sich dessen nicht bewußt, daß es von Übel ist, seine Folgerungen auf Grund eines Impulses beiseite zu schieben, ebenso wie man nicht Samen ausgraben soll, um zu sehen, ob sie keimen. Ihr Gedanke war, so vermute ich, daß wir jeden Tag etwas von unserem Selbst abwerfen, daß unsere Illusionen zerbrechen, unsere Ideale wechseln, Freundschaften verschwinden und alles, das uns vertraut ist, uns durch die Finger schlüpft. Wir werden dem Selbst, das gelebt hat, so fremd, als ob nicht wir selbst es wären. Doch was sie gegen Gedanken ohne Gefühl schützte, war ihre unauslöschliche Liebe für äußerliche Schönheit, und vor Gefühlen ohne Gedanken bewahrten sie ihr herrischer Wille, die starken Erinnerungen aus ihrer Kindheit und Jugend, sowie die Charaktere und Vorkommnisse, um die sie sich konzentrierten.

In ihren jüngeren Jahren nahm meine Lehrerin allzu leicht eine aggressive Haltung bei Auseinandersetzungen ein, gleichgültig ob sie mit Personen aus den Südstaaten über den Sezessionskrieg sprach, mit Yankees, die die Probleme der «befreiten Neger» nicht verstanden, oder mit Geistlichen, die ihr eigenes Dogma anderen aufzwingen wollten. Sie war geneigt, zu verletzen und verletzt zu sein. Sie konnte sich unnachgiebig und hochfahrend zeigen, und es war für sie eine Ehrenfrage, jenen, die nicht ihrer Meinung waren, ihre Argumente einzuhämmern, statt zu versuchen, sie mit Takt zu gewinnen. Zum Teil war dem so, weil sie in der Tat eine freie Frau gewesen ist, stärker als die Umstände. Ich meine nicht «stark» in dem Sinn, daß sie zu dominieren wünschte, doch sie zählte Persönlichkeit zu den Gaben, die höher standen als Vermögen oder Macht über andere. Sie gleicht darum nicht Dr. Alexander Graham Bell, der zu einem Widersacher sagen konnte: «Vielleicht haben Sie recht. Wir wollen sehen, wie weit unsere Auffassungen über die Sache übereinstimmen. Es könnte sein, daß ich es bin, der

Aufklärung nötig hat», doch stets erwies sie sich als warmherzig und großmütig, indem sie den kleinsten Funken unabhängigen Denkens bei andern bewunderte, und ihr weites Herz war rasch bereit, ihren eigenen Mangel an Rücksicht zu bereuen. Wenn man ihr direkte Fragen stellte, verbarg sie ihre Gedanken nicht; sie war «ein Stachelschwein von Prinzipien», aber sie haßte Zynismus. Sie hatte noch nicht das große Wohlwollen und die mitfühlende Sympathie erworben, mit der sie später jedem Menschen entgegenkam, den sie kennenlernte. Oft kam es dann vor, daß ihr ganz unbedeutend scheinende Personen unerwartete Schätze an Güte oder eine seltene Beobachtungsfähigkeit offenbarten, Bestrebungen, von denen sie wußte, daß sie sie ausführen würden, Freuden und Sorgen, in Tönen ausgesprochen, die ein Echo in ihrer Seele erklingen ließen. Sie pflegte zu mir zu sagen: «Helen, ich weiß, daß die meisten Menschen leben, ohne einander zu kennen, und ich weiß, wie unduldsam ich gegenüber oberflächlichem Gerede bin, aber dennoch sind da stumme Millionen, deren Gedanken, von einem Dichter wiedergegeben oder von einem genialen Lehrer ausgelegt, in der ganzen Welt widerhallen würden, und wenn dein Glaube aufrichtig ist, wirst du lange und suchend nach Gottes Handschrift in ihren Individualitäten Ausschau halten.»

Dies ist mein letzter Strich an dem geistigen Porträt meiner Lehrerin auf Red Farm. Seit meiner Kindheit hatte ich es geliebt, meine Hände auf ihr Gesicht zu legen, denn es war so wunderbar ausdrucksvoll, empfindsam und belebt von Interesse an Menschen und Dingen. Ihre Augen waren dauernd krank, aber Freunde sagten mir, daß sie keinen peinlich berührenden Anblick boten, wie die Augen vieler anderer Leute mit schadhafter Sicht, und ihr Antlitz war hübsch mit den klaren Linien, deren glückliche Grazie ihrem ganzen Körper eigen war. Rührende, sinnende Süße prägte lieblich ihren Mund, und die Erinnerung an meine häufigen kindlichen Küsse und ihre innige Erwiderung erwärmt mich gleich Funken, die aus der Asche glühen. Ihre Stirne war glatt wie die von Pallas Athene und reizend die Haltung ihres Kopfes. Meine Mutter sagte, sie sei sehr hübsch, und John Macy, selbst ein Anbeter der Schön-

heit, bestätigte meinen eigenen Eindruck von Annes Anmut. Ihre teils melancholische, teils humorvolle Ungeduld mit der Dummheit der Welt und die ständige Pein ihrer Augen drückten ihren Zügen den Stempel auf, doch nie verloren sie das Strahlen spontanen Glücks, bis der Bruch mit John kam, und selbst dann hatten sie stets ein gewinnendes Lächeln für jene bereit, deren stärkende Zuneigung sie schätzte.

Die Stimme meiner Lehrerin, die so beharrlich sich bemühte, die meine zu Natürlichkeit zu schulen, war selbst eine Gabe Gottes. Meines Wissens hat Anne nie irgendwelchen sprachtechnischen Unterricht genossen; dennoch aber ist ihre Aussprache wunderbar klar gewesen — nicht ein einziges Wort war jemals verschwommen, keine Betonung auf der falschen Silbe. Nicht selten hat sie angedeutet, sie wünsche, sie wäre Sängerin, zunächst des Genusses wegen, den es bedeuten mußte, Liedern und Melodien Ausdruck zu geben, dann aber auch um der materiellen Vorteile willen, die sie dadurch gewonnen hätte.

Im Laufe unseres Aufenthalts auf Red Farm erklärten die Vereinigten Staaten Spanien den Krieg, und Anne bewarb sich um eine Stelle als Krankenpflegerin in der Armee. Sie und ich waren der gleichen Meinung, daß sie Dienst leisten sollte, doch sie hörte, daß ihre Ausbildung für diese Arbeit ebensoviel Zeit in Anspruch nehmen würde wie der Bau eines Schiffes, und deshalb gab sie diesen Plan auf. Dann hatte sie eine Idee, die sie geradezu als Inspiration betrachtete: «Wir sollten nach Kuba gehen oder auf eine andere Insel der Antillen und Orangen oder Zitronen pflanzen. Dort könnten wir wenigstens in Frieden alt werden und du würdest vielleicht Bücher schreiben wollen.»

Mein Herz hüpfte vor Freude im Gedanken an solch abenteuerliche Pläne, doch ich wies darauf hin, daß wir keinerlei Aussicht hatten, für ein Unternehmen dieser Art finanzielle Hilfe zu erlangen, und auch nicht das Recht, selbst wenn wir imstande wären, Früchte zu ziehen, ihr Augenlicht aufs Spiel zu setzen, indem wir uns an einem Ort niederließen, wo es keine erreichbare ärztliche Hilfe gab. Es war ihr nicht ernst mit diesem Projekt, denke ich, denn nach

wenigen Tagen hatte sie ihren Traum bereits vergessen. Wir waren schon dabei, von Red Farm Abschied zu nehmen, um in ein Camp überzusiedeln, das Anne am Wollomonapoagsee gemietet hatte und wohin wir jeden Sommer gingen, bis wir unser erstes Heim in Wrentham bezogen.

VII

Im Camp fühlte Anne sich noch freier, und wenn ich rückblickend in die reiche Mine ihres Herzens hinabschaue, entdecke ich weitere Opale und Rubine ihrer gastfreundlichen Natur. Sie lud Mutter ein, sowie Mildred und Phillips, meinen kleinen Bruder, den Sommer und einen Teil des Herbstes mit uns zu verbringen, obgleich sie kaum über die nötigen Mittel verfügte, die dadurch entstehenden Ausgaben zu bestreiten. Eine größere Fülle von Ferienfreuden hätte für uns nicht gesammelt werden können. Meine Lehrerin liebte meine Angehörigen, als wären es ihre eigenen, und nach Vaters Tod gab es nichts, was ihnen mehr Vergnügen gemacht hätte, als mit uns inmitten der Seen und Hügel von Wrentham zusammen zu sein. Außer meinem kleinen Boot, der *Naiad*, mietete Anne ein Kanu, ein Floß und Schwimmgeräte. Gäste aller Art besuchten das Camp — Bedeutende und Geringe, feinsinnige junge Leute aus Onkel Eds Kreis und alle Chamberlins. In einem Sommer, als in Boston ein Kongreß der für die Tauben Tätigen stattfand, überraschte eine größere Zahl von ihnen meine Lehrerin eines Morgens durch ihr Erscheinen im Camp, höchst munter und wohlgelaunt. Ihre unerwartete Ankunft war für Anne und Bridget, die gerade den Frühstückstisch abgeräumt hatten, eine ziemliche Heimsuchung, und es erforderte all ihre Findigkeit, ihren Humor und ihre Energie, in aller Eile ein Programm mit Schwimmen, Rudern und

Picknick für die fröhlichen Eindringlinge zu organisieren. Doch dank ihrer großzügigen Herzlichkeit und ihrer Bereitschaft, andern ein Vergnügen zu gönnen, meisterte sie die Lage, und die unerwartete Gesellschaft verließ das Camp vollauf befriedigt von ihrem Ausflug und erfreut über das höfliche Interesse, das Anne ihren Blindenerziehungs- und Schulungsmethoden entgegengebracht hatte, obschon sie sie für allzu konservativ hielt. Kaum aber waren sie gegangen, da flehte sie mich eindringlich an, mich nie zu irgendwelcher Aktivität für Blinde, Taube oder eine andere Gruppe überreden zu lassen, ehe ich mir nicht ein eigenes Urteil zu machen vermochte. Eines unter ihren zahllosen Problemen war nämlich, zu verhindern, daß die Publizität sich meiner bemächtigte oder meine Lebensperspektive verfälschte, bevor ich über ein genügendes Rüstzeug für eine Betätigung zugunsten der Behinderten verfügte.

Das Funkeln von Annes erfinderischem Geist war mitreißend; es füllte unsere Tage mit aufregenden Abenteuern, von denen ich etliche mitmachen konnte, wie Tauchen, Schwimmen — an der Oberfläche oder unter Wasser, wobei ich jeweils ein langes Seil um meine Taille festigte, dessen eines Ende am Ufer oder an einem Boot festgemacht wurde, so daß ich mich frei bewegen konnte. Kanurennen fanden statt, nach denen wir jungen Leute einander umkippten; Wasserballspiele gab es, Lampionfeste zwischen den Tannen und Föhren und lange Wanderungen um den See oder Entdeckungsfahrten zu den zahlreichen Teichen, die gleich verzauberten Augen in der Landschaft von Wrentham schimmerten — und nie konnte man auch nur einen Augenblick den Eindruck haben, wenn man sich mit meiner Lehrerin unterhielt, daß sie eine Frau gesetzteren Alters sei.

Anne hegte die Ansicht, daß Gesundheit die höchste der Freiheiten ist, und sicher schuf meine Fähigkeit, Nutzen aus dem zu ziehen, was ich an Vitalität besaß, eine neue Freiheit für mich. Größeres körperliches Selbstvertrauen, durch Schwimmen und Tandemfahren gewonnen, steigerte die Kraft, die die Basis der Gesundheit ist. Derart bereicherte meine Lehrerin buchstäblich mein Dasein und verdoppelte meine Lebenslust, indem sie mich in neuer

Weise glücklich machte. Stets war es selbst für uns, die sie am besten kannten, eine Entdeckung, ihre Fähigkeit zu übersprudelnder Freude und Fröhlichkeit festzustellen, ihre Empfänglichkeit für den Zauber der Apfelblüten im Frühling, oder für die heitere Ruhe heuduftender Sommerabende, wenn sie oder ich das Boot ruderten. Selbst von Niedergeschlagenheit ergriffen, war sie stets bereit, Hoffnung auf den steinigen Weg des Lebens zu streuen. Wie auch ihre Stimmung sich verändern mochte, glaubte sie im großen ganzen daran, daß die Menschheit mehr Freude als Unheil erlebt; andernfalls würde unsere Art wohl schon längst ausgestorben sein.

Obgleich sie als Kind keinerlei Vertrautheit mit dem Wasser erworben, wurde sie eine geschickte Schwimmerin, und ich liebte es, ihre sicheren Bewegungen zu fühlen, wenn wir weit vom Ufer dahinglitten. Eines Nachmittags aber, als Phillips und ich badeten, griff er plötzlich hastig nach meiner Hand — er beherrschte das Fingeralphabet nicht — und sein Gesicht war vor Schrecken verzerrt, als ich von seinen Lippen las: «Ich sehe Anne nicht.» Wir hasteten zum Anlegeplatz und riefen aufgeregt nach Mutter. Sie kam herbeigeeilt, schlug Alarm, und mehrere Männer ruderten zur Mitte des Sees, wo sie endlich meine Lehrerin sahen. Allzu zuversichtlich hatte sie versucht, allein eine Insel zu erreichen. Ihre Kraft war beinahe erschöpft, als die Männer sie ins Boot zogen, um sie ans Ufer zurückzubringen. Als sie sah, wie unglücklich wir alle waren, lächelte sie, während sie etwas Heißes trank, und sagte: «Macht euch keine Sorgen, ich bin schon wieder in Ordnung. Du weißt, Helen, wie die Sirenen einen locken!» Am nächsten Tag ging sie wieder ins Wasser — nicht kleinmütiger, aber klüger.

Anne war auch eine ausgezeichnete Reiterin. Alle Pferde übten eine große Anziehungskraft auf sie aus — Wagenpferde, die sie führen konnte, vorausgesetzt, daß sie sich an wenig befahrene Straßen hielt, und Lastpferde, die für sie unvorstellbare Tiefen von Geduld und Energie verkörperten. Wären ihre Augen zuverlässiger gewesen, ich glaube, sie hätte wie Atalanta ein Rennpferd geritten, das Feuer ihrer Seele mit der seinen messend. Einmal bestieg sie ein junges, noch nicht zugerittenes Pferd — und dachte,

daß sie imstande sei, es durch ihre schmeichelnde Berührung und ihre freundliche Stimme zu besänftigen und zu zügeln. Unerwartet warf es sie aber auf einer rauhen Straße ab, und sie schlug so heftig mit dem Hinterkopf an einen kantigen Stein, daß Blut über ihren Nacken rann. Wie sie das Schwindelgefühl überwand, das sie erfaßt hatte, ist unerklärlich, doch sie brachte das Tier — ungestüm, aber wandelbar, wie sie selbst — dazu, sich von ihr zurückführen zu lassen, bis sie Red Farm erreichten, wo Mrs. Chamberlin und ein eilig herbeigerufener Arzt sie pflegten. Sie befürchteten eine schlimme Infektion, doch zu jedermanns Erstaunen trat nichts dergleichen ein, und ein paar Tage später ritt Anne wieder aus, diesmal allerdings auf einem ruhigen, vernünftigen Tier. «Verstehst du», sagte sie lachend zu mir, «es war kein geflügelter Pegasus, sondern ein wahrer Wirbelwind von Gaul, der mir neulich diesen Streich spielte.» Etwas später überließ unser Freund, Mr. Sanders in Haverhill, Massachusetts, Vater eines tauben Jungen, den Dr. Bell unterrichtete, Anne das prächtigste Reitpferd, das sie je besaßen. Wir nannten es *Lucky Star*, und es trug Segen mit sich, wohin es ging. Es war so zuverlässig, liebevoll und flink, wie das unglückliche Rennpferd in Donn Byrnes «*Hangman's House*». Anne gebrauchte nie eine Peitsche. Wie sie Mrs. Laurence Hutton schrieb, setzte sie ihren Stolz darein, das Pferd zu putzen und zu füttern, und es wieherte ihr alle seine Wünsche zu. Ehe sie auf seinen edlen Rücken stieg, pflegte es ihren runden Arm zu lecken, und fort ging es dann im Trab oder im Galopp über einen federnden Feldweg, der von bunten Blumen oder prächtigen Federbüscheln der Goldrute gesäumt wurde. Sie war entzückt von seinem stolzerhobenen Haupt, dem Glanz seines rötlichbraunen Halses, der Bewegung seiner Schultern unter ihr und von seinem schnellen Schritt, der Gesundheit und Beschwingtheit durch ihren Körper pulsen ließ. Ohne mein Wissen pflegte sie ab und zu ein Buch mitzunehmen, und wenn sie ein kühles Plätzchen unter Bäumen fand, mit dem Licht, das sie brauchte, stieg sie ab, setzte oder legte sich hin, die Zügel lose um ihren Fuß, und kostete die verbotene Frucht einer langen Lektüre, während *Lucky Star* Gras knabberte und sich umwandte, um sorgfältig

Blätter von einem nahen Busch zu rupfen. Welch liebreizendes Bild müssen sie geboten haben — meine Lehrerin in ihrem pflaumenblauen Reitkleid und Lucky mit seinem wohlgepflegten, rotbraunen Fell und seiner wehenden Mähne! Es brach ihr fast das Herz, als sie mit mir nach Cambridge ging und sich deshalb von einer Kreatur trennen mußte, die eigens für sie geschaffen schien, doch es war mein letztes Jahr an der Universität, und es standen uns große Aufgaben bevor, da wir unser neu erworbenes Heim für den nächsten Sommer umbauen ließen.

VIII

Düstere Wolken verdunkelten meine ersten Eindrücke vom Radcliffe College. Sie rührten nicht von meinen durchaus glücklichen Beziehungen zu den Mädchen her, die ich kennenlernte, oder von meinen Studien, die ich liebte, sondern von den leidenden Augen meiner Lehrerin, deren ich mir mehr und mehr bewußt wurde. Es war mir nicht möglich, im voraus genau festzustellen, welche Bücher ich für die Kurse brauchen würde, und die Braille-Übertragungen erlitten dadurch beträchtliche Verzögerungen. Für den Lateinunterricht war ich glücklich genug, Vergils Aeneis, die Hirtengedichte und Lucretius' philosophische Gedichte — erstaunlich in ihrer zeitlosen Bedeutung — zu bekommen, doch es dauerte eine ganze Weile, bis ich Catull oder Plautus oder Ciceros Briefe in Braille erhielt. Ich hatte die Anabasis gelesen und ich fand eine Braille-Wiedergabe verschiedener Bücher der Ilias, die auf mich warteten. Aber es gab keine Wörterbücher in Brailleschrift und meine Lehrerin mußte in kleingedruckten Nachschlagewerken die vielen Ausdrücke suchen, die ich brauchte. Im Kurs über englische Literatur wimmelte es geradezu von Büchern, die nicht in

Braille zu haben waren, von Chaucer ausgehend, durch die ganze Periode, die Palgraves «*Golden Treasury*» umspannt, das noch viele Jahre nicht in Blindenschrift geprägt worden ist. Aus der Elisabethanischen Zeit waren bloß Shakespeares Stücke und Sonette, sowie Spencers «*Faerie Queene*» in Braille erhältlich. Das bedeutete, daß meine Lehrerin mir eine Unmenge Werke mittelalterlicher Autoren, desgleichen französische und deutsche Bücher vorzulesen hatte. Oft waren ihre Augen dem Versagen nahe, und sie mußte Dr. Morgan, einen berühmten Augenarzt, konsultieren, den Mrs. Hutton uns empfahl. Als er vernahm, daß Anne mir täglich vier bis fünf Stunden lang vorlas, rief er aus: «Oh, mein Gott! Das ist reiner Unsinn, Miß Sullivan! Sie müssen Ihren Augen völlige Ruhe gönnen, bis Miß Keller ihre Kurse beendet hat.» Wie haßte ich doch Bücher in diesem Augenblick! Es ließ sich damals nicht gleich jemand finden, mir zu helfen, und die «zarten Ariels», wie ich die Augen meiner Lehrerin nannte, setzten ihre Fron fort, während ich eine unsagbare Tortur durchmachte. Wenn sie fragte, ob sie mir nicht gewisse Stellen nochmals vorlesen solle, log ich und erklärte, daß ich mich ihrer erinnere, während sie mir in Wirklichkeit entfallen waren. Schließlich aber sprang Leonore Kinney ein, die gerade Philip Smith, einen Geologen von Harvard, geheiratet hatte, das Fingeralphabet kannte und nun für mich las; ich habe nie aufgehört, sie dafür zu segnen, daß sie mir meinen Seelenfrieden zurückgegeben hat. Ohne ihr etwas von meinen Lügen zu sagen, bat ich sie, die Stellen zu suchen, die ich vergessen hatte, und so holte ich genügend auf, um meine Semester-Prüfungen zu bestehen.

Natürlich war es in jener Zeit für meine Lehrerin beinahe unmöglich, zu schreiben. Sie konnte nicht viel weiter sehen, als bis zu ihrer Nasenspitze, mußte sich auf die Feder konzentrieren und auf jedes Wort, das sie formte. Das war eine schwere Prüfung für ihr Temperament, und es lähmte alles, was gerade an Inspiration, Fröhlichkeit und Gedankenflug vorhanden sein mochte. Nachdem ich Maschineschreiben gelernt hatte, tippte ich ihre sämtlichen Berichte, Notizen und Briefe. Nun sprudelten ihre Ideen wieder frei

hervor, und es war mir ein tröstliches Gefühl, daß ich ihr einige kleine Dienste zu leisten vermochte.

Alle unsere Freunde, die von diesen Schwierigkeiten hörten, suchten uns unsern Weg nach Möglichkeit zu ebnen. Unter ihnen war John Macy. Abgesehen davon, daß er die «Geschichte meines Lebens» herausgab, ursprünglich eine Sammlung von Aufsätzen, die ich auf der Universität geschrieben habe, schlug er für meine letzten zwei Jahre in Radcliffe Studien vor, die die Augen meiner Lehrerin in einem gewissen Maße schonen würden, und wann immer der Unterricht ihm freie Zeit ließ, las er mir vor.

Hier möchte ich auch Dr. Goldthwaite aus Boston meinen Dankbarkeitstribut entrichten. Während langer Zeit war Anne gezwungen, ihre Füße einzubinden, wahrscheinlich, weil sie als Kind Schuhe tragen mußte, die ihr viel zu klein waren. Während meines Seniorjahres hinkte sie stark, und John Macy überredete sie, Dr. Goldthwaite aufzusuchen. Nach sorgfältiger Untersuchung erklärte ihr dieser hervorragende Chirurg, daß eine Operation dringend erforderlich sei, worauf sie ihm sogleich sagte, daß sie keinen Eingriff vornehmen lassen würde, ehe ich nicht meinen Universitätsgrad errungen hätte. Entschiedenen Tons erwiderte er: «Miß Sullivan, Ihre Gesundheit ist wichtiger als das Studium Helen Kellers.» Ich hätte ihn dafür umarmen können. Wir hatten jedoch kein Geld für einen Spitalaufenthalt übrig. Daher kam Dr. Goldthwaite in die Wohnung, in der Anne und ich lebten, und brachte eine Pflegerin mit, sowie die nötigen Instrumente für die Operation. Bridget fegte die Küche blitzblank, ein besonderer Tisch wurde installiert, und dann führten der Arzt und die Pflegerin die Narkose durch. Ich werde nie vergessen, wie groß, stark und hübsch Dr. Goldthwaite war, als er Anne auf seinen Armen in den improvisierten Operationsraum trug. Er rettete sie vor lebenslänglicher Lahmheit, und nach einem Monat marschierte sie besser mit mir, als sie es je getan. Man müßte Carlyles «*Heroes and Hero-worship*» lesen, um zu ermessen, welche Verehrung für Ärzte Anne nach dieser Erfahrung empfand.

In «*Midstream*» habe ich einen anderen Versuch geschildert, mich

von meinem Studium abzulenken — den Plan, in meinem Namen eine Schule für blinde und taube Kinder zu gründen. Ich sah mich von der fühlenden Seite meines Wesens her angegriffen, und sehnte mich danach, frei zu sein, um sie aus dem doppelten Gefängnis von Seele und Körper zu erlösen, in dem ich einst gelebt hatte, doch es war ebenso mein Recht wie meine Pflicht, zunächst mein Universitätsstudium zu beenden, um zu beweisen, wie weit behinderte Kinder entwickelt werden können, und meine Lehrerin war entschlossen, mich durch keinerlei Projekt dieser Art von meinem Weg abbringen zu lassen. Ich führe das bloß an, weil es eines der vielen Geschehnisse war, die unsere Ruhe störten und meiner Lehrerin indirekt manche Enttäuschung bereiteten, weil sie sich oft dahin auswirkten, daß ich nicht die höchsten Noten in jedem Studienfach erreichte. Sie war erschöpft vor Aufregung und überreizt wegen meinem scheinbar mangelnden Eifer, das «*summa cum laude*» davonzutragen. Sie machte seltsame Perioden tiefster Rastlosigkeit durch, die Hindernisse erschienen ihr unüberwindbar, und es brauchte viel liebevolles Zureden, bis ihr das Leben wieder in heiterem Lichte erschien. Nun, der harten Lehrzeit, die Polly Thomson und ich unter meiner Lehrerin durchgemacht haben, ist es zu danken, daß wir, seit sie die Welt verlassen hat, imstande waren, die Pläne derjenigen, die uns in ihre Dienste einspannen wollten, zu durchkreuzen und freie, selbständige Frauen zu bleiben.

IX

Nachdem meine Lehrerin und ich uns in Wrentham häuslich niedergelassen hatten, änderte sie während eines Jahres wieder und wieder ihre Meinung bezüglich einer Heirat mit John, und ich erinnerte mich des Verses: «Wahrer Liebe Lauf ist nie sanftes Flie-

ßen.» Ich freute mich, daß sie einen guten Gefährten gefunden hatte, der ihr, wie ich damals dachte, helfen würde, ihre vielen Aufgaben und Pflichten zu bewältigen, und ich wartete. Eines Abends, als wir von einer Zusammenkunft in Boston zurückkehrten, wo ich für die Blinden gesprochen und John als mein Dolmetscher geamtet hatte, sagte sie mir, wie hübsch und anmutig ich ausgesehen hätte, als ich vor den Zuhörern stand, und erklärte dann, daß sie nie heiraten werde. «Oh, Anne», rief ich aus, «wenn Sie John lieben und ihn dennoch abweisen, würde ich mir als abscheulicher Hemmschuh vorkommen!»

Wenn ich versuche, die Schwankungen jener vergangenen Zeit zu ergründen, bedrängt mich dunkel das Empfinden, daß meine Lehrerin nie ganz mit ihrer Ehe ins reine kam. Sie errang größere Selbstbeherrschung, hielt gleich einem Tierbändiger ihre dunklen Launen im Zaum, doch sie konnte sie ab und zu knurren hören und sagte dann, sie brauche mich, um ruhig und vernünftig zu bleiben. John war ein wundervoller Ratgeber hinsichtlich meiner literarischen Arbeit und las ihr eine Unmenge köstlicher oder witziger oder von Genie durchglühter Bücher vor, um ihre melancholischen Stimmungen zu vertreiben. Er besaß ein scharfes Auge für die Schönheiten der Natur und bereicherte die Freuden, die er mit uns teilte, durch seinen undefinierbaren Charme, wenngleich er nie etwas für die Rauhheit eines Daseins voll Einfachheit und Selbstvertrauen übrig gehabt hat, wie Thoreau es kannte.

Und doch war da ein Riß in der Harfe ihrer Verbundenheit, ein Riß, der auf mein eigenes Leben übergriff. Annes buntschillerndes Temperament, infolge ihrer überlasteten Nerven immer heftiger, verwirrte einfachere Menschen, und selbst die Klugen nahmen die Strömungen ihrer Natur nicht ausnahmslos richtig auf. Nur echte, tiefe Zuneigung ließ die besten ihrer Freunde einige der Lichter und Schatten ihres Charakters enträtseln. Unaufhörlich suchte sie einen Ausweg aus ihrer Ratlosigkeit und glaubte ihn zu finden, wenn sie irgendwohin ging und Neues sah. Damit möchte ich aber nicht einen gewöhnlichen Wunsch nach Zerstreuung andeuten, sondern vielmehr ein Bedürfnis nach Selbsterneuerung umschrei-

ben. «Wir sind zu sehr Gewohnheitsmenschen», pflegte sie etwa zu sagen, und ich wünsche heute, ich hätte ihren Vorschlägen mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Sie gab sich besondere Mühe, mich mit jungen Leuten zusammenzubringen und mir ungewöhnliche Erfahrungen zu verschaffen, wodurch sie ein Element ständigen Wechsels in meine Umgebung brachte. Ich bin heute der Ansicht, daß wir uns selbst durch einen Prozeß erhalten müßten, der der Mauser der Vögel nicht unähnlich ist. Abwechslung der richtigen Art hilft uns, unsere Gedanken neu zu überprüfen, so daß unsere Seelen sich zu erneuern vermögen und sich kühner in höhere Regionen aufschwingen. Wer weiß? Möglicherweise ist das eine der Lösungen gewisser sozialer Probleme. Indem man andern Menschen Maß und Harmonie schenkt, könnte man Pflicht und Freude vereinen, das Gute und das Schöne. Wie sehr wünschte ich, mit ihr bis ans Ende der Welt reisen zu können! Doch damals stand ich mitten in emsiger schriftstellerischer Tätigkeit. Der ungestüme junge Stier in mir hatte zunächst gebockt und gestoßen, sich nun aber endlich dem Joch gefügt, und ich wollte nicht aussetzen, ehe eine bestimmte Arbeit vollendet war. Anne war zwar sehr aufgebracht über mich, doch sie respektierte meine Individualität gleichermaßen wie ihre eigene, und unser Sturm im Wasserglas legte sich bald.

Etwas später schlug sie eine Reise nach Bermuda vor. Die Durchsicht unserer Abrechnungen zeigte mir aber, daß wir einfach nicht genug Geld hatten, um uns ein derartiges Abenteuer zu leisten — sogar zu wenig für unmittelbar bevorstehende Ausgaben, und ich hatte keine Ahnung, ob ich mit Artikeln über die Fahrt soviel verdienen konnte, daß wir sie unbesorgt wagen durften. Meine Lehrerin tobte wie der große Gott Pan und strahlte dann wieder in keltischer Heiterkeit. Dennoch vermag ich nicht zu vergessen, daß ich ihr diese Enttäuschung bereitet habe.

Einzig um ihre köstliche Unbedachtheit zu genießen, war ich stets bereit, alles liegen und stehen zu lassen — Putzarbeit, Staubwischen und Tippen — und mit ihr spazierenzugehen, in dem Tannenwald unweit unseres Hauses zu picknicken oder davonzu-

laufen, um Reisig für eines der großen Freudenfeuer zu sammeln, deren Flammen sie entzückten, wenn sie höher und höher aufloderten und dann wieder zu Boden sanken. Manchmal waren wir auch in Badeanzügen am See, während ein Sturm wütend die Wellen peitschte, die Blitze um uns zuckten und schwere Regentropfen uns durchnäßten. Wurde der Himmel wieder hell, so tauchten wir ins Wasser, um zu schwimmen. Erregung war der Atem ihrer Seele.

Wenn ich über diese liebenswerten Seiten von Annes Temperament nachdenke, will mir scheinen, daß ihrem Drängen, uns beide dem ewigen Geklapper meiner Schreibmaschine zu entreißen, jene üble Anklage zugrunde lag, sie mute mir zuviel zu. Nach diesen Anschuldigungen, die an der Cambridger Vorbereitungsschule gegen sie erhoben wurden, wollte ich keine Ärzte mehr konsultieren, solange ich im College war, um zu vermeiden, daß ein falscher Bericht gegen Anne verwendet werden könnte. Ich litt Tag für Tag an Kopfschmerzen, die mir das Lernen erschwerten, und in meiner Verzweiflung versuchte ich sie dadurch loszuwerden, daß ich während einem oder zwei Tagen fastete und kaum oder überhaupt nicht frühstückte. Meine Lehrerin war unendlich verständnisvoll und ließ mich wortlos meinen Willen durchsetzen. Die Kopfschmerzen verschwanden zwar, doch das Schicksal strafte mich, weil ich zu weit gegangen war; ich litt lange an Blutarmut und Neuralgie. Es ist leicht, sich vorzustellen, wie tief erregt Anne war, als sie die bedrückende Angst entdeckte, die mich seit meinem achtzehnten Lebensjahr verfolgte.

Ein anderer Umstand jedoch brachte meiner Lehrerin und mir große Freude, nämlich ihre gänzliche Freiheit, mit mir zu sprechen, wie mit anderen Menschen. Unsere Erfahrungen in Cambridge hatten sie hinsichtlich der Weitergabe ihrer Ansichten über öffentliche Angelegenheiten an mich sehr vorsichtig werden lassen, denn es war ihr nicht entgangen, daß oft versichert wurde, sie zwänge meinem jugendlichen Verstand ihre eigene Meinung auf. Ein Freund in Kanada, der immer wieder und oft erfolgreich bemüht war, Bildungsmöglichkeiten für Unbemittelte zu schaffen, schrieb mir einen sehr klugen Brief. Er sagte, ich sei ein junges Mädchen,

das trotz Blindheit und Taubheit eine glückliche Kindheit und Schulunterricht genießen durfte, daß das Recht auf Erziehung und Bildung ein demokratisches Prinzip sei, das für jeden Lernfähigen zu gelten habe. Er wies darauf hin, daß ich mich häufig in Gesellschaft der Großen, Begabten und Einflußreichen befinde, und schlug vor, ich solle ohne Nennung seines Namens seinen Plan für die Errichtung einer Mädchenschule auf Kuba einem bekannten Philantropen unterbreiten. Sein Projekt war geschickt umrissen, mit allen nötigen Angaben versehen, und meine Lehrerin sah kein Unrecht darin, daß ich diesbezüglich an Mrs. Hutton schrieb. Diese interessierte sich für den Plan und machte einflußreiche, vermögende Persönlichkeiten darauf aufmerksam, mit denen sie in Verbindung stand. Gleich meiner Lehrerin war sie der Ansicht, daß die Idee konstruktiv sei und daß jemand sich ihrer annehmen sollte. Aus solchen Samen sind schon weltumfassende Bewegungen aufgekeimt. Wie peinlich war unsere Überraschung, als Mrs. Hutton uns mitteilte, ihre Freunde wollten nicht glauben, daß ich den Brief geschrieben hätte! Verletzt durch diese Haltung, die derart der Phantasie und des Gemeinsinns ermangelte und ausgerechnet von Kultivierten und Bevorzugten eingenommen wurde, schwieg Anne von da an mir gegenüber über alle Fragen — erzieherische, politische, soziale oder religiöse — die sie tiefer berührten. Auch im College hatte sie die Tyrannei der Gesellschaft empfunden, die erklärte, ich sei ein Automat, ein Sprachrohr, das ihre Gedanken und Gefühle wiedergebe. Nun aber, nach ihrer Heirat, trat hierin eine willkommene Änderung ein. Ihre Finger — um nicht ihre Zunge zu sagen — waren aller äußeren Hemmungen ledig, und ich wurde durch eine neue Form der Kameradschaft beflügelt. Wann immer John uns hier in dem Heim, das unser eigen war, von umstrittenen Problemen vorlas, buchstabierte meine Lehrerin mir ihre Ansichten darüber ohne jeden Vorbehalt, und es war ebenso unterhaltend für sie wie für mich, uns in aller Freundschaft über einzelne Punkte zu streiten.

Sie war keine Frauenrechtlerin, ich hingegen schon. Sie gab sich damals vielmehr sehr konservativ. Eine Bannerträgerin ist sie

nie gewesen, außer in dem Sinne, daß sie alle von Menschen geschaffenen Beschränkungen als Verbrechen gegen die Menschheit bekämpfte und Freiheit des Denkens, der Auffassung und des Forschens als geheiligtes Recht betrachtete. Je mehr wir redeten, desto weniger dachten wir gleich, außer in unserer Sehnsucht nach dem Guten und in unserm heftigen Verlangen nach weltweiter Aufklärung. Wie Mark Twain war ihre Einstellung zur Fortschrittsidee höchst pessimistisch. Selbst die Arbeit für die Blinden bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Sie hatte reiche Belohnung erlebt, errungen von Ausnahmemenschen, die es vermocht hatten, ihr Unglück in ein Königreich des Daseins zu verwandeln, doch sie bezweifelte die Fähigkeit des blinden Durchschnittsmenschen, ein wirklich volles Leben aufzubauen. Es ist eine Freude für mich, beweisen zu können, daß die Tätigkeit der «Durchschnittsmenschen» ohne Augenlicht sich in meinem Land und in Großbritannien während der letzten dreißig Jahre so entwickelt hat, daß eine stetig zunehmende Zahl von ihnen, darunter auch einige taube Blinde, sich ihren Unterhalt selbst verdient und wirklich glücklich ist. Jedesmal, wenn ich meine Gedanken meiner Lehrerin zuwende, bete ich, sie möge darin die Schätze erkennen, die trotz ihrer Zweifel im Dunkeln erstrahlen. Je deutlicher ich ihre volle Persönlichkeit erfaßte, desto mehr schien sie mir einem Gewebe ineinander verflochtener Flammen zu gleichen; ich fühlte mich als ein bevorzugtes Wesen, weil ich im nichtversengenden Feuer ihrer raschen Intuition und ihrer stets voranstrebenden Gedanken leben durfte. Die wenigen Jahre ihres Eheglücks waren in gewisser Beziehung die fruchtbarste Zeit unseres gemeinsamen Daseins.

Doch es lag in der Natur der Dinge, daß Annes Ungeduld nicht für das Landleben und die Hausarbeit geschaffen war — und Thoreau hätte ihren Gesichtspunkt begriffen. Wann immer sie Gelegenheit dazu fand, suchte sie im Reiten Abenteuer. Unglücklicherweise war das Pferd, das sie wählte, ein bösartiges Biest; doch weil es schön und klug war, hing sie an ihm, und ich hoffte, daß ihre Freundlichkeit und ihre schmeichelnde Stimme es zustande bringen würden, das Tier zu erobern. Eines Morgens ging

ich in den Feldern spazieren, und als ich dann wieder ins Haus trat, sagte mir jemand: «Dieser Teufel von einem Gaul hat versucht, Miß Sullivan umzubringen. Er warf sie so heftig ab, daß sie sich zu Bett legen mußte.» Ich fragte, ob sie ernstlich verletzt sei. «Nein, aber arg erschüttert.» Da wurde ich plötzlich zornig. Seit sechzehn Jahren hatte sie jede Gelegenheit ergriffen, es mit jedem Pferd zu versuchen, das sie in den Sattel ließ, ohne jemals auf Warnungen zu hören, wenn ein Tier nicht sicher war. Mit ihren wilden Streichen hatte sie meine Geduld immer wieder auf die Probe gestellt, und nun verlor ich die Beherrschung. Ich sprach ziemlich scharf mit ihr, worauf sie bitter lachte und sagte: «Ist das das Mitgefühl, das man mir entgegenbringt, wenn ich Pech habe?» Ein paar Stunden vergingen, und siehe da, Anne war wie umgewandelt. «Es tut mir leid, Helen. Ich versuchte, von der Küche und alldem, das mich alt macht, fortzulaufen. Küsse mich, und ich werde mich bessern.» Von da an hörte ich nie wieder eine Klage von ihr über die Hausarbeit, und erst viele Jahre später entdeckte ich den wahren Grund von Annes ungewöhnlichem Benehmen. Doch dabei handelt es sich um eines jener tragischen Geheimnisse, die in den Herzen von Männern und Frauen verschlossen bleiben, die tief in die Mysterien des Lebens sehen.

X

Mit Sorge bemerkte ich, daß die robuste Gesundheit meiner Lehrerin nachzulassen begann. Das war zum Teil eine Folge ihrer Perioden nervöser Hochspannung, sowie der nie aufhörenden Qual ihrer Augen und ihrer gewaltigen Enttäuschung darüber, daß sie kein Kind bekam. Andere körperliche Pein gesellte sich dazu — eine ernsthafte Operation vor dem Aufbruch zu unserer Vor-

lesungstournee, häufige schwere Erkältungen während der Reise, ein Unfall, bei dem sie eine Treppe hinunterfiel, sich den einen Arm brach und das Schlüsselbein ausrenkte. Diese Verletzungen wurden nie richtig behandelt, bis sie in die von Dr. Goldthwaite geleitete Klinik ging.

Immerhin, ein lichter Fleck blauen Himmels zeigte sich doch zwischen den Wolken ihrer Befürchtungen. John nahm sie und mich hinauf nach Wolfeboro, New Hampshire, wo Dr. Bradford lebte, der Jahre zuvor die Eingriffe ausgeführt hatte, die ihr ein gewisses Maß von Sehen ermöglichten. Schrecklicher rheumatischer Anfälle wegen hatte sich der Arzt dorthin zurückgezogen. Er erinnerte sich noch an jede Einzelheit der seinerzeitigen Operation und staunte, daß Annes Augen ihr so gute Dienste geleistet hatten, obschon sie sie erbarmungslos mißbrauchte. Um die Granulation zu beseitigen, die sich wieder zeigte und die Sehkraft meiner Lehrerin mehr und mehr schwächte, verschrieb er Alauntropfen. Daraufhin durften wir für eine Weile aufatmen.

Während jener Tage, die voll stimulierender Entdeckungen und Geistesgymnastik waren, um meine intellektuelle Entwicklung zu fördern, diskutierte ich manchmal mit meiner Lehrerin über religiöse Fragen. Sie hatte auf den richtigen Augenblick und das Heranwachsen meiner Individualität gewartet, um mit mir so offen zu sprechen, wie sie es mit andern tat. Wie Robert Ingersoll hatte sie wenig Verwendung für die verschiedenen Glaubensbekenntnisse und Dogmen, deren schnarrendes «Geräusch» von den Kanzeln der Welt hallte. «Religion», mochte sie sagen, «ist eine Art zu leben, und nicht nur eine solche zu glauben. Lege Zeugnis von dem ab, das dir wahr erscheint, und zwar mehr mit Taten als mit Worten. Seit frühen Zeiten haben sich die Menschen ihrer religiösen Überzeugungen wegen gegenseitig abgeschlachtet, und was ist daraus Gutes entstanden? Viel besser wäre es, andern leben, richtig und voll leben zu helfen. Trachte danach, kein Herz zu kränken und keine Seele in ihrem Bestreben zu stören, intelligent zu denken und edel zu handeln.» Ich hatte ihr erklärt, welch große Hilfe Emanuel Swedenborg für mich hinsichtlich der Auslegung der

Bibel als Lebensgrundlage gewesen war. Es schien sie zu bekümmern, daß ich seine Abhandlungen beziehungsweise die irgendeines Theologen gewählt hatte, statt meinen eigenen Geist zu erforschen. Da ausführliche Begründungen sie irritierten, sagte ich ihr nicht, daß Swedenborg kein Theologe war, sondern ein konstruktiver Gelehrter, der sich darum bemühte, allumfassende Liebe mit Vernunft und klarem Denken zu vereinen, zwei Prinzipien also, die von manchen Kirchen infolge der Doktrin der Rechtfertigung allein durch den Glauben getrennt worden waren. Ebenso wenig erinnerte ich sie an das, was sie recht gut wußte — daß nämlich die meisten von uns ihre Gedanken in erster Linie von anderen übernehmen und daß unsere einzige Originalität darin liegt, wie wir sie umsetzen und ausdrücken. Statt dessen sagte ich ihr, wie glücklich ich war, daß Swedenborg meiner Vorstellungskraft die Freiheit gegeben hatte, über die Gipfel und Täler sowohl der persönlichen Unsterblichkeit als auch derjenigen der Materie zu schweifen.

«Ich glaube nicht an Unsterblichkeit», erwiderte sie. «Wenn ich dieses Wort höre, wehrt sich etwas in meinem Verstand. Zudem ist die Erde schön und unterhaltend genug, um die kurze Zeit auszufüllen, die mir hier vergönnt ist.»

«Ich liebe aber auch schöne Ideen», warf ich ein, «und keine scheint mir köstlicher als die eines Menschenwesens, das eine glückliche Unsterblichkeit genießt, die aus zarten Gedanken und wohltätigen Handlungen erblüht.»

«Es ist Balsam für mein Herz, daß du mit Freude einer besseren Welt als dieser entgegensehen kannst. Natürlich sage ich manchmal dies oder jenes und scheine zu wünschen, daß du anders denkst, doch nichts liegt mir in Wirklichkeit ferner. Ich interessiere mich nicht für Religion, du aber tust es. So wollen wir uns darauf einigen, daß wir darüber nicht einig sind, und unser Bestes tun, unseren Idealen gemäß zu leben. Ja, meine Liebe, ich bin deine Mutter im Herzen und im Geist, doch du gehörst nicht mir. Ich möchte, daß du deine Ansichten unabhängig formst. Nur halte dich von wetteifernden Sekten und Glaubensbekenntnissen fern und laß dich

nicht in Fanatismus einschließen. Sei immer gerecht und großmütig gegenüber jenen, die anderer Meinung sind als du.»

Zusammen sahen meine Lehrerin und ich viele verschiedene Seiten des Lebens, sowohl gute wie schlechte, wodurch die Charaktere, von denen ich in meinen Büchern las, lebendig und überzeugend wurden. Annes Kommentare waren kurz, treffend und tiefschürfend. Selbst den bösesten Menschen, denen sie begegnete, erkannte sie nützliche Eigenschaften zu, wenn ihr Ärger verraucht und sie weit weg von ihnen war. Eine große Unschuld war ihr eigen, die sich zu glauben weigerte, daß irgend jemand wirklich das Böse lieben konnte. «Ein Grund, weshalb ich nicht an ein zukünftiges Leben glaube», mochte sie äußern, «liegt darin, daß ich mir keinen weisen, gerechten Gott vorstellen kann, der seine Geschöpfe im Fegefeuer braten läßt, weil sie nicht nach einem Willen gelebt haben. Abgesehen davon, wenn sie sich ihrer Schlechtigkeit bewußt wären, müßten sie derartige Reue empfinden, daß das Leben für sie unerträglich würde, und Gott wäre gezwungen, sie zu töten — das wiederum wäre eine Aufhebung seiner Göttlichkeit.» Ich erwiderte, daß Schlechtigkeit sich in der Tat schon in diesem wie im nächsten Leben räche — ich hatte Emersons schönes Essay «*Compensation*», der diese Idee emphatisch dartut, damals noch nicht gelesen — und daß Gott mitleidig einen Schleier vor die Augen der unverbesserlichen Bösen ziehe, sie in eine besondere Sphäre versetzend, die ihrer perversen Neigung zusagt und wo ihre üblen Gelüste und Vergnügungen andere nicht vergiften und verderben können. «Auf alle Fälle», fügte ich hinzu, «nehmen die Bösen nicht zu, und in wundervoller Weise, die wir nicht zu erträumen vermögen, werden sie dazu benutzt, diejenigen, die das Rechte anstreben, stärker zu machen.»

«Dem Himmel sei Dank», rief sie mit weitausholender Geste aus, «daß du Religion in Freude aufgenommen hast und mit der Absicht, die Erde zu einem wenigstens zeitweiligen Heim und Herd für die Menschheit zu machen, statt sie den Erfordernissen eines vorzeitigen künftigen Lebens unterzuordnen. Ich kann deinen Glauben achten, weil du ihn nicht wie ein Schwächling benutzest,

als Trost für deine Blindheit und Taubheit, sondern als einen Teil des Glückes, das Gottes Wille für uns alle erschaffen.»

Die Glaubensbekenntnisse, die sie am meisten verabscheute, waren jene, die den Menschen die Konzeption aufzwingen, daß Gott nicht wünsche, daß sie glücklich seien. Sie stellte auch fest, daß es in der Welt ungefähr ein Dutzend verschiedene religiöse und ethische Glaubensbekenntnisse gibt, sowie Tausende von kleineren Religionsgemeinschaften und Sekten, und daß — obschon die Konfessionen zahlreich sind — die Schwächen der menschlichen Natur stets dieselben bleiben. Sie konnte zwischen einem bösen Mohammedaner, einem bösen Christen und einem bösen Buddhisten keinen Unterschied sehen: jeder von ihnen lebt Überzeugungen gemäß, für die er willig sein Leben hingeben würde, hemmt aber gleichzeitig seine Weiterentwicklung, weil er sich keine fundamentale Ethik zu eigen macht. Wird er Anhänger einer der größeren, blühenderen scholastischen oder theologischen Gruppen, so erwirbt er damit bloß einen neuen Wortschatz, um über Tugenden zu reden, die er nicht übt.

Ich denke, daß Annes Geist — vielleicht mit diesem oder jenem Vorbehalt — für Mahatma Gandhis Plan zur Heranbildung von Persönlichkeiten offen gewesen wäre: passive Nichtbeteiligung an Sitten und Einrichtungen, die eine Beleidigung für das Prinzip des rechten Tuns darstellen. Für individuellen Fortschritt dürfte es nicht erforderlich sein, die Tätigkeit anderer zu stören. Wir könnten einfach stillschweigend vermeiden, an ihren schlechten Systemen und Institutionen teilzunehmen, aber wir müssen uns dessen bewußt sein, daß Persönlichkeiten nur im Verhältnis zum geistigen Reifegrad ihrer eigenen Entwicklung erstarken. Beide waren wir der Ansicht, daß Selbstverbesserung nicht allzu schwierig ist, wenn man ihre Notwendigkeit verstandesmäßig einsieht und sie als eine Frage des Bewußtseins und der Willenskraft erkennt. Mr. John Hitz, mein geliebter Pflegevater, unterstützte mich in dieser Betrachtungsweise des Problems und erklärte meiner Lehrerin, was sie bereits erraten hatte: daß ethische Normen, die einem Individuum von außen aufgezwungen werden, sein inneres Wachsen hem-

men und durch die Behinderung des spontanen Ausdrucks seiner edelsten Impulse eine zusätzliche Belastung mit sich bringen.

«Du ersiehst daraus, Helen», bestätigte Annie, «warum du nicht durch die strengen Theologien vergangener Zeiten beeinflußt oder selbstgerecht werden solltest. Jedes menschliche Geschöpf ist ein Mysterium, und du vermagst ebensowenig wie ein anderer Sterblicher, den endlosen Wendungen seines Geistes zu folgen. Nur Gott ist diese Weisheit eigen, und wenn es ein Weiterleben nach dem Tode gibt, wird Er vielleicht in den schlimmsten seiner Kreaturen einen Schimmer reinen Geistes finden, der sie aus der Hölle zu Ihm hinaufzieht.»

Manchmal, so dachte ich, konnte meine Lehrerin recht unvernünftig in ihrem Widerstreben sein, auch nur ein paar Minuten offen und frei mit mir über meinen schicksalsbestimmenden Glauben zu sprechen. «Sei einfach, sanft, den Umständen willfährig und —» Was sie sonst noch sagte, kann ich nicht aufzählen. Ihr Verhalten, so schien mir wenigstens, stimmte nicht ganz mit dem überein, was sie im allgemeinen bezüglich meines Rechts zu freier Rede und Selbstbehauptung zu äußern pflegte, und ihre Erregung ließ ein Gefühl von unenthüllten Geheimnissen in mir aufkeimen.

Nach fünfundzwanzig Jahren, als die meisten meiner Bücher geschrieben waren und meine Arbeit für die *American Foundation for the Blind* (Amerikanische Blindenstiftung) in vollem Gang war, erfuhr ich dann die Wahrheit über das Leben meiner Lehrerin im Armenhaus von Tewksbury. Nella schrieb ein Buch über sie, und ich war dankbar, daß solch eine treue, scharfsinnige Freundin diese Aufgabe übernommen hatte. Polly hatte Ferien und war verreist. Anne und ich blieben allein in unserem kleinen Haus in Forest Hills, Long Island. Bevor sie mir ihre Geschichte zu erzählen begann, schickte Anne unser Mädchen für den Nachmittag weg und hieß sogar ihren Shetland-Collie Dileas — ihren köstlichen «Windbeutel aus der Konditorei des Himmels», wie sie ihn nannte — sich in einen abgelegenen Winkel begeben. Dann setzten wir uns nebeneinander, und das schreckliche Drama ihrer Kindheit begann sich in meiner Handfläche zu enthüllen. Da war sie — hübsch, distin-

guiert, feinsinnig — eine weltbekannte Lehrerin, eine Persönlichkeit, der die Großen und Begabten in meinem Beisein ihre respektvolle Huldigung dargebracht hatten, und nun rang sie sich den Bericht über eine tragische Kindheit ab, verbracht unter menschlichen Wesen, die in Elend und Krankheit verkamen.

Schon seit langer Zeit hatte ich mich mit den Problemen elementarer Armut beschäftigt, und sie baute auf mein Verständnis. Ich versetzte mich in die Geistesverfassung des halbblinden, aufnahmebereiten, einsamen Kindes, das in dieser scheußlichen Umgebung lebte, und ich geriet beinahe von Sinnen über das schreckliche Schluchzen, mit dem sie nach einem halben Jahrhundert des Schweigens vom Tod ihres Bruders Jimmy im Armenhaus sprach. In jener Nacht fand ich keinen Schlaf, so groß war meine Seelenpein. Ich versenkte mich in die Liebe meiner Lehrerin zu ihrem Bruder, bis ich fühlte, daß es mein eigener war. Es schien sie zu trösten, daß wir beide sein Bild in unserem Herzen gleich zärtlich umhegten. Nun erfaßte ich die trostlosen Erinnerungen, die es ihr bitter werden ließen, mit irgend jemand über Tod und Unsterblichkeit zu diskutieren. Immerhin entspannte sich die Stimmung ein wenig, nachdem sie ihre Geschichte erzählt hatte, und von Zeit zu Zeit versuchte sie gleich mir, die süße Idee zu erfassen, wonach ein geistiges Leben das irdische umgibt. Und schließlich wurde das der belebendste Teil meiner Erziehung — neue Sterne gingen am Firmament meines Denkens auf.

«Ein lebend Wort, von Gottes Mund gesprochen,
Sichtbare Töne, hörbares Licht» —

ein Wort, das Zeit und Raum und Ewigkeit für mich erleuchtete.

Eine andere Folge von Annes Lebensbeichte war, daß sie mir ein Gefühl der Ausgeglichenheit gab. Früher, als ich nicht viel von diesem Teil ihres Schicksals wußte, hatte ich mich gelegentlich einsam gefühlt und verwirrt durch ihre Eigenheiten. Um keinen Preis wäre ich von mir aus in das Geheimnis eingedrungen, das diese Jahre verhüllte. Nichtsdestoweniger war das Befremdliche da. Et-

was, das zu subtil für Worte war, fehlte in unseren Beziehungen zueinander, aber nachdem ihre tapfere, überbürdete Seele nackt vor meinen inneren Augen lag, war ich mir bewußt, daß eine neue Art von Mut durch meine Adern pulste, beim Gedanken an die Tatsache, daß Anne diese schreckliche Wüste der Vernachlässigung durchwandert hatte, bis sie zu einer Oase der Kultur stieß und die Möglichkeit fand, ihr Leben mir zu widmen, wie sie sich Jimmy während der wenigen Monate gewidmet hatte, in denen er ihr Leidensgenosse in Tewksbury gewesen war.

Doch wenden wir uns wieder den ersten Tagen in Wrentham zu. Es gab noch eine andere Seite in Annes Natur, die mich erstaunte. Wir waren für kurze Sommerferien nach Cape Cod gegangen, lebten in einem Häuschen in der Nähe einer Pension, wo wir die Mahlzeiten einnehmen konnten, und Anne war besonders glücklich, weil sie allein sein wollte. Wir kamen gerade vom Baden zurück, und da es plötzlich recht kühl geworden war, hatte sie ein Feuer im Kamin angefacht. Als sich ein starker Geruch brennenden Papiers zu verbreiten begann, erschrak ich und rief: «Was tun Sie, Anne?»

«Ich habe mein Tagebuch verbrannt», erwiderte sie ruhig, «und ich fühle mich erleichtert.»

Als ich neun Jahre alt war, tastete ich eines Tages nach meiner Lehrerin, als sie gerade etwas kritzelte, das Gesicht tief auf das Blatt geneigt. «Was schreiben Sie?» fragte ich.

«Oh, sei nicht so neugierig», hatte sie lachend geantwortet. «Du läßt mich nie in Ruhe! Ich lerne gleichfalls Englisch und schreibe ein Tagebuch. Geh weg und unterbrich mich nicht.»

Ich sah dieses Tagebuch nie. Als es verbrannt war, machte ich ihr Vorstellungen. «Warum haben Sie es verbrannt? Sicher enthielt es sehr originelle Ideen und Ihre persönlichen Gedanken über Erziehung.»

«Davon bin ich gar nicht überzeugt, und es ist mir gleich», sagte sie gelassen. «Es schien mir greulich, rachsüchtig, einseitig. Ich habe es nochmals durchgelesen, um festzustellen, ob darin Angaben zu finden wären, die du für deine Notizen zu meiner Biographie abschreiben könntest, doch sogar diese Durchsicht war bloß eine

Verschwendung meines Augenlichts. Ich fand so viele Seiten voll unfruchtbarer Schimpferei, daß ich das Zeug ins Feuer warf. Der Gedanke, daß du oder John es lesen könntet, hätte mich keine Minute Ruhe finden lassen.» Sie wollte mir nicht sagen, wann sie es begonnen und wie lange sie es geführt hatte, fertigte die Angelegenheit vielmehr rasch ab und erklärte, das Tagebuch habe seine Nützlichkeit überdauert — wenn es überhaupt jemals eine gehabt habe.

Da das arme Tagebuch der möglicherweise allzu harten Selbstkritik meiner Lehrerin zum Opfer gefallen war, konnte ich bloß in Betracht ziehen, daß auch Samuel Johnson etliche seiner Papiere vor seinem Tod verbrannt hat. Ich achte die Seelengröße, die ihn und Anne davor bewahrt hat, ihre Zeitgenossen unnötig mit persönlichen Ergüssen zu brüskieren, die nach Haß und Rachsucht schmecken mochten. Es war einer von Annes liebenswerten Zügen, daß sie sich jedes selbstverdammenden Wortes bemächtigte, das ihr durch den Kopf ging, wann immer sie sich einer feindseligen Stimmung entsann oder eines heftigen Impulses, einem hartnäckigen Störenfried den Hals umzudrehen. Ich vermute daher, daß sie sich wie Henri Frédéric Amiel des Tagesbuchs als Mittel zu einer Art mittelalterlicher Selbstgeißelung bediente, um freundlich und barmherzig zur Welt zurückzukehren. Sie wird ihm zweifellos ihre tragischen Kindheitserinnerungen anvertraut haben, das was sie von «diesen gräßlichen Männern» gehört hat, von den Frauen, die in Tewksbury Kinder zur Welt brachten, ferner ihr entsetztes Erfassen des Daseins der Erwachsenen in der Armenhaushölle, die sie überlebt hatte. Vielleicht hat sie auch ihre Rebellionen in *Perkins* erwähnt, die Kritik ihrer Lehrer, die nur ihren Trotz weckte, das gedankenlose Gelächter der Schüler, das sie wütend machte. Vermutlich hat sie darin eilig ihre Zuneigung und Abneigungen festgehalten, ihre ungestüme Zärtlichkeit für die Armen und Erniedrigten. Endlich mag sie versucht haben, ihren geistigen Weg zu skizzieren, dadurch einen gesunden Schutz gegen die zerstörende Wirkung ihrer unbarmherzigen intellektuellen Analyse und die Mißverständnisse schaffend, die sie stets bekümmerten. Auf alle

Fälle weiß ich, daß das Tagebuch von großem Wert für meine Lehrerin gewesen sein muß, wenn auch möglicherweise für niemand sonst. Ich bin überzeugt, daß dank ihm die Lebendigkeit und Genauigkeit ihrer ersten Erinnerungen im schnellfließenden Strom der Zeit erhalten blieben — Erinnerungen, die zu beleben kein anderes menschliches Wesen fähig war. Sicher gestattete sie es sich nie, in jene Einsamkeit zu versinken, in der sie, wie sie wußte, die Versuchung der Misanthropie zu bekämpfen haben würde. Sie verneinte mir gegenüber stets, daß sie «gut» sei, und zum Beweis wies sie auf das Tagebuch und auf ihr oft unvernünftiges Benehmen hin. Je hartnäckiger sie darauf beharrte, desto deutlicher erkannte ich eine sich langsam formende Auffassung — wahre Selbstverleugnung, die sich freut, Gutes zu tun, um der Freude willen, die daraus erblüht. Sie hatte weder für Selbstgefälligkeit etwas übrig noch für großtuerische Menschenfreundlichkeit, weder für Sünder mit niedergedrückter Haltung noch für Spötter ohne Selbsterkenntnis, selbst wenn sie die Monotonie der Alltagscharaktere erträglicher machten. Unglücklicherweise vergaß sie in ihrem edlen Eifer, daß man gute Werke nicht unmittelbar durch schlechte Menschen tun, und kluge Gedanken nicht durch sie vermitteln kann, weil sie sie früher oder später pervertieren. Doch keine Macht der Erde konnte sie einem hohen Ziel entfremden, wenn es durch ihren Geist strahlte.

An der Universität muß meine Lehrerin einmal an ihr Tagebuch gedacht haben, als ich eine Ode von Horaz in englischer Übersetzung aufsagte, denn sie meinte: «Horaz hat recht, Helen. Es gibt wenige Dinge, die man absolut schwarz oder weiß nennen kann. Die Stoiker behaupten, man vermöge Fehler als solche nicht zu rechtfertigen, doch manche Menschen hätten Fehler, denen gewissermaßen eine gute Seite eigen sei. Beispielsweise mag da jemand da sein, den du als geizig bezeichnen könntest, der jedoch in Wirklichkeit nicht für sich selbst spart, sondern um andern Hilfe zu bringen. Oder man kann sich einen Menschen vorstellen, den man bösartig nennen möchte, aber im Grunde ist er über die Gemeinheit und Selbstsucht seiner Umgebung aufgebracht, nicht über sein eigenes

Los. Und dann gibt es diejenigen, die ehrgeizig scheinen und in Wirklichkeit Gelegenheiten suchen, anderen nützlich zu sein, ohne etwas dabei zu gewinnen. Glaubst du, ich könnte ohne Anstoß zu erregen, sagen, daß manchmal eine edle Tugend einem der menschlichen Natur eingepflanzten Fehler entstammt?»

Ich erwiderte, es schiene mir, daß im täglichen Leben und in der Literatur kritische Äußerungen die lobenden an Zahl überträfen. «Das ist Sprache, die im Sumpf endet», sagte sie. «Warum können wir keine Wandlungen in der Gestaltung von Wörtern hervorrufen, die neue Wohltaten bezeichnen, und sie heranziehen, um den schlimmen Wiederholungen der Trägheit menschlicher Natur ein Ende zu machen?» Wir waren dann begeistert zu erfahren, daß Dr. Edward Everett Hale von der *Unitarian Church* in Boston Wörter notiert hatte, sowie die neuen Kräfte, die damit bezeichnet werden und erst seit fünfundzwanzig oder fünfzig Jahren existieren, unter anderen Altruismus und Solidarität. Er prophezeite, daß viele Wörter geprägt werden würden, um etwa die Tiefen der Liebe zu charakterisieren und die Geisteskräfte, für die es noch keine Bezeichnung gibt.

Anne war der Meinung, daß dem «Trachten», gut zu sein, Natürlichkeit und Aufrichtigkeit fehlen, und so trachtete ich eben nicht danach. Ich war glücklich mit ihr und «schubste» Ungeduld, beziehungsweise irgendwelche andere Fehler einfach aus meinem System oder hielt sie fest, wieder und wieder versagend, bis ich den Feind niedergerissen hatte, wie ein Wolf einen Elch; dann dachte ich nicht mehr an die Sache, außer um Gott und meiner Lehrerin für ihre Ermutigung zu danken. Gleich Thomas Hood fühle ich, daß ich weiter vom Himmel entfernt bin, als ich es als Kind war, doch von Gott inspiriert, der meine Lehrerin durch schreckliche Mühsale führte, bin ich fähig, in dem Bestreben weiterzukämpfen, mein Erdenleben zu vergeistigen.

Anne liebte die Menschen wirklich und sehnte sich danach, sie mit sich zu ziehen, fort von ihrem gewöhnlichen Selbst, und dennoch quälten sie sie. Es war eine lebenslange Anstrengung für sie, mit langweiligen Leuten freundlich zu sein. Deren unaufhörliches

Geschwätz irritierte sie unsäglich, und sie wünschte nichts heftiger, als davonzulaufen. Aber das Wohlwollen meiner Lehrerin legte eine Schall-Isolation über ihre phrasenhaften Albernheiten, und sie formte in Gedanken kleine Träume über sie, indem sie einen interessanten Umstand benutzte, auf den sie anspielten, oder eine ungewöhnliche Bemerkung, die sie machten, einen Ausdruck, den sie auf ihren Gesichtern bemerkt hatte, eine Anekdote, die sie über ihre Familie oder ihre Pflichten erzählten. Annes Intellekt war gleich einer Violine reich an Tönen, doch die meisten Leute, die wir trafen, hatten nicht genügend Geist, das zu erkennen. Ihr einspuriger Verstand ermüdete sie, aber sie hätte sich nie erlaubt, ihnen gegenüber olympisch oder allzu subtil in ihrer Haltung zu sein. Selbst wenn die Phantasiebilder, die sie sich von ihnen machte, unzutreffend waren, machte deren Zauber die Leute immerhin erträglich, unterhaltend und sogar anziehend. Es gab Zeiten, zu denen ich gespannt war, zu sehen, wie die Menschen um meine Lehrerin durch Annes mitreißenden Witz oder dem Feuer ihrer Bemerkungen über Politik aus ihrem alltäglichen Denken aufgerüttelt wurden, so daß die anwesenden Menschen lebendige Ideen formulierten und mit einer Geschicklichkeit diskutierten, die Versammlungen höher gebildeter Männer zur Ehre gereicht hätte. So verbrachte meine Lehrerin viele Stunden bei sich übermäßig lang ausdehnenden Gesellschaften in unserem Heim.

Eine andere frohe Erinnerung, die mir aus jener Zeit verbleibt, gilt den lebhaften Gesprächen, die ich mit Anne und John über Psychologie hatte, und der begeisterten Vorurteilslosigkeit, mit der sie in meinem Buch «*The World I live in*» die Schilderung meiner Existenz lasen, bevor meine Erziehung begann. Mein Philosophiestudium an der Universität hatte mir gezeigt, daß ich diese Umstände nicht genau dargestellt hatte, als ich die «Geschichte meines Lebens» schrieb. Als ich in Radcliffe eintrat, war ich schon alt in dem Sinn, daß meine Lebensgeschichte schon viele Male erzählt worden war, aber als Mensch war ich noch sehr jung und unreif. Das junge Mädchen Helen strebte so eifrig danach, wie andere junge Menschen zu sein, daß es einfach dachte, alle ihre geistigen Fortschritte glichen denen der anderen. Beim Abfassen ihrer Aufsätze ließ sich Helen

von der Freude am Umgang mit Worten leiten, schenkte aber dabei ihren Lebensjahren vor Beginn ihrer Ausbildung zu wenig Aufmerksamkeit. Als ich hernach die «Geschichte meines Lebens» durchsah, war ich über diesen Mangel an Genauigkeit hinsichtlich der Einzelheiten betroffen. Ich fand, daß ich allzu dogmatisch ein zusammenhängendes Denken angenommen hatte, das in der Nicht-Welt eines Phantoms — einem unbewußt-bewußten Leerraum von Nicht-Persönlichkeit — nicht existieren konnte. Als ich an «*The World I live in*» arbeitete, beschloß ich, in dem Kapitel «Vor der Seelendämmerung» meine frühere Darstellung richtigzustellen. Was ich hier zitiere, erregte ziemliche Aufregung in der Familie:

> «Ich wußte nicht, daß ich etwas wußte oder daß ich lebte oder handelte oder wünschte. Ich hatte weder Willen noch Intellekt. Ich wurde von einem blinden, tierischen Drang zu Dingen und Handlungen getrieben; ich hatte eine Seele, die mich Ärger, Zufriedenheit, Verlangen fühlen ließ. Diese beiden Tatsachen erweckten bei denen, die um mich waren, den Eindruck, daß ich wollte und dachte. Ich kann mich an all das erinnern, nicht weil ich wußte, daß es so war, sondern weil ich ein Tast-Gedächtnis besitze. Es gibt mir die Möglichkeit, mich zu erinnern, daß ich nie meine Stirn in der Anstrengung des Denkens runzelte. Ich sah nie etwas voraus oder wählte es.»

Meine Mutter war sehr beunruhigt, als sie diesen Abschnitt las, und wollte, daß ich ihn strich. Bevor meine Lehrerin nach Tuscumbia kam, hatten ihr ein paar Leute gesagt oder zu verstehen gegeben, daß ich schwachsinnig sei, und sie fürchtete die Worte, die ich geschrieben hatte, könnten als Beweis verwendet werden, daß ich geistig nicht ganz normal war. Es brauchte viel Takt und Erklärungen seitens Anne bezüglich der tatsächlich Schwachsinnigen, die sie gesehen hatte, um Mutter zu überzeugen, daß der Abschnitt harmlos war, denn er sprach von ihrem einst unglücklichen Kind nur als einem schlummernden Geschöpf. Es war ein Anlaß zu unverhohlenem Stolz für meine Lehrerin. Es bereitete ihr Genugtuung, daß ich meine persönliche Freiheit durch selbständiges Denken wahrte und die Welt sowohl so darstellte, wie ich sie mit meinen drei Sinnen

wahrnahm, wie mit dem Glanz, den sie für mein inneres Auge hatte. Sie meinte, daß wir von jetzt an wahre Schriftstellerkolleginnen sein würden. Endlich erlebte sie die Befriedigung, mich in den Hafen freier, eigenständiger Ausdrucksfähigkeit einlaufen zu sehen. Sie konnte mein Ringen mit den Tücken der Schriftstellerei erleichtern, indem wir uns gegenseitig aussprachen, so daß Klarheit in meine Ideen kam.

Es war wundervoll für mich, nicht nur einen, sondern zwei Kritiker für mein Buch zu haben — Anne und John. Bald nachdem ich meinen Grad erworben hatte, brach Anne zusammen; auch ich war nicht sehr wohl, und ein bösartiger Kobold spielte meinen Nerven übel mit. Doch die Bitten um Artikel über die Blinden und Erblindungs-Prophylaxe — zwei Themen, über die das Publikum dringend unterrichtet werden mußte — häuften sich, und es wurde mir vorgehalten, daß das, was ich schrieb, ein Dienst an der Menschheit sei, so daß ich nicht zu widerstehen vermochte. Ich schrieb die Manuskripte zunächst in Braille und kopierte sie dann mit der Maschine, nebenher noch Tag für Tag eine Unmenge Briefe beantwortend, bis meine Hände beinahe den Gehorsam verweigerten. Die unseligen Schwankungen von Annes Sehkraft stellten es außer Frage, daß sie mir meine Texte vorlesen konnte. Daher schlug sie vor, daß John die Manuskripte laut lesen sollte, und hernach sah er sie unter Berücksichtigung meiner Korrekturen noch mehrmals durch.

Ein anderes Buch, das ich mit großem Vergnügen schrieb, war «*The Song of the Stone Wall*». An einem vom Entzücken eines lieblichen Maimorgens erfüllten Tag verstärkten meine Lehrerin und ich eine alte Steinmauer, damit ich meine Streifzüge durch unser grünendes Feld weiter ausdehnen konnte. Während wir einen Stein auf den andern legten, hörte ich nicht auf, die verschiedenen Formen, Strukturen und Größen zu betasten, und ich wurde mir einer Schönheit in ihnen bewußt, die ich vorher nicht empfunden hatte. Da ich kurz zuvor ein Werk über Geologie gelesen hatte, interessierten mich die Steine um so mehr, über die ich gelegentlich stolperte — glatt oder gefurcht, groß oder klein, einige voll Risse und Kan-

ten, einige von der Kälte poliert, andere von der Hitze aufgerauht und wieder andere mit scharfen oder geschweiften Winkeln. Trotz ihrer Rauheit und Unregelmäßigkeit hatten sie eine seltsame Eigenschaft, die mir sehr gefiel. Durch die Ritzen konnte ich zarte Lüftchen seufzen und Sonnenstrahlen gleiten fühlen, und verschiedene Düfte stiegen von den Pflanzen um sie herum auf. «Oh, Anne», rief ich, «sollte man nicht ein Gedicht über diese Steinmauer schreiben? Wenn nur genug von einem Dichter in mir wäre, um ein solches Werk zu vollbringen!»

«Warum nicht?» erwiderte Annie eifrig. Sie war am glücklichsten beim Spiel mit Worten, die hörbar den Liebreiz der Natur besingen, und als sie beobachtete, wie Schätze der Freude im Bereich meiner Finger sich anhäuften, wünschte sie leidenschaftlich, daß ich sie in Versen ausdrücken sollte, die eine höhere Form der Wahrheit sind. Sie setzte sich auf der Stelle hin, schaute die Mauer genau an, beschrieb mir das Spiel von Licht und Schatten und den Behang von Blumen und Büschen, der ihre Fläche zum Teil bedeckte. Es war ein keltischer Beigeschmack in einigen ihrer Worte, den ich hernach mit den meinen verwebte.

«Die Mauern sind lebendig...
Leises Wispern von Fülle und Blumen
Sind mit dem Frühlingslied der Mauern vermischt...

Die Mauern singen den Gesang wilder Vögel, den
Hufschlag des Hirsches,
Das Murmeln von Kiefer und Zeder, das Plätschern
vieler Ströme...»

Lange Zeit, Arbeit und alles andere vergessend, sprach ich mit ihr darüber, wie ich in den Versen die Steinmauern mit den Puritanern, ihrem mutigen Leben und wagenden Idealismus verbinden könnte. Am nächsten Tag nahm uns John auf den alten Friedhof mit, damit ich die moosüberwachsenen Gräber und die Inschriften — «schmucklos wie der Tod», jedoch voll unbeirrbaren Glaubens — berühren konnte. Wochenlang verbrachte ich Stunden mit dem

Lesen von Neu-England-Chroniken und -Balladen auf der Suche nach Worten, die in poetischer Form meine Gedanken über die puritanischen Siedler spiegelten, die die Wildnis Fußbreit um Fußbreit zwangen, Heimen, Gebetshäusern und Schulen Platz zu machen. Wann immer meine Lehrerin ein wenig Zeit hatte, las ich ihr vor, was ich geschrieben, bat sie, meine Verse aufzusagen und sie mich von ihren Lippen ablesen zu lassen, damit ich ausfindig machen konnte, ob meine kunstlosen Sätze nicht gänzlich ohne Wert seien. Oft beruhigte mich ihr frohes Lächeln, ein andermal kritisierte sie ungeschminkt meine Fehler, bis ich einen Rhythmus einfing, der ihr gefiel. Sie freute sich unsagbar, als das *Century Magazine* mein Gedicht aufnahm. «Nichts hätte mich stolzer machen können», erklärte sie, «als daß du, wie unvollkommen es auch sein mag, zu dem großen Gedicht beiträgst, das, wie Shelley sagt, alle Dichter seit Anbeginn aller Zeiten aufbauen, wie die zusammenwirkenden Gedanken eines großen Geistes.»

So erschloß mir meine Lehrerin ungeahnte Wege für die Fähigkeiten, die Gott mir verliehen — Lieben, Denken, Handeln und Sprechen, womit ich jede Verbindung mit anderen Menschen meine. Vier verschiedene Lebensweisen. Und von mir abgesehen, war sie für andere eine Quelle der Ermutigung, ihr eigenes, schönes Selbst zu entfalten. In ihren besten Stimmungen umschloß sie jedermann mit ihrer Sympathie. Sie betrachtete alle Leute, die sie traf, als einen Stapelplatz von Freuden, Sorgen, Zuneigungen und schöpferischen Kräften, und oft erwiesen die Betreffenden sich dafür als empfänglich. Sie war in der Tat die treibende Kraft bei vielen der Zusammenkünfte in unserem Heim in Wrentham. Sie wußte stets etwas Ungewöhnliches zu ersinnen, um ihre Gäste glücklich zu machen, und sie bemühte sich, liebevoll mit allen zu sein. Sie zeigte sich sehr extravagant bei der Verschönerung und Erweiterung unseres Hauses, doch auch dabei handelte es sich um einen jener Fehler mit einer guten Seite — ein Ausdruck ihres «schöpferischen Schwungs» und ihrer Entschlossenheit, in einem Unternehmen fortzufahren, das die Wohltaten rechtfertigen würde, mit der wir überschüttet worden waren.

Es behagte mir durchaus, auf meiner Maschine Artikel über die Blinden zu klappern und das Publikum über die richtigen Methoden zu unterrichten, wie Behinderten zumindest teilweise die Möglichkeit zu Selbstunterhalt und Unabhängigkeit zurückgegeben werden könnte. Wir luden gern blinde Mädchen und Frauen in unser Heim ein und halfen ihnen auf jede Weise, aber damit kamen wir persönlich nirgends hin. In Anbetracht der großartigen Fähigkeiten meiner Lehrerin wünschte ich nicht, sie dem Dienst einer Sache zu weihen, die klein und von geringer Reichweite war. Anderseits war ich darauf bedacht, eine materielle Sicherheit für sie zu schaffen, wie ich es mir mit sechzehn Jahren vorgenommen hatte, als wohlmeinende, aber lästige Freunde sie so weit gebracht, mir zu sagen, daß sie wie eine Sklavin arbeite. Doch es sollte mich viele Jahre schmerzlicher Beharrlichkeit kosten, dieses Ziel zu erreichen.

XI

Ende 1914 stand meine Lehrerin ihrem größten Kummer gegenüber. Es war herzzerreißend, wie sehr sie meine Liebe nötig hatte. Tagelang konnte sie sich beinahe betäubt von Verzweiflung einschließen, um Mittel und Wege auszudenken, die ihr John zurückbringen würden, oder um zu weinen, wie nur Frauen weinen können, die nicht mehr geliebt werden. Meine Mutter, die bei uns zu Besuch war, meinte, es bräche ihr das Herz, mitansehen zu müssen, wie Anne litt. «Ich glaube nicht, Helen, daß das Schicksal sanfter mit einer hübschen, brillanten Frau umgeht, die in eine Ehe gedrängt wurde, als mit anderen Frauen. Sicher war Anne voll glühender Pläne, zu deren Verwirklichung ein Mann mit Johns vielseitigen Fähigkeiten gar manches hätte beitragen können, und nun stürzt das Leben, von dem sie träumte, über ihr zusammen.»

Das glückliche Leuchten verschwand aus Annes Antlitz, doch sie war zu zurückhaltend, um ihren Kummer offen zu zeigen, und lehnte es ab, getröstet zu werden. Zu niemand — außer in der Stille der Nacht zu mir — sprach sie von ihrer Qual oder von den schrecklichen Träumen, die sie verfolgten. Mit ihrer Gesundheit stand es nicht zum besten. Sie hatte sich früher viel Bewegung verschafft, aber nun verursachte ihr eine ihrer Hauptbeschwerden, Korpulenz, unsägliches Unbehagen. Der Zustand ihrer Augen verschlimmerte sich, und sie war nicht länger imstande, sich durch Lektüre, wie kurz diese auch sein mochte, zu erquicken und zu stärken. Doch sie blieb unerschütterlich in ihrem Entschluß, daß die gesunde Entwicklung, durch die sie mich geführt hatte, an keiner Schwäche oder Fehlleistung scheitern dürfe, die sie selbst in Bedrängnis bringen mochte.

Anfangs 1914 hatte meine Mutter uns auf unserer ersten Vorlesungstournee nach dem Westen begleitet. Jetzt, gegen Ende desselben Jahres, machte meine Lehrerin unsere neue Gefährtin mit den Aufgaben, die sie zu übernehmen hatte, vertraut. Polly Thomson, ein lebhaftes, schottisches Mädchen, wußte wenig von der Welt, freute sich aber darauf, die Vereinigten Staaten in ihrer ganzen Herrlichkeit und natürlichen Schönheit zu sehen, und ihr edles Herz strebte nichts besseres an, als uns zu dienen. Schon nach einer wenige Wochen umfassenden Einführung ging sie mit uns auf unsere zweite Reise quer durch den Kontinent. Und nie hat ein Erforscher der Arktis, der Antarktis oder des dunkelsten Afrikas jeglichen Abenteuern und Zufällen einen stärkeren Willen entgegengesetzt als Polly auf ihrer Suche nach Vollendung und in ihrem Bemühen, die Wunderlichkeit in Annes Wesen zu verstehen — eine Fähigkeit, die für überragende Ergebnisse ausschlaggebend ist.

Die Melancholie, die meine Lehrerin ab und zu erfaßte, bemächtigte sich ihrer damals mit solcher verzweifelter Gewalt, daß es für sie ein Jammer wurde, zu existieren. Tatsächlich fürchtete sie eine Weile, den Verstand zu verlieren, doch ihr Urteilsvermögen war ungetrübt, und sie hörte nie auf, sich geistig oder manuell zu betätigen. Ihre Vorstellungskraft war aus dem Gleichgewicht geraten,

nicht ihre Vernunft. Aber diese unruhige Phantasie brachte eine ständig zunehmende Abneigung gegen regelmäßige Gewohnheiten mit sich, und sie begann, ihren Arbeiten und Vergnügungen planmäßig nachzugehen, um sich von dieser Obsession zu befreien. Der Schlaf, den sie gebraucht hätte, floh sie während der Nacht, doch gegen Morgen nahmen die Schmerzen in ihren Augen ab, und wenn möglich schlief sie dann lang, um Kräfte für ihr Tagewerk zu sammeln, das Stunde um Stunde höchster Anspannung von ihrem müden Körper erforderte. Gelegentlich legte sie ihren Kopf auf meine Schulter und sagte: «Wie ich vor diesem Tag zurückschrecke!» Dann mochte sie sich aufrichten und ausrufen: «Unsere Zuhörerschaft hat nichts mit dem Unglück zu tun, das mir zustieß. Wenigstens kann ich deine Geschichte erzählen, und du wirst vielleicht einigen Menschen neuen Mut geben, so daß sie Bürden zu tragen vermögen, die sie sonst erdrückt hätten. Denke an all das, was für uns getan wurde, und hilf mir, dieses Entgegenkommen durch Aufopferung wettzumachen.»

So reisten wir umher und hielten Vorlesungen, und noch immer war mein Wunsch, die Zukunft meiner Lehrerin zu sichern, unerfüllt.

Entsprechend der Auffassung, die wir in bezug auf wirtschaftliche Probleme und die Verteilung des Nationalreichtums hegten, hatten wir beschlossen, von dem Ergebnis der Vorlesungen zu leben, und wann immer sich eine Möglichkeit dazu bot, verdiente ich mit Artikeln zusätzliches Geld. Andrew Carnegie, ein wundervoller Freund, half mir durch die Ausrichtung einer Rente, die mein fehlendes Sehen und Hören ersetzte und derart meinen Aufstieg zu dem steilen Hügel finanzieller Selbständigkeit und endlichem Glück erleichterte. Ohne sein Verständnis, das der selbsterlebten Not seiner Jugendjahre entsprang, hätte es für uns beide behinderte Frauen kein Heim in Wrentham oder auf Long Island gegeben, noch hätte ich die nötigen Mittel aufbringen können, um meiner Lehrerin kurze Ferien in Puerto Rico zu ermöglichen, damit sie — wenigstens für eine Weile — ihre Gesundheit wiedererlangte.

Zuerst war Anne — zu Beginn des Winters 1916 — nach Lake

Placid gegangen, um sich wegen eines hartnäckigen Hustens behandeln zu lassen, den sie sich infolge ihres erschöpften Zustands zugezogen hatte. Polly begleitete sie, und ich ging mit meiner Mutter nach Alabama. Polly schrieb, daß Anne sich nicht glücklich fühle, von Langeweile geplagt werde und über ein peinliches Zusammentreffen von trübem Wetter, Einsamkeit, bleiern auf ihr lastender Müdigkeit und «älteren, stumpfsinnigen Leuten», die sie umgaben, gereizt sei. Nun, ich hatte nie erlebt, daß sie sich sanftmütig fügte, selbst nicht ärztlicher Autorität, wenn die Umstände ihr allzu unangenehm schienen, und ich war daher nicht überrascht, als ich von ihr die Nachricht bekam, daß sie nach Puerto Rico fahre. Nie schlug mein Herz mit aufrichtigerer Dankbarkeit für einen Wohltäter als für Mr. Carnegie, als ihre nächsten Briefe eintrafen, von ihr selbst mit dem Braillestift aufgesetzt und von Entzücken über ihre neue Heimstätte erfüllt, die sie ihre «Freudeninsel» nannte. Der erste verschlug mir beinahe den Atem. Sie sagte mir, wie sie und Polly vor elf Tagen dem Schnee, den pfeifenden Winden und dem bleischweren Himmel der Adirondacks entflohen waren. «Es schien unglaublich, Helen! Ich mußte mich zwicken, um festzustellen, ob ich wachte oder träumte. Dort, jenseits des schmalen Streifens plätschernden, sonnenwarmen Ozeans, war Puerto Rico, einem großen Schiff gleich, das durch hohe Wellen zieht!»

Sie schwärmte von der paradiesischen Schönheit der Insel: «Eine Überfülle von Farben, blühenden Bäumen und Sträuchern, Rosen, Klematis, Lilien, Poinsettien und vielen anderen prächtigen Blumen, die ich nie zuvor gesehen habe; selbst die Telegraphenstangen schmücken sich mit herrlichen Schmarotzerpflanzen. Doch das Erfreulichste von allem: das Klima ist herrlich, warm, aber nicht heiß, ich meine, nicht unerträglich heiß; ständig weht eine köstliche Brise vom Meer her. Die Häuser weisen keine Fenster auf und die Eingeborenen sind beinahe unbekleidet, die kleinen, schwarzen Kinder sogar tatsächlich nackt. Die in allen Farben des Regenbogens leuchtenden Häuser verleihen den Straßen ein höchst malerisches Aussehen.»

Diese Briefe machten mich glücklich. Als ich die Wörter in der

altmodischen amerikanischen Brailleschrift entzifferte, wurde mir bewußt, wie viele Jahre vergangen waren, seit meine Lehrerin sich ihrer zu meinem Unterricht bedient hatte. Das langsame, ermüdende Verfahren, nach dem sie schrieb, hätte schon an sich genügt, mir diese Briefe teuer zu machen; doch noch viel gewichtiger war ihre wiedererstandene Liebe zum Leben, die Begeisterung, mit der sie den Frieden und die Poesie von Puerto Rico in sich einsog, ihr Entzücken über die Schönheit, die sie sah, der freie Fluß ihres Erzählens, der meiner Kindheit Ansporn gewesen war. Ihr Glück galt mir mehr als mein eigenes, und es erquickte mich, ihrer wieder als der Anne Sullivan vergangener Tage zu gedenken, frohmütig, abenteuerhungrig, unternehmungslustig, lebensbejahend, sich durch Lektüre — wenn auch mit Mühe, um aufrichtig zu sein — El Dorados der Freude erschließend. Ihr Vergnügen, als sie versuchte, sich mit den Eingeborenen durch Zeichensprache zu verständigen, der Chor von «*Si, si, Señora*» und die Bestürzung, wenn sie den Kopf schüttelte, waren köstlich. Dabei erinnere ich mich, wie ich mich einst darüber wunderte, daß Anne keine Lust zeigte, fremde Sprachen zu erlernen. Bestimmt hätte sie nichts sehnlicher gewünscht, als diesen Schatz ihrem bescheidenen Gut hinzufügen, doch ich bemerkte in der Folge, daß ihre Augen einer solchen Aufgabe nicht gewachsen waren. Es stellte beispielsweise eine beträchtliche Anstrengung für sie dar, Wörter der griechischen Sprache mit ihren seltsam geformten Buchstaben für mich nachzuschlagen, oder Goethes «Hermann und Dorothea», das ich nicht in Braille bekommen konnte, mit seiner «barbarischen Schrift» zu lesen und die schwierigen Lettern mit den vielen Tonzeichen in Molières, Corneilles und Racines Stücken zu entziffern.

In dem hier angeführten Auszug aus einem von Annes Briefen spiegelt sich ihre alte Unabhängigkeit: «Ich werde eine kleine Hütte in den Bergen mieten und wieder den Haushalt besorgen. Das Camp, wie wir es nennen, weist vier Zimmer auf. Sonst nichts... Ich will nur das Nötigste kaufen und mit so wenig wie möglich auszukommen suchen. Du weißt, daß es einige Zeit dauern wird, bis ich wieder zu etwas brauchbar bin, und ich glaube, daß ich hier

glücklicher sein kann, als an irgendeinem anderen Ort, den ich mir zu leisten vermag. Die Hütte ist hoch und liegt mitten in einem Orangen- und Grapefruithain, mit einigen Ananaspflanzen vor dem Haus.»

Annes Entschluß beunruhigte uns alle, und Briefe voll ernster Vorstellungen und dringenden Bitten eilten zu ihr. Doch sie hatte so oft ihren Willen durchgesetzt und gleichzeitig die Weisheit des von ihr gewählten Kurses bewiesen, daß ich nicht viel gegen ihre Absicht sagte. Irgendwie brachte ihr nächster Brief, durchdrungen von ihrem unwiderstehlichen Charme und ihrem neckischen Mutwillen, meinem Herzen Erleichterung: «Nun muß ich ein letztes Wort über Mutters Vorurteile gegen Puerto Rico sagen. Ich wundere mich, wie sie sich eine so feste Meinung über einen Ort bilden kann, den sie tatsächlich nicht kennt. Ich möchte, daß Du ihr in netter Weise verständlich machst, daß ich bis April hier bleiben werde. Lieber gehe ich geradewegs in eine Löwenhöhle als zurück nach Lake Placid. Emersan paraphrasierend könnte ich sagen, daß die Zimmer des ‚Clubs' Gefängniszellen sind. John Bunyan ging eher ins Gefängnis als in die Gemeindekirche; George Fox ging lieber ins Gefängnis, als daß er den Hut in der Anwesenheit der Magistraten abnahm, und ich will mich eher vierteilen lassen, als nach den Adirondacks zurückzukehren.

Wenn alle Leute wüßten, was ihnen frommt, und dementsprechend handelten, würde die Welt eine andere Welt sein, wenn auch bedeutend weniger interessant. Doch wir wissen nicht, was gut für uns ist, und ich verbringe meine Tage mit Experimenten. Diese Experimente sind unterhaltend — und manchmal teuer, aber es gibt keinen anderen Weg, etwas zu ergründen.

Ich bin froh, daß ich nicht das Neu-England-Gewissen geerbt habe. Hätte ich es, so würde ich mir jetzt kummervoll den Kopf darüber zerbrechen, welcher Sünde ich mich wohl schuldig mache, weil ich augenblicklich Puerto Rico genieße. Man kann hier nicht anders, als glücklich sein, Helen — glücklich und faul und ziellos und heidnisch — alles Sünden, vor denen wir gewarnt werden. Vollgesogen mit Sonne und Orangenblütenduft gehe ich jeden Abend

zu Bett, und beim einschläfernden Geräusch der Ochsen, die Bananenblätter kauen, fallen mir bald die Augen zu.»

Nun hatten meine Lehrerin und Polly sich bereits in ihrer Hütte eingerichtet, und ich kann mir Annes Jubel vorstellen, als eines Morgens mehrere Ochsen gravitätisch in ihr Zimmer marschierten und sie mit Augen anstarrten, die tiefe Teiche der Ruhe waren, während Bayamon, ein verwaister, von ihr adoptierter Hund, dem sie mit viel Wasser, Seife und Futter zu ganz präsentablem Aussehen verhalf, wütend bellte.

Der Brief fuhr fort:

«Jeden Abend sitzen wir auf dem Vorplatz und schauen zu, wie der Sonnenuntergang eine leuchtende Farbe in die andere übergehen läßt — Rosa Asphodill (weißt Du, welche Farbe das ist? Ich dachte, es sei Blau, erfuhr aber, daß es Goldgelb ist, die Farbe schottischen Ginsters), dann Lila und schließlich dunkelglühendes Rot. Polly und ich halten den Atem an, wenn die Sterne am Himmel aufblitzen — tief hängen sie am Firmament gleich bunten Lampen — und Myriaden von Leuchtkäfern aus dem Gras kriechen und in den dunklen Bäumen funkeln.

... Diese Stätte hat mich irgendwie verzaubert. Etwas, das in mir schlummerte, ist wach und aufmerksam geworden. Als wir in San Juan von Bord gingen, war mir, als setze ich nach langem unglücklichem Fernsein endlich den Fuß wieder auf das Heideland meiner Geburt.»

Wie mußte es meine Lehrerin ermüdet haben, sich mit der alten Braille-Schrift abzumühen und ihre schönen Beschreibungen zu buchstabieren, besonders da sie mit den zahlreichen Vereinfachungen und Abkürzungen nicht vertraut war, die erforderlich sind, um den Blinden das Lesen und Schreiben zu erleichtern. Von ihrer Schreibarbeit abgesehen, betätigte sie sich im Haushalt, lehrte Polly kochen und bereitete sie darauf vor, uns in jeder Notlage unseres privaten Lebens oder unserer öffentlichen Tätigkeit zur Seite zu stehen. Polly hatte sich während unserer Reise um die Korrespondenz und unsere Garderobe gekümmert, ab und zu auch bei Interviews geholfen. Nun spornten ein Herz, das goldener war als Gold, und

das stolze Gefühl, Annes Schwierigkeiten zu teilen, sie an, ihre Fähigkeiten weiter zu entwickeln, um uns die Last tragen zu helfen, die damals und noch viele Jahre lang auf unsern Schultern lastete. Dem, was meine Lehrerin schrieb, konnte ich entnehmen, daß sie noch weit davon entfernt war, sich völlig wohl zu fühlen, und wir waren dankbar, daß Polly bei ihr blieb, um es ihr zu ermöglichen, sich auszuruhen und den heilsamen Frieden ihrer «Freudeninsel» ihr ganzes Wesen durchdringen zu lassen.

In einem anderen Brief, den Anne mir schrieb, schien ihre Seele vor Entzücken überzufließen:

«Die Sonne wirft Lanzen aus Gold über den Boden. Die Luft ist süß vom Duft der Orangenblüten, und die Erde flammendrot von den langen, bandförmigen Blättern der Ananas. Von der Veranda sieht es wie ein Perserteppich aus, nur leuchtender und gar nicht einladend, sich darauf auszustrecken. Die Ananas sind schön anzuschauen, aber ebenso angenehm zu berühren wie ein Igel. Wenn ich ein Körnchen vom Verstand der Kolibris besäße, die die Bananenstauden umkreisen gleich einer Kette von Feueropalen, hätte ich nicht so viel Zeit und so viel Kräfte an Gedanken über den Krieg verschwendet. Ist es nicht einfältig, daß wir unser Denken auf die Teufeleien der Menschen richten, statt es den Schönheiten der Natur zu widmen? Aber wir müssen einander nach bestem Vermögen helfen und versuchen, bei gesundem Verstand zu bleiben, um so mehr, wenn die Welt verrückt geworden ist.»

Es war eine erstaunliche Nachricht, daß die mit der Haltung eines Autos verbundenen Kosten auf Puerto Rico sehr bescheiden sein würden, und meine Lehrerin berichtete mir, wie Harry Lamb, unser Fahrer, unseren Wagen für sehr wenig Geld dorthin gebracht hatte. «Harry wird in gar mancher Beziehung ein großer Trost für mich sein», schrieb sie, «und oh, wie freuen wir uns hier über den Wagen! Wir benötigten ihn wirklich, da wir sonst keinerlei Möglichkeit haben, irgendwohin zu gehen, und auf die Freundlichkeit von ziemlich entfernt wohnenden Nachbarn angewiesen waren, um uns mit neuen Vorräten zu versehen. Komm hierher, und ich will Dir jeden Winkel, jede Ecke meines Paradieses zeigen.»

Einmal widerfuhr Anne eine recht merkwürdige Erfahrung, die sie mir in einem andern Brief beschrieb:

«Ich scheine mich dauernd an Dinge zu erinnern, bald nur verschwommen, bald deutlicher, als ob ich schon einmal hier gewesen wäre oder an einem ähnlichen tropischen Ort. Die heiße Sonne nach einem Regenguß zu fühlen, erregt und reizt mich. Das Grün des Zuckerrohrs auf den Hügeln ist mir verblüffend vertraut, und die blauen Schatten, die eines Berges Schulter dort wirft, wo die Straße eine scharfe Biegung macht, die — nun, die lassen mich rasch den Kopf wenden, als erwarte ich, jemand zu erblicken, den ich kenne. Ist das nicht seltsam? Eine mit langen Stacheln bewehrte Pflanze weckt in mir den Drang, davonzulaufen, und ich glaube, den Stich ihrer langen, scharfen Finger in meinem Fleisch zu spüren. Der Eindruck ist so stark, daß ich mich dabei ertappe, nach der betreffenden Stelle zu tasten.

Kürzlich, als wir nachts von San Juan zurückfuhren, brachte uns eine Kurve nahe an ein dunkles Gewässer. Ein gelber Mond glitt im Osten dahin. Harry sagte: ‚Schauen Sie!' Polly lehnte sich aus dem Wagen, um zu sehen, was da war. Ich war nicht imstande, hinzublicken, denn mein ganzer Körper war steif vor Furcht. Ich wußte so sicher, als ob ich es mit meinen Augen festgestellt hätte, daß dort zwei nackte Männer wütend in dem düsteren Licht miteinander kämpften. Und genau das spielte sich ab. Als Polly und Harry mir sagten, was sie sahen, fror ich am ganzen Leib, und ein verzweifeltes Gefühl der Einsamkeit erfüllte mich. Phantastisch, nicht wahr? Was auch die Ursache sein mag, diese Eindrücke stammen aus der Vergangenheit. Wer weiß — ein irisches Mädchen aus dem alten Geschlecht der Sullivans hat vielleicht einen spanischen Soldaten glühend, aber nicht weise geliebt. Du weißt, daß die gegen Irland aufgestellten Armeen oft aus Söldnern bestanden — Franzosen, Spanier und Holländer — aus Abenteurern aller Länder.

Wenn die Peones arbeiten, umhergehen oder auf ihren Türschwellen hocken, singen sie leise und klagend in rhythmischem Takt zu ihrer Arbeit, so wie Du zu Dir selbst sprachst, Helen:

‚Orangen pflücken, Stück um Stück'; ‚Fischen, die Leine auswerfen, sie einziehen'; ‚Gehen, einen Schritt und noch einen, kurze Schritte, lange Schritte'; — in der Weise, wie ich Dich Adjektive lehrte, erinnerst Du Dich?

Ich wünsche, es wäre leichter für mich, Braille zu schreiben! Bei der Langsamkeit des Verfahrens bleibt mancher Gedanke unausgesprochen. Doch Du weißt, daß sie in meinem Herzen so sicher sind, wie die goldenen Narzissen, von denen Du mir schriebst, während des ganzen Winters unter der Erde. Meine Gedanken werden im Frühling unserer Wiedervereinigung aufblühen und Dir, wie die Narzissen, einen Augenblick Freude bereiten.»

Ihre Einladung war verlockend, aber Mutter und ich fühlten, daß wir nicht folgen durften, denn wir waren sicher, daß damit die Abgeschiedenheit von der Welt, die Anne so verzweifelt nötig hatte, zu Ende wäre.

Einige ihrer Briefe waren ein kostbarer Strom von Ratschlägen, Gedanken vermittelnd, die mich bis zum heutigen Tag gestärkt haben. Als Antwort auf das, was ich über meine Sorgen um sie und unsere Zukunft schrieb, sagte sie:

«Helen, Du mußt Dir keine Sorgen um die Zukunft machen. Noch bin ich nicht dem Sterben nahe — ich weiß vielmehr, daß ich gesunden werde. Nicht ein bißchen fühle ich mich krank ...

Doch selbst wenn ich sterben sollte, ist das kein Grund, weshalb Dein Leben nicht seinen Fortgang nehmen soll... Wenn Du das Leben um Dich herum ruhig beobachtest, insbesondere Dein eigenes, so wirst Du sehen, daß die Zukunft keinesfalls so hoffnungslos sein kann, wie der Anfang schien, ehe ich zu Dir kam. Außerdem glaubst Du an die liebende Wacht eines Vaters im Himmel (mir ist dieser Trost nicht zugänglich, aber ich bin glücklich, daß er Dir zugute kommt). Es läßt sich stets ein Ausweg finden, selbst aus schwierigster Situation, wenn man tatsächlich herauskommen will.»

Bei einer anderen Gelegenheit ermutigte sie mich mittels einer Methode, deren ich mich noch immer bediene:

«Ich freue mich, daß Du Gedichte liest, um Dich in die richtige

Stimmung zu versetzen. Es ist eine herrliche geistige Übung, die Blätter der Gedanken eines Dichters zu pflücken, ihre Früchte der Sonne unseres eigenen Geistes auszusetzen und zu beobachten, wie durch seine Strahlen der Duft verändert wird. Geradezu faszinierend ist es, zu sehen, wie die Blüten und Früchte seines Denkens andere Farben, anderen Duft und Geschmack annehmen, wenn sie in ein anderes Gehirn verpflanzt werden.» (Sie erinnerte sich ebenso lebhaft wie ich an die trostlose geistige Starrheit, die ich nach der «*Frost King*»-Episode erlebte.)

«Das Spiel der Worte ist das einzige Spiel, bei dem Du den Besten unter ihnen gleichberechtigt gegenüberstehst. Werde nicht ungeduldig, weil das Spiel langsam ist. Erinnere Dich daran, daß die großen Dichter oft tagelang tasten, ehe der richtige Satz oder das richtige Bild sich ihnen offenbart... Du interessierst Dich für die Tagesfragen und für die Behinderten. Du willst der Menschheit dienen. Wie vermagst Du das anders zu tun, als indem Du schreibst?»

Das Kreuz der Liebe zu jemand, der zum Agnostizismus neigte, lag schwer auf mir, als ich die neuerliche Bestätigung ihres fehlenden Glaubens an Unsterblichkeit las. Ich dachte daran, wie nah sie dem Tod gewesen war, und es bekümmerte mich, daß sie die herrliche Gewißheit einer Fortdauer des Lebens nicht teilte.

«Es schmerzt mich tief, Helen, nicht glauben zu können wie Du. Es tut weh, am religiösen Teil Deines Lebens nicht beteiligt zu sein. Für mich ist, wie Du wohl weißt, dieses Leben das Wichtige. Was wir hier und jetzt tun ist von großer Bedeutung, weil unsere Handlungen sich auf andere menschliche Wesen auswirken.

Ich schätze die Bibel als dichterische Schöpfung sehr. Ich finde in ihr Schönheit und Freude, doch ich glaube nicht, daß sie in höherem Maß von Gott inspiriert worden ist als alle edlen Schriften — inspiriert sind. Die Zukunft ist für mich dunkel. Ich glaube, daß Liebe ewig ist und daß sie sich ewig im Leben offenbaren wird, wobei ich das Wort ‚ewig' in dem Sinn verwende, daß ich es mit aller Weile und Dauer ausstatte, deren meine Vorstellungskraft fähig ist.

Bei Dir ist das Vertrauen in eine Zukunft instinktiv, in der die

krummen Glieder gerade werden. Der Glaube an eine bewußte Unsterblichkeit hilft Dir, das Leben lebenswert zu finden, trotz Deiner Begrenzungen und Schwierigkeiten. Die Idee, für immer an einer Himmel genannten Stätte zu leben, hat aber für mich keinen Reiz. Ich bin es zufrieden, daß der Tod endgültig ist, abgesehen von unserem Weiterleben in der Erinnerung der anderen.»

Wie mein Geist sich meiner Lehrerin zuwendet, wenn ich den obenstehenden Abschnitt zitiere! Ich sehne mich danach, ihr zu versichern, daß ich das Leben um seiner selbst willen geliebt habe und weil sie zu mir gekommen ist. Ich akzeptierte die Glaubensbekenntnisse der *New Church* freudig und nicht des Trostes wegen, den sie mir für Blindheit, Taubheit oder irgendwelche andere Schwierigkeiten verschafften. Im Grunde habe ich stets gefühlt, daß ich in mir über fünf Sinne verfüge, und deshalb war mein Leben reich und vollkommen. Hie und da weile ich in der geistigen Welt, in der mein Leben in Ewigkeit fortdauern wird, wenn ich von diesem Erdentraum erwache; deshalb hatte ich auch nie das Empfinden, daß meine Lehrerin und ich wirklich getrennt seien.

Die Ewigkeit wird mich ebensowenig bedrücken wie das Dasein hienieden. Keine engumgrenzte Stätte wird mich daran hindern, neue seelische und geistige Erlebnisse zu suchen. Es ist traurig für mich, darüber nachzusinnen, daß ihre Ungeduld es Anne verunmöglichte, das Absolute in uns allen zu erkennen, das den dem Hirn innewohnenden fünf Sinnen Gültigkeit verleiht und so das Ungesehene mit Licht ausstattet, das Ungehörte mit Musik.

Jetzt komme ich zu einigen Briefen meiner Lehrerin, denen eine schöne Bedeutung eignet, denn sie zeigen ihre tiefe Achtung für mich als menschliches Wesen, nicht als blindes oder taubes Geschöpf. Unter keinen Umständen hätte sie mich gegen mein Gewissen denken, sprechen oder handeln lassen. Zu den mir von Gott verliehenen Privilegien zählte sie das Recht, meine Ansichten über politische, volkswirtschaftliche und religiöse Themen zu äußern und mit derselben Freiheit zu vernehmen, was andere sagten. Sie spottete nie über meine körperlichen Begrenzungen, lauschte offenen Sinns jeglicher Auffassung, die ich vertrat, ungeachtet

dessen, wie sehr sie auch von der ihren abweichen mochte, und stand mir in meinen Jahren des Reifens zur Seite, während ich meine Ideen entwickelte und Ausdrucksmöglichkeiten für meine Individualität suchte.

«Weißt Du, meine Liebe, Du bist von Natur aus eine leidenschaftliche Reformerin. Wir kämpfen beide für Frieden, Soldaten auf einem Schlachtfeld gleich. Doch wie oft habe ich gesagt, daß wir zwei das Leben zu sehr zu einem Schlachtfeld machen! Vielleicht wäre mehr Frieden in der Welt, wenn wir die sanfteren Tugenden pflegen würden. An uns, die recht zu haben glauben, ist es, geduldig und nachsichtig gegen jedermann zu sein. Gott selbst vermag ohne uns keine freundlichere Welt zu schaffen...

Gewiß muß man bedauern, daß Wilson sich nicht mit der Entwicklung der Welt entwickelt hat. Doch hat sich die Welt um ihn entwickelt? Es scheint eine Tatsache zu sein, daß manche Geister nicht assimilieren können, was ihnen nicht sehr wesensnahe ist. Sie werden alt und glauben, ihre Reife sei Weisheit.

Upton Sinclairs Glauben an Wilson beeinflußt mich nicht im geringsten. Sinclair ist einer jener Salon-Sozialisten, die Joe Ettor verachtet. Er ist gerade von der Art, die sich durch Wilsons Wortschwall fangen läßt. Nein, nein! Wilson ist kein großer Humanist. Alle seine Worte und Handlungen werden von einer fixen Idee beherrscht. Ich bin mir darüber nicht klar, was für eine Idee das genau ist, doch sie wird im Laufe der Entwicklung zutage treten. Eins ist sicher: alles was er tut, wird zum höchsten Wohl der Welt sein. Ausnützung ist stets wohltätig — so will es die christliche Pose. Ich fürchte, nichts Geringeres als eine himmlische Offenbarung wäre erforderlich, um meinen Geist und mein Herz zu erschließen, auf daß ich auch nur eine Spur von Uneigennützigkeit in Präsident Wilsons Taten und vielen Reden zu sehen vermöchte. Vermutlich gehöre ich zu den Menschen, die sich nicht entwickeln können.»

Ihr nächster Brief zerreißt mir das Herz. Zu der Zeit, da die Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg eintraten, war mein Gewissen rein, und es gelang mir, meinen Pazifismus hochzuhalten,

doch als der zweite weltweite Konflikt ausbrach, gab es für mich keinen Zweifel, worum es ging — Freiheit oder Hitler — und ich tat alles, was in meiner Macht lag, um Amerika und den Verbündeten zu helfen, über eine schreckliche Tyrannei zu siegen. Aber in mir war ein Gefühl, als ob ich der hehren Sache des Friedens gegenüber fahnenflüchtig geworden sei, ein Gefühl, das mich noch immer bedrückt.

«Natürlich kannst Du die Schrecken dieses furchtbaren Krieges nicht aus Deinem Geist verbannen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu warten. Ich denke, daß wir schon in wenigen Monaten mittendrin sein werden. Was daraus an Gutem entstehen soll, ist mir unerfindlich, doch wir, als Individuum, haben jedenfalls alles getan, um Amerika diesem Mahlstrom fernzuhalten...

Ja, es ist unvorstellbar, daß in dem Zeitalter, in dem wir leben und das wir aufgeklärt und zivilisiert nennen, etwas derartig Schändliches geschehen konnte. Es ist verständlich, daß Bill Haywood über die Vorstellung spottet, es gäbe ein zivilisiertes Land. Ich entsinne mich, daß ich ihn sagen hörte, unser hoher Bildungsstand sei bloß eine dünne Lackschicht, die Lügner, Schwindler und Mörder verberge. Damals meinte ich, daß er ziemlich wild daherrede, doch jetzt lassen die Greuel dieses Krieges seine Äußerungen mild erscheinen.

Weißt Du, ich habe Präsident Wilson nie getraut. Er ist ein Egoist, in seinem tiefsten Herzen ein Tyrann, der Bismarck sein möchte ohne Bismarcks Intelligenz. Wenn die Bankiers wegen ihren Investitionen nervös werden, werden sie ihn zwingen, in den Krieg einzutreten. Aber Du entsinnst Dich, Helen, daß in der Geschichte schlimmste Katastrophen, schrecklichstes Unheil als Stufe zu einer neuen Epoche dienen können. Die Verheerung, die Trümmer und der Schrecken der Französischen Revolution waren notwendig, um die geknechteten und verachteten Völker zum Bewußtsein ihrer Menschenrechte zu erwecken. Wer weiß? Dieser Krieg mag die brutale Dummheit und Häßlichkeit unserer mächtigen materialistischen Plutokratie über den Haufen werfen. Die Vergeudung an Kapital könnte so ungeheuer sein, daß kein

Kapitalismus mehr aufzukommen vermag. Die Einbußen und Verluste werden alle Berechnungen übertreffen, doch möglicherweise werden auch die Gewinne enorm sein. Oh, Liebe, welch trübseliger Brief ist das! Und oh, wie wenig im Einklang mit meiner Umgebung!»

Mein Herz war elektrisiert, als meine Lehrerin ihrem nächsten Schreiben einen offenen Brief Romain Rollands an Präsident Wilson beischloß. Nein, ich erwartete nicht, daß Rollands großherzige Erklärung irgendein Echo auslösen würde, doch meine Überzeugung, daß überall die edelsten Menschen Frieden wünschten, wurde dadurch neuerlich bestätigt.

«Die Völker zerbrechen ihre Ketten. Die Stunde, die Sie, Herr Präsident, erahnten und herbeisehnten, hat geschlagen. Möge sie nicht ungenutzt vorübergehen! Von einem Ende Europas zum anderen steigt der Wille in den Völkern auf, wieder einmal ihr Geschick selbst in die Hand zu nehmen und sich zu vereinigen, um Europa zu erneuern. Über die politischen Grenzen hinweg suchen ihre Hände sich, um sich zu verbinden. Aber zwischen den Grenzen klafft ein Abgrund von Mißtrauen und Mißverstehen. Eine Brücke muß über diese Kluft geschlagen werden. Die Kette des uralten Verhängnisses, der die Völker zu Nationalkriegen treibt und sie zwingt, sich zu blinder Zerstörung aufeinanderzustürzen, muß zerschmettert werden. Allein vermögen sie es nicht. Und sie rufen um Hilfe. Aber an wen sollen sie sich wenden?

Sie allein, Herr Präsident, genießen noch eine universelle moralische Autorität unter denen, die jetzt mit der furchtbaren Ehre belastet sind, die Politik der Völker zu lenken. Lassen Sie diese pathetischen Hoffnungen nicht ungehört verhallen. Ergreifen Sie die ausgestreckten Hände und helfen Sie ihnen, einander zu finden. Helfen Sie diesen tastenden Völkern, wieder ihren Weg zu finden und den neuen Pakt des Friedens und der Einheit zu erschaffen, dessen Grundlage sie leidenschaftlich suchen.

Bedenken Sie — Europa droht in den Höllenkreis zurückzu-

sinken. Die Völker aller Länder haben wenig Vertrauen zu den regierenden Schichten. Zu dieser Stunde sind Sie noch der einzige, der zu den einen wie zu den andern, zum Volke wie zum Bürgerstande aller Völker sprechen und sich Gehör verschaffen könnte; Sie sind der einzige, der heute Vermittler zwischen ihnen zu sein vermag. (Können Sie es auch morgen noch?) Wenn diese Vermittlung versagt, werden die sich feindlich gegenüberstehenden Menschenmassen ohne Gegengewicht unvermeidlich zum Äußersten getrieben, das Volk zu blutiger Anarchie, und die alten Ordnungsparteien zu grausamer Reaktion. Klassenkampf, Rassenkampf, Kriege zwischen den Nationen von gestern, Kriege zwischen den Nationen, die heute neu sich bilden, blinde soziale Erschütterungen, in denen nur Haß und Habsucht, rasende Träume der Stunde sich austoben, einer Stunde, die kein Morgen kennt.

Erbe George Washingtons und Abraham Lincolns! Nehmen Sie sich nicht der Sache einer einzigen Partei oder eines einzigen Volkes an, sondern nehmen Sie lieber die Sache aller in die Hand! Berufen Sie die Vertreter der Völker zu dem Menschheitskongreß ein. Übernehmen Sie den Vorsitz mit der ganzen Autorität, die Ihnen Ihr hohes moralisches Empfinden und die großartige Mission Amerikas verleihen. Sprechen Sie, sprechen Sie zu allen! Die Welt hungert nach einer Stimme, die über Völker- und Klassenschranken hinwegtönt. Seien Sie der Schiedsrichter der freien Völker! Und möge die Zukunft Sie als den Versöhner grüßen.»

Die Briefe aus Puerto Rico spiegeln den einzigen Teil im Leben meiner Lehrerin, dem der ewige Konflikt zwischen den äußeren Umständen und der idealen Welt fremd war — wenngleich auch da ein Weltkrieg störend eindrang. Ich wundere mich nicht über den Widerwillen, mit dem sie ihre «Freudeninsel» verließ, um in die sorgenbelastete Umwelt zurückzukehren. Sie wußte, daß die Abwechslungen, die sie einst so eifrig suchte, ihr nicht mehr zugänglich waren. Sie wußte auch, daß sie keine Möglichkeit hatte,

die Leere zu füllen, die ihr alter Feind — Analyse — in ihrem Leben hinterließ. Sie fürchtete sich vor der Behinderung ihrer Aktivität durch die zunehmende Schwäche ihres Augenlichts, fürchtete zudem die Kämpfe mit ihrem eigenen stürmischen Temperament.

XII

Es war einzig die Hoffnung, für die alten Tage meiner Lehrerin sorgen zu können, die mich dazu bewegte, in Hollywood einen Film über meine Lebensgeschichte drehen zu lassen. Noch war Anne nicht völlig hergestellt und länger als ein Jahr konnte sie nicht Vorlesungen halten, doch die Mitarbeit am Film gab ihr etwas von ihrem Gleichgewicht zurück und beschäftigte ihren Geist gänzlich. Es war im Sommer 1918, und die Tage waren meist heiß, die Nächte hingegen kühl. Eine nie versiegende Freudenquelle waren uns die wie Büsche wachsenden Geranien, die prachtvollen Mohnblumen und die Poinsettien, die, wie meine Lehrerin sagte, sie an meine Seele erinnerten, die neuen Horizonten zustrebte. Als wir zum Studio gingen, grüßte uns das Unerwartete — eine Expedition von Eskimos, mit ihren Schlittenhunden nach unerforschten Gebieten Alaskas unterwegs, ein glorreicher Pony-Expreß, der da durch die Gegend sauste, oder eine Gruppe Alpinisten auf Skiern.

Zwischen den Szenen, in denen wir auftraten, sprach und scherzte Anne mit dem Aufnahmeleiter und anderen Filmleuten. Voll der symbolischen Vorstellungen, die sie mit mir teilte, diskutierte sie mit Dr. Liebfreed, dem Produktionsassistenten, der das Finanzielle unter sich hatte, und entlockte ihm schillernde Versprechungen, daß er bei unseren Bemühungen, neue Wege zu finden, um das Interesse und die Sympathie von Leuten zu gewinnen, die den Film

ansehen sollten, ein Hermes für uns sein würde. Diese Versprechungen blieben jedoch unerfüllt; und wann immer ihm im Gedanken an die wachsenden Kosten die Zornröte ins Gesicht stieg, rief sie ihm geduldig, aber unerbittlich seinen Wortbruch in Erinnerung. Dann war sein Unmut entfesselt, und Anne schlug mit ihrer alten Rücksichtslosigkeit zurück. Plötzlich pflegte er dann ihren Wortstreich zu unterbrechen, um mir Nächstenliebe zu predigen, und kehrte wieder zu seinem Angriff zurück. Er wollte einen kommerziellen «Schlager», meine Lehrerin und ich forderten jedoch ein historisches Dokument, und diese beiden Bestrebungen schienen unvereinbar. Es war eine bitterernste Komödie, doch obschon Anne in Wallung geriet und recht ärgerlich wurde, stand sie unerschütterlich für mein Recht ein, bisher unbegangene Wege einzuschlagen und die Grenzen meines Verständnisses für irdische Dinge zu erweitern.

Ich hoffte, daß die eigentümlichen Verhältnisse in Hollywood mehr Aspekte ihres wahren Wesens enthüllen würden, aber sie gab sich sehr zurückhaltend, als wir Mary Pickford, Douglas Fairbanks und Mrs. Carrie Jacobs Bond kennenlernten. Jedermann war sehr freundlich zu uns, doch das mir zuteil werdende Lob ließ mich unwillkürlich mit einem unbefriedigten Gefühl zurück. Selten, wenn überhaupt, sprach jemand von Anne als dem Menschen, dem besonderer Ruhm zustand, weil er Furchen durch meine Abschrankungen gepflügt und mir die kostbare Ernte meines menschlichen Erbes gegeben hatte. Mit Charlie Chaplin war Anne ihr übersprudelndes, liebenswertes Selbst. Beide hatten sie Armut erduldet und die Entstellungen, die diese an Körper und Seele hinterläßt. Beide hatten sie um Bildung und soziale Gleichberechtigung gekämpft und, als ihre Anstrengungen von Erfolg gekrönt waren, die Stiefkinder der Menschheit mit ihrer Liebe überhäuft. Beide waren scheu und von ihren Siegen über das Schicksal unverdorben. So ist es durchaus natürlich, daß sie sich verstanden und eine jener Freundschaften schlossen, die großen Künstlern in einer den Kindern des Genies allzuoft untreu werdenden Welt Trost bringen. Doch trotz all meiner stillen Wachsamkeit und meiner verschwie-

genen Wünsche um Anne als Persönlichkeit kam es kaum jemals dazu, daß mein Stolz auf sie — wenn Liebe so genannt werden kann — befriedigt wurde. Wenn sie dachte, daß ich in meinem Überfluß von öffentlicher Anerkennung stets glücklich und zufrieden war, so wurde sie von ihrer Liebe zu mir geblendet. Ein Gefühl für *fair play* ist es, und nicht Undankbarkeit, das mich zu einem Rückblick auf die einfältigen Urteile veranlaßt, die die Arbeit meiner Lehrerin mit mir so ungemein erschwert haben.

Von dem Plagiat, dessen ich mich in «*Frost King*» unbewußt schuldig gemacht, habe ich bereits erzählt. Die Niedertracht, die ich nicht zu verzeihen vermag, ist die in Verbindung damit gegen Anne Sullivan erhobene Anklage, mein Denken beeinflußt zu haben. Im Radcliffe College säten einige Leute, die sich «Christen» und «Freunde der Blinden» nannten, Zweifel und Mißtrauen auf meinem Weg, weil ich weder sehen noch hören konnte, und deuteten an, ohne Annes Namen zu nennen, daß ich gezwungen würde, Dinge zu studieren, die zu schätzen mein Geist nicht imstande sei.

Selbst in den glücklichen Tagen in Wrentham, als ich aus reiner Freude am Thema über den Shakespeare-Bacon-Disput schrieb und mich auf die Seite Bacons schlug, waren Freunde wie Richard Watson Gilder vom *Century Magazine* schockiert. Mr. Gilder hatte es mir ermöglicht, «*The World I live in*» und «*The Song of the Stonewall*» für das *Century* zu schreiben. Der erstgenannte Text war sehr aggresiv, doch er nahm ihn an. Als ich ihm aber den Artikel über Shakespeare und Bacon schickte, gab er seiner Befürchtung Ausdruck, ich könnte mir mit der Veröffentlichung meiner Ansichten über solch ein Thema «schaden». Er tadelte sogar meine Lehrerin und John, weil sie mich den Artikel hatten schreiben lassen. Wie konnte es ihm auch nur im Traum einfallen, daß sie mir das Recht streitig machen würden, als freie Frau zu sagen, was mir beliebte! Ich erwähne das, nicht weil es von Wichtigkeit wäre, sondern weil ich damals Außenstehenden erstmals zu verstehen gab, daß ich imstande sei, selbständig zu denken.

Der schwerste Hemmschuh, gegen den ich ankämpfte, bestand in dem Beschränktsein auf zwei bestimmte Themen. Das erste,

dessen ich nachgerade überdrüssig war, gab ich selbst ab; das zweite betraf die Blinden. Über sich wollte Anne mich kaum jemals etwas sagen lassen, nicht einmal in der «Geschichte meines Lebens». Es war eine Enttäuschung für mich, daß man 1906 mich zum Mitglied der *Massachusetts Commission for the Blind* wählte, statt meine Lehrerin mit ihrer langjährigen Erfahrung auf dem Gebiet der Blindenfürsorge. Es bestürzte mich, daß ich um Rat gefragt wurde, und nicht Anne, die in all diesen Jahren aus erster Hand die Methoden kennengelernt hatte, Behinderten zu helfen. Ich war überrascht, daß die vielen Besucher in unserem Heim in Wrentham mit mir über die äußerst verschiedenen Probleme der Tauben, Blinden oder Taub-Blinden diskutierten, statt sich an meine erfahrene Gefährtin zu wenden, die ihre Fragen mit wirklicher Sachkenntnis beantworten konnte.

Als meine Lehrerin und ich uns in Wrentham einrichteten, war vorgesehen, daß ich für die Blinden arbeiten würde und nicht für die Aktionen zur Rettung des Augenlichts. Die Blinden allein hätten ausgereicht, um mich voll und ganz zu beschäftigen. Ich hatte Glück gehabt, ein paar Jahre lang mein eigenes Leben führen zu können, und suchte nach wie vor eine Stütze in Annes Weisheit, wenn die verwickelten Probleme der Blindenfürsorge mich bedrängten. Wir hatten lange Gespräche miteinander, als verschiedene Fragen auftauchten, und John las uns Bücher und Berichte vor, manche davon in französischer oder deutscher Sprache, über die Wege, die man in Amerika, England, Frankreich und Deutschland einschlug, um eine Lösung der durch die Blindheit geschaffenen Probleme zu suchen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß in Amerika die Blindenfürsorge verhältnismäßig jung war; fast niemand außerhalb der Blindenschulen wußte etwas von den Methoden, Blinde zu unterrichten. Je länger ich mich mit dieser Materie beschäftigte, um so deutlicher erkannte ich meine Unzulänglichkeit. Das Publikum sah und sieht noch immer die Blinden als eine uniforme Menschenklasse. In Wirklichkeit sind zwei blinde Personen ebensowenig gleich, wie zwei sehende gleich sind; beinahe ebenso verschiedene Arten von Hilfsmaßnahmen sind erforderlich, wie es

blinde Menschen gibt. Ich nenne nur die Schulung blinder Kleinkinder und die Verschiedenheit im Unterricht von blinden Kindern und solchen mit geschwächter Sehkraft; die Beschäftigung des erwachsenen Blinden in besonderen Werkstätten oder in seinem Heim; die Pflege der alten und invaliden Blinden, nicht zu vergessen die Pflicht der Menschen, die Verantwortung der Regierung, für die Befriedigung der ständig wechselnden Bedürfnisse derer zu sorgen, die in ewiger Nacht leben. Was Wunder, daß meine Lehrerin und ich uns oft über einen neuen Aspekt der Arbeit den Kopf zerbrachen, ehe ich an öffentlichen Versammlungen über die Sache der Behinderten sprechen oder vor Regierungsstellen dafür plädieren konnte? Und erscheint es merkwürdig, daß ich meine Lehrerin mit ihrer reichen Erfahrung in bezug auf Blinde und ihren glänzenden Fähigkeiten als Führerin und Ratgeberin in unserm gemeinsamen Schaffen sah, und mich selbst als Dienerin eines göttlichen Planes, den wir in Umrissen erahnten?

Hier möchte ich nun einfügen, daß ich zu einer Zeit, da Blindheit von Neugeborenen — *Ophthalmia neonatorum* — ein in Gesellschaft verbotenes Gesprächsthema war, mich aus eigenem Antrieb einer Bewegung anschloß, die sich die Bekämpfung dieser Krankheit zum Ziel machte. Ich tat diesen Schritt auch, weil es mich tief ergriff, wie meine Lehrerin unter ihrer Augenkrankheit litt. Doch eine meiner guten Freundinnen tadelte mich — und Anne — wegen der Artikel, die ich schrieb, und den Äußerungen, die ich in aller Öffentlichkeit über verhütbare Blindheit machte! «Warum zerbrichst du dir den Kopf über so unnütze Fragen?» sagte sie. «Es liegt in der menschlichen Natur, das Augenlicht von Neugeborenen aus Leichtsinn und Fahrlässigkeit aufs Spiel zu setzen, und du weißt, wie aussichtslos jeder Versuch ist, die menschliche Natur zu ändern.» Ich stritt lange mit ihr, doch ohne Erfolg. Seither ist viel Wasser unter den Brücken durchgeflossen, und solche Vorurteile scheinen jenen unglaublich, die wissen, daß heutzutage alljährlich internationale Kongresse stattfinden, bei denen über bessere Methoden zur Bekämpfung aller vermeidbaren Blindheit diskutiert wird.

Zu gewissen Zeiten war ich imstande, über die absurden Vorstellungen zu lachen, die über die tauben Blinden verbreitet wurden und noch werden und über die Unmöglichkeit, die für sie bestehen soll, etwas von der Welt und ihrem Geschehen zu wissen; sie entwerteten jene schwülstigen Schmeicheleien, die mir zuteil wurden, Ausdrücke wie «eine Göttin» oder «eine Heilige» oder «ein Erzengel, der aus dem Dunkel auftaucht». Aber ich liebte meine Lehrerin, und viele Dinge wurden ihr angetan, die Liebe nicht duldet.

Als man mich in die *Massachusetts Commission for the Blind* wählte, hegte ich besonderes Interesse für den Kampf, den der Staat gegen Vorurteil und Unwissenheit führte, um das Recht des erwachsenen Blinden auf Schulung und Verdienstmöglichkeit sicherzustellen. Ich erinnere mich, daß Anne Schülerin der *Perkins Institution* gewesen war, deren erster Leiter, Dr. Howe, eine Anstalt geplant hatte, die alle arbeitsfähigen erwachsenen Blinden des Staates beschäftigen sollte. Diese konstruktive Idee war bisher nicht in dem Maß verwirklicht worden, wie es wünschenswert gewesen wäre, und meine Lehrerin und ich setzten uns mit äußerster Energie dafür ein, daß das nun geschah. Unvermutet traf mich ein schwerer Schlag. Es ergab sich, daß ich mit Mr. F. B. Sanborn zusammenkam, dem Herausgeber des *Springfield Republican*. Er war früher Mitglied des Direktionskomitees gewesen, dem die Aufsicht über das Armenhaus in Tewksbury oblag, und durch ihn war Anne Sullivan in die *Perkins Institution* gekommen. Man hätte denken sollen, daß er angesichts des Mutes, mit dem Anne für ihre Schulung gekämpft, und der gemeinsinnigen Tätigkeit, der sie sich gewidmet hatte, ihre Diskretion bezüglich Tewksbury zu würdigen wußte, doch ich wurde enttäuscht. Nachdem ich vor der Gesetzgebenden Versammlung von Massachusetts über die Bedürfnisse der erwachsenen Blinden gesprochen hatte, erzählten mir treue Freunde, daß Mr. Sanborn meine Lehrerin beschimpft habe. Er warf ihr ihre bescheidene Herkunft vor und verbreitete sich über ihren «Undank» gegenüber der Anstalt, die ein mittelloses Waisenkind als Schülerin angenommen hatte. Anne äußerte über die Sache nie ein Wort zu mir, aber entgegen ihren Wünschen gab

ich in einem Brief an Mr. Sanborn meiner Entrüstung offen Ausdruck. Bis zum heutigen Tag kann ich ihm sein schändliches Verhalten nicht verzeihen. Er schien sich dessen wenig bewußt zu sein, daß wir, wie unduldsam wir mit unseren Mitmenschen sein mögen, alle aufeinander angewiesen sind und von- und füreinander leben. Unsere Befähigung zu edlen Taten wird durch ein Benehmen beeinträchtigt, das die menschliche Würde erniedrigt. Es war eine bittere Lektion für mich, zu sehen, wie jemand, der die Ideale Emersons und Thoreaus geteilt hatte, daraus Groll statt Mitgefühl und Güte für die Armen und Unglücklichen abzuleiten vermochte.

Während meiner Vorlesungsperiode von 1914 bis 1916 mußte ich nie diese schreckliche Erfahrung von der Grausamkeit und Häßlichkeit, die sich so oft in der menschlichen Natur zeigen, machen. Unsere Zuhörer waren sehr freundlich, und ich bewunderte die Geduld, mit der sie meinem mangelhaften Vortrag lauschten, doch konnte ich mich nicht von dem Gefühl befreien, daß meine Lehrerin nicht nach Verdienst geschätzt wurde. Da sie eine natürliche Gabe zum Sprechen in der Öffentlichkeit besaß, wurde ihr Teil zum Hauptstück des Programms, und ich war glücklich zu sehen, daß ihr kostbares Licht — ihr Werk — nicht mehr unter den Scheffel gestellt werden konnte. Nach wenigen gleichgültigen Antworten auf Fragen, die ich den Zuhörern stellte, wußte ich, daß sie das, was ich über den Frieden, die Gesellschaftsordnung oder die Arbeiterbewegung sagte, unberührt ließ; sie wollten lediglich etwas über die Blinden hören oder vielleicht eine Heilsbotschaft. Immerhin sah ich eine Entschädigung dafür in dem Umstand, daß sie meiner Lehrerin zuhörten. Ich malte mir aus, wie sie, einfach und bescheiden auf dem Podium stehend, ihre Botschaft über die wahre Erziehung sowohl normaler, wie auch solcher Kinder, die eines oder mehrerer Sinne beraubt waren, verkünden würde, um

«Wie von einem unerloschenen Herd
Asche und Funken fortzublasen»

und neue Gedanken in der ganzen Welt keimen zu lassen; doch Enttäuschung folgte mir von Ort zu Ort. Obgleich sie sich nicht über

einen Mangel an freundlichen Komplimenten beklagen konnte, merkte ich, daß die meisten Zuhörer nicht feinsinnig genug waren, um ihre Ideen zu verstehen. Die Tatsache wurde mir klar, daß verhältnismäßig wenige Menschen sich dessen bewußt sind, welches Wunder die Sprache ist, und daß sogar noch weniger von echter Liebe zu ihr erfüllt sind, wie Dr. Bell und meine Lehrerin. Sie erlaubte mir nie, den Wunsch auszudrücken, es möge ihr allgemeinere und wärmere Anerkennung zuteil werden, und wenn ich dann bloß schon rebellisch aussah, drohte sie, nie mehr Vorträge zu halten.

Selbst unter den Sozialisten und anderen fortschrittlichen Gruppen, bei denen Anne und ich uns mehr zu Hause fühlten, spürte ich das Fehlen verständiger Wertschätzung ihrer Arbeit. Es dauerte Jahre, bis ich genügend über meine jugendliche Ungeduld hinaus war, um zu erfassen, daß Ideen über Erziehung, Volkswirtschaft, Politik, Wissenschaft oder jedes andere Thema, über das seit alten Zeiten nachgedacht wird, von langsamem Wuchs sind. Wie die mächtigen Sequoien schieben sie ihre Wurzeln Zentimeter um Zentimeter hinunter in das menschliche Bewußtsein und breiten ihre Zweige der Aufklärung nach und nach im hohen Himmel des Denkens aus. Meine Lehrerin hatte das schon seit langem herausgefunden, doch trotz der Tragödie des Ersten Weltkriegs, trotz unserer Enttäuschung über das Versagen einiger Radikaler und trotz ihrer eigenen Anfälle von Mutlosigkeit, stand sie mir unentwegt in meinen Bemühungen für die Enterbten und Verarmten und für den Frieden zur Seite. Ihr erster und letzter Gedanke war, daß ich, als Mitglied der Menschheit, volle Willensfreiheit erreichen sollte. Sie sagte mir, ob meine Haltung sozialen Fragen gegenüber von den am besten Unterrichteten gebilligt oder getadelt würde, und ich nahm die Verantwortung in freier Wahl auf mich. Nie wurde sie in dieser Beziehung durch ihren Individualismus irregeleitet, wie manche Personen, die ich gekannt habe und deren Egozentrizität, bewußt oder unbewußt, die Persönlichkeit zerstören, die sie zu entwickeln vorgeben.

Zuerst schien sich alles gegen meinen Wunsch zu verschwören, für meine Lehrerin Vorsorge zu treffen. Wir hatten in Hollywood

mit hohem Einsatz gespielt und verloren. Dann wandten wir uns dem Variété zu. Meine Stimme, die ein wesentliches Requisit unseres Auftritts war, hatte sich nicht so weit gebessert, wie ich gehofft hatte. Ich erwartete keineswegs, von den Zuhörern nachsichtiger behandelt zu werden als in der Vergangenheit, und ich verlor beinahe den Mut, wenn ich daran dachte, daß im Fall unseres Versagens meine Lehrerin noch mehr als ich unter dem Knurren des Tigers und dem Zahn des Wolfes zu leiden haben würde. Doch die Umstände waren uns günstig. Die Zuhörer, selbst wenn sich ungehobelte grobe Gesellen unter ihnen befanden, zeigten Vergnügen an unserem Akt und nahmen wohlwollend meine Botschaft über die wundervollen Veränderungen auf, die in der Welt eintreten würden, wenn nur alle begriffen, daß genug Intelligenz und guter Wille vorhanden sind, um die vermeidbaren großen Mißgeschicke der Menschheit zu heilen. Ich war sehr stolz darauf, mit einem würdigen Auftritt meinen Lebensunterhalt zu verdienen, und es berührte mich wenig, daß einige überzarte Gemüter sich schockiert zeigten. Unser Manager, Mr. Harry Weber, ebnete den Weg für uns mit ungewöhnlicher Umsicht, und es gelang mir endlich, jenen bescheidenen Fonds für meine Lehrerin anzulegen, der seit meinen Jungmädchenjahren mein Traum gewesen war. Zu besonderem Dank war ich Mr. Weber dafür verpflichtet, daß er wußte, wie er unsere Kritiker zu behandeln hatte. Äußerten sie die Meinung, daß ich meine Rede nur in Vortragssälen und Kirchen halten sollte, ohne jedoch imstande zu sein, eine vernünftige Lösung der finanziellen Frage vorzuschlagen, so konnte er ganz freundlich fragen: «Sind Sie bereit, ihnen soviel zu bezahlen wie wir?» — und dann hörten wir nichts mehr von ihnen. Immerhin war es ein Vorteil für uns, daß ein großer Teil unseres Aktes aus Musik bestand und daß der eigentliche Auftritt nur zwanzig Minuten dauerte, statt anderthalb Stunden. Außerdem konnten wir eine Woche am selben Ort bleiben, und man verlangte nicht von uns, wie zuvor bei den Vorlesungen, daß wir die wohlgemeinte, aber ermüdende Gastfreundschaft der Veranstalter annahmen.

Anderseits waren diese zwei Jahre eine fürchterliche Prüfung für meine Lehrerin. Sie hatte nie viel Geschmack an öffentlichem Sprechen gefunden, obgleich die Leute mir überall sagten, daß es eine Freude sei, ihrer Stimme zuzuhören. Außerdem litt sie jedesmal an qualvollen Schmerzen in ihren Augen, wenn sie ins Rampenlicht trat. Überdies lehnte sich ihr großzügiger Geist gegen die Beschränktheit und die vielen Trivialitäten auf, die sie sah und hörte. Sie überraschte mich durch ihren Gerechtigkeitssinn, so oft sie über die langweiligen Stunden sprach, die sie beim Variété verbrachte, aber ich wußte recht gut, wie ihr Feingefühl unter den Gemeinplätzen litt, die gewöhnliche Zuhörer amüsieren. Ihr Leben schien sich wie ein Fisch in einem Aquarium ständig in nichtigen Kreisen zu drehen, und ihre Anfälle von Schwermut machten es ihr nicht leichter. In einer Qual der Anspannung entsprangen ihrer Seele

«... Tropfen von Feuer
Alle unlöschbar durch Tränen.»

Sie haßte die Zänkereien, Eifersüchteleien und Verdrießlichkeiten, die in jedem Beruf, in jeder Kunst und Beschäftigung zu finden sind. Sie traf Menschen, mit denen sie die Geduld verlor, weil sie ihre eigenen Glaubensbekenntnisse und Predigten nur halb glaubten und selten oder nie ihre Beschlüsse in Taten umsetzten. Wenn sie mit ihr sprachen, konnte sie ausrufen: «Was auch geschehen mag, fangen Sie immer wieder an, auch wenn Sie jedesmal versagen. Jedesmal, wenn Sie versagen, fangen Sie neu an, und Sie werden stärker werden, bis Sie finden, daß Sie ein Ziel erreicht haben — nicht das vielleicht, das Sie anfangs anstrebten, aber eins, das Sie froh machen wird.» Und wer kann ahnen, wie unzählige Male sie selbst anfing, versagte und endlich doch den Sieg errang?

Ich fühle sowohl Gewissensbisse als auch Bewunderung, wenn ich überlege, daß meine Lehrerin ihre Variété-Touren in einem Alter unternahm, in dem sie sich hätte ausruhen sollen. Es macht mich auch traurig, mich daran zu erinnern, wie ich sie mit meinem Hang beunruhigte, ungelegene Fragen mit wenig oder keiner Zu-

rückhaltung zu beantworten. Ihre Gesundheit verschlechterte sich, und sie wäre manchmal gestrauchelt, wenn Polly nicht an ihrer Seite gegangen wäre. Wieder und wieder zog sie sich schwere Erkältungen zu — Halsentzündungen oder Bronchitis. Augenärzte der verschiedenen Städte, in die der «*Orpheum Circuit*» uns führte, untersuchten ihre Augen und erklärten, daß sie ihnen eine Schonzeit gewähren müsse, wenn sie ihre Sehkraft nicht gänzlich einbüßen wolle. Sie hielt sich jedoch nicht an die Verordnungen, sondern schlug sich bis Toronto durch, wo sie im Laufe des Jahres 1921 durch einen bösen Influenzaanfall ans Bett gefesselt wurde. Polly, die auf einen solchen Notfall nicht vorbereitet war, brachte es dennoch fertig, Annes Rolle vor der Rampe zu übernehmen. Schließlich hatte Anne sich soweit erholt, daß sie eine Weile weitermachen konnte, doch Anfang 1922 zwang ein Bronchialkatarrh sie, wieder aufzuhören, da sie nur im Flüsterton sprechen konnte. Polly hatte inzwischen unter Annes Anleitung die Lage wunderbar gemeistert und war fähig, mit mir auf der Bühne zu arbeiten. Es konnte keinen dramatischeren Beweis für Annes Liebe geben, als diese Verminderung meiner physischen Abhängigkeit von ihr, indem sie mir die Möglichkeit schenkte, meine Variététätigkeit mit einer dritten Person fortzusetzen! Eine Zeitlang fühlte ich mich völlig verloren, doch ich wagte nicht, mich der Trauer hinzugeben nach dem heroischen Opfer, das sie um meinetwillen gebracht hatte.

XIII

Es war eine trübselige Heimkehr für uns drei vom Variété nach Forest Hills. Meine Lehrerin zeigte sich zwar sehr gerührt über meine Bemühungen, ihre «schmalen Mittel» zum Lebensunterhalt zu ergänzen, aber sie konnte mich nicht täuschen. Es war zu offen-

sichtlich, daß ihr die volle Lebensfreude mangelte. Das Licht, das ihr Antlitz früher ausgestrahlt hatte, war erloschen. Sie sehnte sich mit allen Fasern nach der Unabhängigkeit, deren sie sich erfreut hatte, als sie allein spazierengehen und -fahren, und ohne fremde Hilfe Bücher lesen konnte. Nicht die Veränderung des Lebens in einer neuen Welt war es, die sie schmerzte, sondern das brutale Schicksal, das sie ihrer Kräfte beraubte. Ich will damit nicht sagen, daß sie wirklich gebrochen war. Sie raffte sich jedesmal, wenn wir Freunde zu Besuch in unserem Heim hatten, zu Fröhlichkeit und anregendem Geplauder auf. Sie konnte niemand ertragen, der es klug und weise fand, Pessimismus zu predigen. Ihr Zorn wandte sich gegen alle, die hinter die Vorhänge des Schreins des Lebens spähten, ihn leer fanden und murrend fortgingen, ohne sich je zu fragen, ob nicht ihre eigene geistige Vision unzulänglich sei. Aber sie konnte sich nicht mit der Tatsache abfinden, daß ihre vernachlässigten, überanstrengten «Ariels des Sehens» früher oder später unfähig sein würden, ihr zu dienen. Sie hatte sich Dr. Samuel Gridley Howes Ansicht zu eigen gemacht, der sechzehn Jahre lang Leiter der *Perkins Institution* gewesen war: «Anzunehmen, daß ohne Sehkraft eine volle und harmonische Entwicklung des Charakters möglich ist, heißt annehmen, daß Gott uns diesen edlen Sinn ganz überflüssigerweise gegeben hat.»

Meine Lehrerin leugnete nicht, daß es Entschädigungen gab, und sie erinnerte sich an Miltons wundervolles Sonett über seine Blindheit, in dem sich die Worte finden: «Auch jene dienen, die nur dastehen und warten.» Doch von ihrem Gesichtspunkt aus waren die Kompensationen nicht genügend für die lange Nacht der Schatten. Sie war eines der empfindsamen Wesen, die sich der Blindheit schämen. Diese Menschen fühlen sich durch sie gedemütigt, wie durch ein einfältiges Versehen oder ein deformiertes Glied. Sie zählen nicht auf das mitfühlende Verständnis der anderen und schrecken vor den Bemerkungen derer zurück, die Zeugen ihres Kampfes gegen das Mißgeschick sind. Blindheit empfinden sie als einen Schlag gegen ihre Freiheit und Würde, besonders wenn sie stets tätig und fleißig gewesen sind.

Wenn Anne als Kind richtig gelehrt worden wäre, wie man sich im Dunkeln zu verhalten hat, würde sie Methoden entwickelt haben, die ihr ihre Unabhängigkeit länger erhalten hätten, aber selbst so mußte sie Entbehrungen auf sich nehmen, deren nur diejenigen gewahr wurden, die ihr nahe waren. Leute, die diese Tatsache nicht erfaßten, waren manchmal unabsichtlich grausam. Selbst wenn Freunde sich freudig bereit erklärten, ihr vorzulesen, konnte sie sich sehr aufregen, wenn sie nachher bestimmte Absätze in gedruckten Büchern nicht finden konnte. Sie fürchtete, jenen, die sie liebten, zur Last zu fallen. Da sie die Erinnerung an das Dunkel, in dem sie einst gelebt hatte, so schmerzlich empfand, «schrie ihr Geist ungestüm nach Licht», und sie vermochte nur schwer eine Rückkehr in ihr Exil ewiger Nacht zu akzeptieren.

Doch wie immer vertrieb Anne diese *bêtes noires* aus ihren Gedanken und war nach einem oder zwei Tagen auf entflammter Jagd nach einer guten Tat oder nach einem Weg zum Glück. «Was macht es, wenn ich dies oder das über die Nichtigkeit des Lebens sagte?» mochte sie ungeduldig ausrufen. «Du weißt, was für ein Chamäleon ich bin. Laß uns gemeinsam unsere Lasten tragen! Laß uns unser Leben der Gegenwart anpassen. Laß uns säen, ohne die Körner zu zählen. Laß uns jemand nützlich sein. Laß uns die Sinne, die uns verbleiben, in wohltuende Energie umwandeln. Dann werden wir weniger daran denken, uns gegen die Umstände zu wehren, und mehr daran, Sonnenschein um uns herum zu schaffen — und vielleicht wird es mir gelingen, neue Stufen der Weisheit zu erklimmen und die Berechtigung der Freuden und Prüfungen, aus denen unsere Tage gewoben sind, zu erfassen.»

Nur um zu zeigen, daß meine Lehrerin die Seele guter Kameradschaft war, ungeachtet wie düster die Impulse sein mochten, die sie bedrängten, will ich in Worte fassen, was sie mir zu sagen versuchte: «Gute Kameradschaft hält ein allzu hartes Urteil im Zaum. Sich selbst überlassen ist unser Intellekt rücksichtslos, und man ärgert sich über die Einfältigkeit der meisten Ansichten. Das Leben wird für hochkultivierte Menschen langweilig, wenn sie nicht über dichterische Vision verfügen. Für diejenigen, die anmaßend denken,

ist alles Gewöhnliche ein Sumpf der Langeweile. Doch gute Kameradschaft mildert die Unfreundlichkeit der Wahrnehmung und enthält sich unmäßiger Kritik an den Schwächen, die der durchschnittlichen Intelligenz eigen ist. Sie ist nicht herablassend, sondern blickt mit wohlwollendem Humor auf die Eigenheiten und Unvollkommenheiten der menschlichen Natur. Gute Kameradschaft gleicht einer lieblichen Blume oder einer köstlichen Frucht auf einem langsam wachsenden Baum, einem Schimmer von Pracht, wo alles andere alltäglich erscheint, einem schmückenden Opal im grauen Alltag. Gute Kameradschaft läßt uns unsere Abneigung überwinden, um verborgene Werte anzuspornen und freizulegen.» In diesen neuen Gedanken offenbart sich recht viel von der geistigen Veredlung meiner Lehrerin während ihrer Arbeit im Variété.

Wie in den Tagen der Vorlesungen und der Bühnentätigkeit wußte Anne sich nach unserer Rückkehr nach Forest Hills auf allerlei erfinderische Arten zu beschäftigen. Während Polly den Haushalt besorgte, kochte, am Telephon sowie an der Tür antwortete und die Bücher führte, überwachte meine Lehrerin meine Stimmübungen. Oh, wenn ich nur stundenlang damit hätte fortfahren können! Wenn meine Finger bloß den Zauber des Tones hätten erfassen können, der sein Geheimnis nur dem Ohr preisgibt, während ich von ihren Lippen las und diesen meine eigenen Worte nachformte! Nirgends auf der Welt hätte sich ein Wille mit Annes Unbeugsamkeit messen können, mit der sie den beiden großen Hindernissen zu Leibe rückte — Monotonie und Mangel an Modulation in meinem Sprechen. Sie brachte dafür eine Geduld auf wie für nichts anderes. Sie mochte mir ein kurzes Gedicht laut vorlesen oder ein Stückchen Prosa (mein Arm ermüdete zu sehr, wenn ich ihn hochhielt, um einen Artikel von ihren Lippen zu lesen) und ich wiederholte es wieder und wieder, versuchte, den «Klang» zu erhaschen und das Auf- und Absteigen ihrer Betonung. Sie freute sich, wenn ich Humor oder Ernst in meine Rede brachte, doch «Klang» und Betonung entgingen mir immer und ewig. Sie mochte alle Arten von Vergleichen herbeiziehen, wie etwa das Murmeln eines Baches, die vollkehlige Leichtigkeit einer Vogelstimme oder

die Töne eines Musikinstruments, um mir zu zeigen, wonach sie trachtete. Manchmal hatte ich das Gefühl von Worten, die rund und glatt und angenehm in meiner Kehle waren und bildete mir ein, daß es mir gelingen könnte; dann aber sagte sie mir, daß mein Ton zart sei, daß jedoch die Worte nicht deutlich herauskämen. Sie drang in mich, in der Dachstube, in der wir schliefen, morgens, nachmittags und abends zu üben. Ich hätte es leidenschaftlich gern getan, aber ich konnte nicht. Die Zeit der freien Stunden von Wrentham war vorbei, in denen ich mit lauter Lektüre, mit Summ- und Singversuchen experimentierte und meine Hand auf verschiedene Sorten von Material legen konnte, um zu sehen, wie sie auf meine Stimmvibrationen reagierten. Wahrscheinlich nehme ich meinen Wunsch für Wirklichkeit, doch es scheint mir, daß ich, wenn wir für eine längere, ruhige Zeit in Wrentham hätten bleiben können und zu weniger Vorlesungen verpflichtet gewesen wären, mit dem normalen Sprechen ein gutes Stück weitergekommen wäre. Unser Herumwandern von einem Ende des Landes zum andern nahm all unsere Zeit in Anspruch, und die eiligen Proben meiner Reden vor den Vorlesungen ließen uns keine Muße für sorgfältige Übungen, die meine Stimme vielleicht angenehmer und verständlicher gemacht hätten.

Nachdem wir uns in Forest Hills eingerichtet hatten, war die Begeisterung, mit der ich einst gegen die Sprechschwierigkeiten ankämpfte, durch die deprimierende Wirkung meines erfolglosen Strebens und das Unbehagen, das mich ergriff, wenn ich aufs Podium trat, stark gedämpft. Das lockende Ziel einer natürlichen Stimme schien nun außer Reichweite. Anne zu Gefallen hätte ich mich freudig eingeschlossen und geübt, bis ich erschöpft gewesen wäre, doch andere Anforderungen nahmen unsere ganze Energie in Anspruch. Unsere Arbeit zu Hause war verdoppelt, denn es galt, die Lücken in der Dokumentation über die Blinden und Tauben zu schließen, sich mit Friedens- und Kriegsfragen zu beschäftigen, mit Büchern, die soeben erschienen waren, mit Sozialismus und so weiter. Zudem hatten sich buchstäblich Tausende von unbeantworteten Briefen auf unserm Schreibtisch angesammelt, die meisten in

gewöhnlicher oder Maschinenschrift. Polly konnte sich nicht mit ihnen befassen, da wir kein Dienstmädchen hatten. Es war unsere unvergleichliche Anne mit ihren kranken Augen, die die dringendsten für mich heraussuchte. Polly schickte eine Zeile an die anderen Korrespondenten, wann immer sie sich vom Haushalt freimachen konnte. So flogen die Stunden vorbei in dem vergeblichen Versuch, die Brieftürme abzubauen, und mein Sprechen, das an erster Stelle hätte kommen sollen, wurde beinahe vernachlässigt.

Meine Lehrerin wollte nicht, daß ich mir endlos Sorgen wegen den «bösen Feen» machte, die meine besten Absichten durchkreuzt hatten. Sie erinnerte sich daran, wie wir während einer Autoreise irgendwo in den Bergen unter den Tannen geschlafen hatten und wie wir von der duftenden Nachtluft und den schimmernden Sternen über uns entzückt gewesen waren. Sie plante für den Sommer 1924 eine neue Reise durch New England; Polly war in den Ferien in Schottland, während Harry Lamb uns begleitete. Im Auto führten wir eine neue Art Zelt mit, das mit Matratzen ausgestattet war, einen Kocher, einen Eiskasten und die Herrin unserer Herzen — unsere rotblonde dänische Dogge Sieglinde. Mit großer Freude sah ich, wie Annes Interesse am Leben neu erwachte, als wir aus der Hitze und der Bedrückung einer langen Trockenperiode in die freundlichen, grünen Berkshires flohen. Als wir nach einem herrlichen Abendessen — Beefsteaks, Camp-Kartoffeln und Marzipan — in unserem Zelt lagen, sagte meine Lehrerin zu mir: «Es ist schon wundervoll, diese Luft einzuatmen, die so rein ist, daß nur Gottes Hand sie ausgießen kann. Und da sitzen

‚Die Eule und das Backenhörnchen
an den kühlen Türen der Nacht
und sprechen mit der Stille.'»

Am Morgen, als wir auf der Wiese vor dem Zelt saßen, kamen ein paar Kühe zu mir her. Ich roch ihren süßen Atem, und eine davon leckte tatsächlich mein Gesicht. Nichts hätte Anne besser gefallen können, als mein glücklicher, unmittelbarer Kontakt mit den Kindern der Natur. Wir hatten unser Badezimmer in dem kalten Fluß nahebei, und der Schauer seiner eiligen Wellen war ein Pulsen des

einfachen Lebens, das ich liebte. Ein noch lebhafteres Entzücken erwartete uns, als Harry uns nach Maine hinauffuhr und wir eines Morgens früh in das brausende Wasser des Kennebec River glitten. Natürlich konnten wir nicht schwimmen, wir klammerten uns nur an die Felsen, während riesige Stämme vorbeischossen. In diesen aufregenden Augenblicken erlebten wir in Gedanken die Abenteuer der Pioniere, die den Kennebec entdeckten, und die ungestüme Größe der Bauholzindustrie. Unser nächster Lagerplatz war am Moosehead Lake, wo die Holzfäller uns in ihrer freien, herzlichen Art begrüßten. Der Duft frischgemähten Heues und wilder Rosen wehte über uns hin, als wir uns nach einem Sprung in den See sonnten. Ich war bloß enttäuscht, daß wir keinen Elch zu sehen bekamen, und Annie ebenfalls, denn wir hatten gar viel von den Elchen und Karibus in Maine und Kanada gehört. Als wir in die tiefen Tannen- und Kiefernwälder eindrangen, dachte ich an Thoreaus wundervolle Beschreibung dieser Gegend, und das «stehende Dunkel» der Bäume war etwas, das ich tatsächlich begriff, ohne es zu sehen.

Darauf zogen wir den Sankt-Lorenz-Strom entlang gegen Montreal und Quebec. Meine Lehrerin und Harry, der buchstabieren konnte, erzählten mir von den wunderlichen Schreinen und kleinen Jesusstatuen am Straßenrand. Wenn sie die vielen verschiedenen Farben der Häuser beschrieben, konnte ich ihnen fast nicht glauben. In Annies heiterer Freude an der Reise fühlte ich einen Frieden, von dem ich wünschte, daß er dauern möchte. Jedesmal, wenn ich ihr Gesicht berührte, war mein eigenes Glück vollständiger, weil das Leben gut zu ihr war. Trotz romantischer Unbequemlichkeiten und Mängel genoß sie es, der sie ewig verfolgenden Sorgen und widerwärtigen Beschäftigungen ledig zu sein, die ihr Leben in Forest Hills ausfüllten. Die ganze Unendlichkeit der Erde, des Himmels und des Wassers gehörte uns. Wir konnten sprechen, lachen oder still sein, waren weit von jeglicher Gesellschaft, konnten uns anziehen, wie wir wollten und uns erlauben, stundenlang in den Tag hineinzuträumen. Ich war eine Zeitlang von dem deprimierenden Gedanken befreit — den sie ihr ganzes Leben lang nie auch nur angedeutet

hat — daß ihre Individualität möglicherweise der meinen untergeordnet war. Nichts war erfreulicher für uns als das Gefühl der Ebenbürtigkeit zwischen zwei Seelen, die in der Weite, Tiefe und Höhe des Alls ebenso vereint waren wie in Liebe. Deshalb bleibt mir die auf dieser Reise gemeinsam genossene Schönheit und Ruhe unsagbar teuer.

Das Wetter war ideal gewesen, doch als wir durch New Hampshire heimwärts fuhren, verschwörten sich die Winde aller Himmelsrichtungen gegen uns. Wir hatten uns kaum zum Schlafen niedergelegt, als sie uns mit teuflischer Wut angriffen. Der Zelteingang wurde aufgerissen, und wir klammerten uns mit aller Kraft an unsere Leintücher. Die Zeltstangen begannen zu brechen, und die arme Sieglinde heulte jämmerlich. Wir befürchteten, daß der Wind uns vor Tagesanbruch mitsamt dem Zelt in den Winnepesaukee-See blasen würde. In größter Hast warfen wir uns in unsere Kleider, beförderten Sieglinde und alles übrige in den Wagen, und Harry raste mit uns in höchster Eile davon. Die Böen verfolgten uns unbarmherzig, bis wir endlich ein ruhiges Plätzchen weit drunten in Massachusetts erreichten. Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht hatten, kochten wir das Frühstück, und Anne tröstete Sieglinde mit Schinken und Ei und gebuttertem Toast. Wir lagen den ganzen Tag auf der faulen Haut, und die Nacht verging ohne Zwischenfall. Bevor ich einschlief, streckte ich meine Finger unter dem Zelt hinaus und fühlte das geräuschlose Rascheln der Gräser und feine Töne von Insekten, die durch die Stille krochen oder flogen, und ich hauchte den Zigeunertagen, die mein Herz höher hatten schlagen lassen, ein zärtliches Lebewohl zu. Meine Lehrerin sagte, es täte ihr nicht leid, daß es nun wieder nach Hause ging, aber ich werde nicht vergessen, wie diese Tage voll des geistigen Feuers und der Helle waren, die der Ursprung des Feuers und der Helle des Lebens selber sind.

Einen segensreicheren Auftakt als diese Fahrt hätte es für die unser harrenden anstrengenden Jahre nicht geben können.

Die *American Foundation for the Blind* wurde 1931 gegründet — jene Zentralstelle für sämtliche die Blinden betreffenden Einrich-

tungen, die alle einsichtigen, in der Blindenfürsorge tätigen Personen seit langem gewünscht hatten. Meine Lehrerin und ich waren noch beim Variété, als die Stiftung an uns herantrat. Es konnte damals keine Rede davon sein, unser Engagement zu brechen, aber 1923 begannen wir bei Versammlungen in der Umgebung von New York zu sprechen. Natürlich hatte ich durch meine schon vorher gehaltenen Vorträge und durch das Auftreten im Variété viel Erfahrung gesammelt und mir auf diese Weise gute Voraussetzungen für die weiterreichende Betätigung im Dienst der Blinden geschaffen. Doch zunächst war alles «Licht am Ziel und Dunkelheit auf dem Weg». Ich gestehe, daß ich vor dem Plan zurückschreckte, und meine Lehrerin ebenso. Als ich erstmals vor der Gesetzgebenden Versammlung von Massachusetts sprach und sie dringend ersuchte, erwachsenen Blinden Gelegenheit zu selbständigem Verdienst zu bieten, waren wir beide junge Frauen voll hochstrebender Ideale gewesen, und ich war sicher, daß alle arbeitsfähigen Blinden im Staat rasch erfaßt und dann, wohlausgebildet, gerne angestellt und beschäftigt werden würden. Meine Lehrerin sah langsamen Fortschritt voraus, da kein organisiertes Bestreben vorhanden war, die Öffentlichkeit über die Probleme der Blinden zu unterrichten, der einzige Weg, auf dem sich wirkungsvolle Unterstützung für sie erreichen läßt. Es war ergreifend, ein paar strebsame Blinde — mehr als früher, das ist richtig, aber immer noch gar wenige — in einer geringen Zahl von Gewerben und Werkstätten gegen unbefriedigende Entlöhnung arbeiten zu sehen. Doch höchst selten nur gelang es ihnen, eine Anstellung neben Sehenden in den Fabriken zu erlangen. Immer leuchtete mir der Traum einer heiteren Welt für die Blinden voran, und ich folgte ihm als Pionier, doch keineswegs hoffte ich damals, daß es mir vergönnt sein würde, die Wüste der Blindheit, die damals vor mir lag, so weitgehend in eine blühende Oase verwandelt zu sehen.

Aber die *Foundation* war für uns in mancher Beziehung eine neue Bewegung, eine jener Erfahrungen, die so rauh und beschwerlich sind, daß man all seine Philosophie, Sportsgeist und Ausdauer nötig hat, um sie zu überstehen. Des Lebens unvermittelte, seltsame Ge-

gebenheiten beschworen Krisen herauf, denen man unverzüglich die Stirne bieten mußte — und das bedingte ein rasches Zusammenreißen sämtlicher Fähigkeiten, Neuorientierung der Gedanken, Wandlung der Beziehungen zu andern und Umbildung der Lebensweise. Anne mußte sich beinahe bis ans Ende ihres Lebens über solche Beweglichkeit befleißen, insbesondere während sie an der Tätigkeit der Stiftung teilnahm.

Wenn meine Lehrerin frei gewesen wäre, ihr Schicksal zu wählen, hätte sie sich nie auf die Sache der Blinden beschränkt. Nur weil sie eine Gelegenheit zu nutzbringendem Wirken sah, vereinigte sie ihren Schatz an Wissen und Herzensgüte mit meinen Bemühungen. Und bei mir war es nicht meine eigene Blindheit, die mich zu ihnen zog, noch eine besondere Neigung zu irgendeiner Gruppe von Heimgesuchten, sondern einfach Menschenliebe, die die Blinden wie mich beseelt. Ihnen eignet geistige Sehkraft wie auch mir, und sie sind — gleich anderen menschlichen Wesen — auf die Erde entsandt worden, um durch eigene Kraft und mit Hilfe ihrer Mitmenschen Mittel und Wege zu entdecken, ihr Leben lebenswert zu machen. Ich bin so geschaffen, daß ich mit gleichem Eifer für die Krüppel, die Armen oder die Unterdrückten gearbeitet hätte.

Die Persönlichkeit meiner Lehrerin erschien mir während des ersten Jahres unserer Tätigkeit für die *Foundation* in einem neuen Licht. Sie wurde oft von den Mitgliedern des Direktionsstabs um Rat gefragt, und ich stellte fest, daß ihre Erklärungen, ihre Kritiken und ihr scharfer Witz einen merklichen Einfluß auf die von ihnen verfolgte Politik ausübten. Eines der Mitglieder war ein Arbeiter aus Massachusetts, ein heller, der Sache sehr ergebener Kopf, der fortschrittliche Ansichten bezüglich der erwachsenen Blinden hegte. Er räumte meiner Lehrerin begeistert den ihr rechtens zustehenden Platz als leitender Stern in der Nacht der Blinden ein und war überzeugt, daß diese, um ihre Probleme zu lösen, ihr Leben selbst bestimmen mußten. Anne wußte, daß die Blinden alles, was sie über das Leben der Sehenden lernen können, vermittels der Fähigkeit aufnehmen müssen, die ihnen verblieben ist — dem Tastsinn — denn das Wort «Sehen» kann ihnen nichts bedeuten, außer wenn

sie imstande waren, zu sehen, ehe das Licht in ihren Augen erlosch. Meine Lehrerin schilderte einst ihrer kleinen Schülerin keinerlei greifbare Dinge; sie ließ sie sie vielmehr betasten und vermittelte ihr den Namen — Hund, Katze, Kücken, Taube, Buch, Uhr, Teleskop und so weiter — und legte dann meine Hände auf ihr Gesicht, dessen Ausdrucksfülle unbegrenzt schien. So brachte sie die Eigenschaften alles dessen zur Entfaltung, was ich berührte.

Sie gehörte zu denen, die als erste den verhängnisvollen Charakter des Haupthindernisses erkannten, auf das die Blinden stoßen — Mitleid. Mitleid hatte Institute für die Blinden geschaffen — doch diese Gebäude wurden Asyle genannt, nicht Schulen. Eine solche Einstellung entwertet eine Tat echten guten Willens beinahe gänzlich. Es mag Poesie in den Tränen sein, die über die Unglücklichen vergossen werden, und in der tiefen Empfindung für eine das menschliche Sein bestimmende Schicksalsfügung, doch die von Gott gewünschte Art, unsern Geist über die Schwächen des Fleisches triumphieren zu lassen, ist das nicht.

Ein Mensch, der schwer behindert ist, lernt seine verborgenen Kraftquellen erst kennen, wenn er wie ein normaler Mensch behandelt wird, sein eigenes Leben zu gestalten. Deshalb wandten sich aufgeklärte Freunde der Blinden an meine Lehrerin um Rat und Vorschläge.

Sie glaubte an Schulung als solche, nicht als Barmherzigkeit zugunsten irgendeiner Gruppe, selbst die der Schwachsinnigen nicht ausgenommen. Wie ich bereits erwähnt habe, ließ sie meine Begrenzungen nie gelten. Ich war für sie eine kleine Erforscherin des Lebens, und sie liebkoste oder lobte mich nie, ehe meine Anstrengungen nicht dem Besten gleichkamen, dessen normale Kinder fähig sind. Sie ersann für mich Möglichkeiten, die Welt um mich zu erkunden, und war nicht unnötig besorgt, wenn ich über einen Wäschekorb stolperte, meinen Kopf anschlug oder mir die Hände beim Pflücken von Brombeeren oder Rosen zerkratzte. Sie wußte, daß ich lernen würde, mich gegen die feindlichen Elemente der Natur zu schützen, ja sogar, mich über sie lustig zu machen. Alle zielstrebigen, überlegenden Blinden, die man experimentieren läßt, haben dieses

Prinzip des Selbstvertrauens ausgebildet und gezeigt, wie dienlich es ist, um einige der vollsten Befriedigungen des Lebens zu erlangen. Die Beispiele dafür sind zahlreich, etliche darunter heroisch, und jetzt mehren sie sich in der ganzen Welt, doch ich schreibe ja über meine Lehrerin, und das ist eine besondere Freude, denn erstmals bin ich frei, gewisse Züge ihrer komplizierten Persönlichkeit so zu schildern, wie sie auf mich wirkten. Lange Zeit erschien mir der Verlust meines ersten, in Flammen aufgegangenen Manuskripts über ihr Leben als nicht wiedergutzumachendes Zerrinnen meiner Kräfte, doch der Tag kam, an dem ich erkannte, daß das Buch, dem ich so nachgetrauert hatte, im Grunde nicht das war, was ich über sie schreiben wollte. Ich hatte das Manuskript unter ihrer autoritären Aufsicht begonnen. Sehr selten ließ sie mir freien Lauf bei der Beschreibung ihrer Prüfungen und Krankheiten, und nie erlaubte sie mir, darauf hinzuweisen, daß ihre Rolle als meine Führerin zu den Schätzen von Licht und Schönheit nicht immer gebührend gewürdigt wurde. Meine Liebe zu ihr hat sich nicht geändert, aber jetzt, da ich dies schreibe, bin ich frei, von unseren beiden individuellen Seelen, Herzen, Kräften und Gedanken zu sprechen. Ich schildere sie, die ihr Menschsein auslieh, um das meine zu erschaffen, wie sie ihr Dasein auf Erden erfüllte, um nun in einer anderen Welt einem glücklichen Lebenspfad zu folgen, von dem aus sie in kritischen Augenblicken ein zustimmendes Lächeln oder ein warnendes Zeichen zu mir hinunterschickt.

Die Situation, der meine Lehrerin und ich 1923 gegenüberstanden, als wir mit der Arbeit für die Blinden begannen, die ich seither ohne Unterlaß fortgesetzt habe, war ein Chaos wohlmeinender Absichten. Obgleich man wußte, daß Einheitlichkeit im Unterricht der Sehenden bezüglich des Schreib- und Lesesystems wesentlich ist, gab es fünf verschiedene Systeme von Blindenschriften mit erhabenem Druck, und die Anhänger jedes Systems verfochten mit unnachgiebiger Heftigkeit das ihre als einzig wahren Weg zum Heil. Meine Lehrerin und ich hörten diesen Diskussionen zu, bis wir völlig abgespannt waren, und bemühten uns vergebens, die Streitenden dazu zu bringen, die Waffen niederzulegen und einen

allgemeingültigen *modus vivendi* auszuarbeiten, um das Werk für die Blinden im gesamten zu fördern. Der Parteigeist geriet derart in Wallung, daß wir das Thema nicht in öffentlichen Versammlungen zur Sprache bringen konnten.

Vor 1915, als der Ausschuß gebildet wurde, der hernach als *National Society for the Prevention of Blindness* (Nationalverband für den Kampf gegen Erblindung) bekannt wurde, gab es in den Vereinigten Staaten keine Organisation, die sich der Blinden annahm, ausgenommen, wenn wir das *American Printing House for the Blind* (Amerikanisches Verlagshaus für die Blinden) als staatliche Einrichtung betrachten. Dr. Harry Bests Werk «*The Blind, their Condition and the Work being done for them*» (Die Blinden, ihre Lebensbedingungen und die Arbeit, die für sie getan wird), war die einzige wirklich aufschlußreiche Abhandlung, auf die ich bei der Vorbereitung meiner Artikel zurückgreifen konnte, und wie meine Lehrerin es fertiggebracht hat, mir die zweckdienlichen Abschnitte daraus vorzulesen, könnte ich mir nicht vorstellen, wenn ich nicht wüßte, daß sie mit ihrem großen Wissen, ihrem intuitiven, scharfen Menschenverstand und ihrer erstaunlichen Gabe, die Essenz eines Buches zu erfassen, es nicht nötig hatte, es von der ersten bis zur letzten Seite durchzulesen.

Es gab einige private Institutionen, wie das *Lighthouse for the Blind* in New York City, das von Mrs. Rufus Graves Mather geleitet wurde, die ich zuerst als Miß Winifred Holt kannte, doch allgemein gesehen, existierten nur wenige verstreute amerikanische Blindenwerkstätten und Fürsorgeeinrichtungen, und die Schulen waren in ihren Methoden zumeist borniert. Wenige der für die Blinden Tätigen waren über die Arbeit der Kollegen in andern Institutionen unterrichtet. Infolgedessen wurde viel Zeit, Geld und guter Wille in unorganisierten Bestrebungen vergeudet. Ein paar Staaten hatten zum Schutz der Augen neugeborener und älterer Kinder Gesetze erlassen und durchgesetzt, doch im großen und ganzen führte der Kampf der Blinden ständig zu Enttäuschungen. Und auf das Drängen der Blinden selbst war es, daß die *American Foundation for the Blind* ins Leben gerufen wurde. Die Tatsache, daß

das in jenen unruhigen Tagen, die dem ersten Weltkrieg folgten, überhaupt möglich war, müßte mich erstaunen, wenn mein Glaube in das sichere, allmähliche Wachsen menschlicher Zusammenarbeit und Weisheit nicht tief verankert wäre. Meine Lehrerin begrüßte die *Foundation* als ein Symbol großer Ereignisse, die doch noch das Los der Blinden verändern und vielleicht deren Nützlichkeit derjenigen der Sehenden angleichen könnten. Ihr Gedanke war der folgende: wie Radium bei adäquater Behandlung spontan im Dunkeln aufleuchtet, so stattet die Philosophie des Dienstes an den Behinderten diese mit Licht für ihre Fähigkeiten aus, die nutzbar gemacht werden können, nicht ihrer Behinderung wegen, sondern weil sie menschliche Wesen mit einem Verstand sind, der sich schulen läßt, und mit Kräften, die für kunstfertige Verrichtungen ausgebildet sind und ihnen ein erfolgreiches, glückliches Leben zu sichern vermögen. Ihres besseren Ichs bewußt, können sie über den Status «heimgesuchter Kreaturen» emporsteigen und ihre belastete Menschlichkeit in die Herrlichkeit und Würde der Gotteskindschaft verwandeln.

In gewissem Sinn stehen hinter der Arbeit meiner Lehrerin und der meinen die Ideen und Bemühungen aller Zeiten, gerade wie die Klippen Englands aus den Schalen zusammengesetzt sind, die Millionen und Millionen winziger Lebewesen zurückgelassen haben. Von einem andern Gesichtspunkt aus war jedoch meine Lehrerin eine der Bahnbrecherinnen in der Fürsorge für die Blinden und Tauben, und ich muß mir stets ihr Beispiel vor Augen halten, als Kraftelixier für den langen, langen Pfad, der in die Zukunft führt. Das ist eine Annäherung an das Ideal, das sie mir geschenkt hat — die Nutzbarmachung vollkommener Seelen in unvollkommenen Körpern, ihre Rechtfertigung im Buch der Schöpfung und zugleich eine angemessene Huldigung Gottes.

Der Beitritt zur *Foundation for the Blind* war für jede von uns ein Eintritt in eine neue Welt. Gewiß war uns diese Arbeit aus unserer Tätigkeit als Einzelpersonen nicht fremd — die Beantwortung von Anfragen bezüglich Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten für blinde Erwachsene, die Beratung von Eltern blinder Kinder, die

Propaganda für prophylaktische Maßnahmen gegen die Erblindung. Ich konnte ermutigende Botschaften an blinde Studenten schicken, die sich durch das College-Studium kämpften, ihnen in Blindenschrift gedruckte Bücher leihen, die ich in Radcliffe benutzt hatte oder ihnen die Buchhandlungen nennen, wo sie sie bekommen konnten. Aber die Verhältnisse hatten sich sehr gewandelt, als meine Lehrerin und ich uns in den Dienst der Stiftung stellten, die langsam aus zersplitterten Bemühungen eine Einheit schmiedete. Abermals reisten wir quer durch den riesigen Kontinent, uns bloß ein oder zwei Tage in jeder Stadt aufhaltend, die wir besuchten, um Versammlungen abzuhalten, in denen die Ziele, die die *Foundation* in den Vordergrund stellen wollte, dem Publikum dargelegt wurden. Ein ortsansässiger Geistlicher rief Gottes Segen auf das Unternehmen herab, ein oder zwei hervorragende Bürger empfahlen die Sache der Blinden Amerikas der Großherzigkeit der Zuhörer, jemand von der *Foundation* umriß das nationale Programm, und ich wandte mich an die Leute mit der Bitte, sich vorzustellen, wie es wäre, wenn sie selbst nicht sehen könnten, und für die Ausbildung und Beschäftigung der fähigen Blinden so viel zu geben, wie sie konnten. Ein blinder Musiker, der mit unserer Gruppe reiste, spielte, während Geld gesammelt wurde. Ich war gerührt von der Spontaneität, mit der das Publikum stets antwortete — Zeitungen und Zeitschriften, von denen einige meine Bittschrift intelligent und frei von dem zersetzenden Element des Mitleids übernahmen, wohlbekannte Männer und Frauen aller Einflußsphären, große Philanthropen, denen ich schrieb, sogar Kinder, die sich kleine Beiträge absparten, die sie für ihre kleinen Vergnügen hätten ausgeben können. Die Jahre, die wir damit verbrachten, den Stiftungsfonds der Organisation aufzubauen, meist mit den kleinen Gaben einfacher Menschen, deren liebende Herzen den wahren Reichtum einer Nation darstellen, sind unvergeßlich.

Gleichzeitig fühlten meine Lehrerin und ich richtige Scham, als Bettlerinnen an der Tür des Überflusses zu erscheinen, wenn wir auch mit allen Kräften daran arbeiteten, die Blinden aus Bettelarmut zu erlösen. Da war immer ein Vulkan des Grolles in ihr, weil es

Tatsache blieb, daß man trotz allen Lobes und aller hochtrabenden Erklärungen von Menschenfreundschaft nach wie vor auf die Blinden herabsah, wie man es seit alten Zeiten getan hatte. Es war nicht etwa so, daß die Blinden Amerikas absichtlich in die Hölle des Elends und der Demütigung verwiesen wurden, doch die Gewohnheit, sich als von Wohltätigkeit abhängige Menschen zu betrachten, schien unglaublich schwer auszurotten. Es war fast unmöglich für die Stiftung, trotz ihres reichen Vorrats an Beweisen, Arbeitgeber dazu zu überreden, gut ausgebildete Blinde anzustellen, die durchaus fähig waren, ihren Platz neben den Sehenden auszufüllen. In Städten wie Chicago fanden es begabte blinde Musiker schwierig, sich ein Engagement zu sichern, weil man dachte, daß die, die kamen, um sie zu hören, allzusehr von Mitleid überwältigt sein würden, um sich an ihrem Spiel zu erfreuen, und so führten wir einen ständigen Kampf gegen die Unwissenheit und Vorurteile, die die Blinden absondern und sie in großen Teilen der Welt noch immer von der Schönheit des Lebens ausschließen.

Viele tapfere Verfechter der guten Sache standen in diesen Jahren an unserer Seite. Aber meine Lehrerin war einzigartig, und die Energie, mit der sie sich in den Kampf warf, beispiellos. Ich konnte nicht umhin, eine mysteriöse Kraft zu fühlen, die sie vorwärts trieb, und ich fragte sie oft: «Warum bestehst du so sehr auf diesem oder jenem Plan, wenn du dich tatsächlich für die Blinden nicht interessierst?»

«Du bildest dir immer Dinge ein», erwiderte sie ungeduldig. «Laß uns unsere Stimmübungen machen.»

Doch auf Grund späterer Ereignisse weiß ich, daß ihre Empörung gegen die Armut, welche Blindheit, Taubheit, Irrsinn und den größten Teil menschlicher Gebrechen verursacht, der Abzug an der Flinte war, die sie auf die Feinde auf meinen Pfad abschoß. Ich schrieb an einen treuen Mitarbeiter: «Schwester Anne steigt auf den Turm, um auszuspähen, ob die Ritter zu Hilfe eilen, und kommt mit traurigem Gesicht wieder herab, vermeldend, daß noch nichts von ihnen zu sehen sei.» Aber wie immer war sie ein brennender Busch, den keine Winde zu löschen vermochten. So-

bald wir einen freien Tag in Kalifornien hatten, das wir liebten, entführte sie uns alle zu einer bezaubernden Autofahrt, entweder nach Monterey, Del Monte oder Santa Barbara, wo wir alle an einer Stätte voll hinreißender Lieblichkeit inmitten der Berge oder am Meer picknickten.

«Der einzige Grund, weshalb ich nicht immer hier lebe», mochte sie erklären, «liegt darin, daß all diese Schönheit mich unrettbar behexen würde und ich überhaupt nicht mehr arbeiten könnte.»

Aber wenn ich sie genau beobachtete, wußte ich, daß sie Schmerzen hatte. Abgesehen von den häufigen Dienstverweigerungen ihrer Augen und den schrecklichen Bronchialkatarrhen, denen sie unterworfen war, verlor sie von Zeit zu Zeit den Geruchssinn, mit dessen Hilfe sie gleich mir in den köstlichen Düften der umgebenden Natur geschwelgt hatte.

Ein anderer von Annes ungewöhnlichen Zügen war ihre Sorge um meine Zukunft. Von der Ahnung erfüllt, daß ihr nicht mehr viel Zeit an meiner Seite vergönnt war, half sie Polly, sie in ihrer Arbeit zu vertreten. Unsere junge Gefährtin hörte Abend für Abend hinter der Szene zu und lernte, Annes Geschichte an ihrer Statt zu erzählen. Sie bekam einen guten Begriff von der Art von Fragen, die man stellen mußte, und denjenigen, die am ehesten von anderen gestellt wurden. Hie und da schlug ich neue Fragen vor, auf die ich mit neuen Ideen antworten konnte. Es war nur natürlich, daß ich das Gefühl hatte, nie würde jemand imstande sein, den Platz meiner Lehrerin einzunehmen, aber Pollys absolute Redlichkeit flößte Annie das Vertrauen ein, daß das «feine Band der Sympathie» zwischen ihren und meinen Bestrebungen nie zerreißen würde. So war Polly während der wiederholten Krankheiten Annes fähig, sie abzulösen, und die meisten unserer Zuhörer begrüßten uns mit liebevollem Wohlwollen.

XIV

Im Jahre 1927 sagte mir meine Lehrerin, die seit einiger Zeit nur noch selten in der Öffentlichkeit erschienen war: «Warum machst du dich nicht für ein Jahr von deiner Arbeit frei und führst deine Lebensgeschichte bis heute nach, wie das der Verlag Doubleday schon seit langem anregt?»

«Nein!» rief ich aus. «Lieber möchte ich deine Biographie schreiben. Eben war ich eifrig dabei, Notizen über dein Leben zusammenzutragen, und es wäre eine schreckliche Enttäuschung für mich, dieses Buch nicht zu schreiben.»

«Oh, Helen, schau nicht drein wie das verkörperte Unglück! Alles was du über dich schreibst, handelt ja auch von mir.»

Ein Instinkt drängte mich, ihr zu antworten: «Das ist nur bedingt richtig — du bist das Leben meines Lebens, und ich bin dir unendlich dankbar dafür, doch du und ich, wir sind verschiedene, unabhängige Persönlichkeiten, und ich glaube zu fest an das Selbstbestimmungsrecht jedes einzelnen, als daß ich dir den Anspruch auf deine eigene Individualität absprechen könnte!» Sie antwortete nicht, und eine Zeitlang diskutierten wir dann über das Thema meines späteren Lebens, kamen zu keinem Entschluß und ließen es schließlich fallen.

Dann wurde ich von einem Geistlichen der *New Church* aufgefordert, etwas über Emanuel Swedenborg und die Bedeutung seiner Lehre für mich zu schreiben. Ich sah darin eine willkommene Gelegenheit, einer Arbeit auszuweichen, die ich fürchtete, und freute mich, auf den Altar der Liebe eine der Botschaften des Glaubens zu legen, die eine Quelle der Energie und Freude sind, eine Anleitung zum Handeln, der ich meine teilweise Unabhängig-

keit von der Erdengebundenheit verdanke. Mit Freude erinnerte ich mich an ein Gedicht, das meine Lehrerin mir einst vorgelesen hatte, um auf meine Freiheit in der Wahl dessen, was ich glauben wollte, hinzuweisen.

«... O Geist, wie ein Läufer sich
An einem windbewegten Nachmittag entblößt,
Sei unbehindert von allem, das dich stört —
Steig auf mit Anmut
Und schreite rasch, das Gesicht dem Winde zugewandt.»

Heiteren Geistes also hatte ich die Lehren Swedenborgs akzeptiert, hatte seine Interpretation der Bibel in mich aufgenommen, furchtlos, ehrfürchtig, jedoch so ungebunden wie die Sonne, die Wolken und das Meer, deren Freiheit mir meine Lehrerin eingehaucht hatte. Ich erwartete keine Hilfe von ihr, da sie nicht religiös war, und ich hätte weinen mögen, wenn sie versuchte, sich in mich zu versetzen, sich vorzustellen, was mir mein Glauben bedeuten mochte, und mir lange Artikel über den schwedischen Weisen und die *New Church* in die Hand buchstabierte, als deren Gründer er nicht betrachtet werden wollte. Sie las mir auch vor, wie seine Schriften Elizabeth Barrett Browning, William Dean Howells und den älteren James, den Vater von William und Henry James, beeinflußt hatten. Schon früher hatte ich in Braille Emersons «*Representative Men*» gelesen, wo Swedenborg den ihm gebührenden Platz unter den bedeutenden Geistern einnimmt.

Eines Tages entdeckte ich, daß sie William James' «*Talks to Teachers*» (Reden an Erzieher) neuerlich las, das ihr in Erinnerung an John Macys ausdrucksvolles Vorlesen besonders teuer war. Obgleich ich beim Gedanken an ihr schwindendes Augenlicht einen Stich im Herzen fühlte, verstand ich die liebeserfüllte Gedankenverbindung, die sie zu dem Buch hatte, und machte ihr keine Vorstellungen, wie es sonst meine Gewohnheit war. Als ich «*My Religion*» beendet hatte, suchte mich Anne zu ermuntern: «Du hast betont, daß wir zwei verschiedene Persönlichkeiten sind.

Ich habe die meine für dich zurückgestellt. Willst du uns nun, bitte, nicht das Beste in uns austauschen lassen? Versetze dich an meine Stelle und schreibe einen Bericht über die Arbeit, die wir in den letzten zwanzig Jahren gemeinsam geleistet haben — es sollte nur soweit ein Bericht über uns selbst sein als wir als Werkzeuge für die endliche Befreiung der Blinden gelten können?» Auf diese Weise bannte sie meine Furcht vor einer unwillkommenen Pflicht, und ich sah jetzt in dieser Arbeit eine Tat der Liebe.

Doch fand ich, als ich zum Ende von «*Midstream*» kam, das Verhalten meiner Lehrerin wenig vernünftig. Sie nötigte mich, in dem Kapitel, das ich «*My Guardian Angel*» (Mein Schutzengel) nannte, eine unnatürliche Zurückhaltung zu üben. Sie erlaubte keinerlei Hinweise auf ihre einfache Herkunft, das Armenhaus, ihre Leiden und Enttäuschungen. Tatsächlich fühlte ich mich gedemütigt, fast als ob ich Gott selbst belogen hätte, und ich sprach nie mehr mit ihr über das Buch nach dieser schmerzlichen Erfahrung. Denn ich liebte meine Lehrerin und nicht mich selbst in ihr.

Ich war nicht beunruhigt von den zahllosen Aufgaben, die sich in den Jahren 1927 bis 1930 zusammendrängten — literarische Arbeit, eine riesige Last von Korrespondenz, Arbeit im und um das Haus, die für mich eine wahre Erlösung von dem ewigen Wortehämmern auf der Schreibmaschine darstellte, und die Freude, Anne vorzulesen. Die Sorge, die mich bedrückte, war das Wissen um ihre kommende Erblindung. Bereits war sie nicht mehr imstande, mit bloßem Auge oder mit gewöhnlichen Brillen zu lesen. Sie war in der aufopfernden Behandlung Dr. Conrad E. Berens' aus New York, der sie oft am Abend besuchte. Er verschrieb häufig Tropfen und teleskopische Brillen mit doppelten Linsen. Sie drückten schwer auf ihr Gesicht; sie konnte deshalb nur kurze Zeit lesen, und die argen Schmerzen zwangen sie bald, wieder aufzuhören. Selbst ein weißes Tischtuch verursachte ihr scharfe Qualen, und Kerzen oder unverschleierte Lampen hatten stechende Schmerzen in den Augäpfeln zur Folge. Auf mein inständiges Bitten hin las sie nicht, während Polly ihre Familie in Schottland besuchte. Irgendwie gelang es ihr, unsere Mahlzeiten zu bereiten, indem sie so wenig

wie möglich auf den Herd schaute, das Brot, das sie röstete befühlte und aufmerksam auf das Kochen des Wassers lauschte. Wenn das Frühstück fertig war, saß die liebe alte Sieglinde zwischen uns, ihre Samtnase an unsere Hände gedrückt, um ihr Anteil zu erbetteln. Annes Freude an einer Mahlzeit war nie vollständig, wenn nicht ein Hund da war, um etwas zu stehlen oder ihr ein paar Happen abzuschmeicheln, und Sieglinde war die liebenswerteste Gesellschaft, die man sich denken konnte. Sie lebte bei uns, seit sie ein kleines Hündchen gewesen, und meine Lehrerin liebte sie mit gleicher Zärtlichkeit, wie der arme Mann in der Bibel sein einziges, kleines Lamm. Sieglinde erriet ihre Launen in einer Weise, die rührend menschlich waren. Wann immer ein Besuch ins Haus kam, der Anne langweilte, wußte es Sieglinde sehr gut, und sie pflegte sich dann nahe an den Besucher zu drängen, bemüht, ihn fortzuschieben. Sie war groß wie ein Shetlandpony, und eine der liebsten Tasterinnerungen in meinen Fingern ist der Nachmittag, an dem ich sah, wie sie, die Pfoten auf den Schultern meiner Lehrerin, ihr das Gesicht leckte und ihr mit einem ihrer weichen Ohren sanft über die Augen fuhr, als hätte sie deren krankes Aussehen begriffen. Außer meiner eigenen Liebe, hatte ich das zarte Gefühl, jede Seite von Elizabeth Barrett Brownings Gedicht «*Flush*» zu erleben. Aber ach! Dieser Engel Sieglinde konnte gelegentlich auf Raub ausgehen. Eines Tages war eine Schüssel köstlicher Ravioli auf dem Küchentisch stehen geblieben. Während Anne mit dem Lebensmittelhändler sprach, langte Sieglinde schlau hinauf und fraß die reichliche Mahlzeit, ehe jemand sie daran hindern konnte. Ich wundere mich nur, daß es nicht ihr Tod war!

Während dieser Zeit beschäftigte Anne aus Herzensgüte eine freundliche Frau, die selbst blind war, später für die Blinden von Vermont arbeitete, derzeit aber Nella Henneys Notizen für ihr Buch abschrieb. Doch das ist nur eines der Beispiele für die frohe Gastfreundschaft, mit der die Tauben und Blinden in unserem Haus in Forest Hills aufgenommen wurden. Einige meiner früheren Schulkameradinnen der Wright-Humason-Schule für Taube lebten nicht weit von uns entfernt, und da Anne immer darauf aus war, mir

Freude zu bereiten, lud sie sie zu meinem Geburtstagsfest und anderen geselligen Anlässen ein, wenn ich nicht unterwegs war. Freude und Fröhlichkeit erwachen in meinem Gedächtnis, wenn ich an diese Gesellschaften voll frohen Geplauders (mit Hilfe der Fingersprache) über unsere Schulerinnerungen denke. Eine lebhafte junge Kanadierin, die in geringem Maß zu hören vermochte und Talent zum Dichten hatte, blieb bei uns, bis sie Arbeit in der Stadt fand. Elizabeth Garrett, Tochter eines der letzten und größten Sheriffs des Wilden Westens, studierte in New York und besuchte uns oft. Ich liebte sie wegen ihres ausdrucksvollen Gesichts ohne Augenlicht, ihrer Freudigkeit, Lustigkeit und ihrem unerschöpflich scheinenden Schatz an munteren Geschichten, die Anne in glückliche Stimmung versetzten. Mutig hatte sich Elizabeth, ganz allein, singend und spielend durch das weite Land geschlagen. Doch so stolz wir schon damals auf sie waren, wir waren es noch mehr, als sie als Musikerin in ganz New Mexico gefeiert wurde. Auf diese und auf vielerlei andere Weisen versuchte meine Lehrerin, die Atmosphäre unseres Heims freudig zu erhalten und die Qual ihrer Augen zu vergessen. Sie drang immer in mich, eine von Gottes Gesandten zu sein, neue Seiten des Lebens zu entdecken, neue Wirkungsfelder für andere zu erschließen und keine traurigen Gedanken an sie zu verschwenden. Mehr denn je empfand ich tiefste Achtung für ihren Mut, der, wie Dr. Johnson erklärte, die größte aller Tugenden ist, weil man ohne diese Eigenschaft nicht sicher sein kann, irgend eine andere zu bewahren; aber ich konnte nicht vergessen, daß ihr eigenwilliger Mißbrauch ihrer Augen die Zeit verkürzte, während der sie fähig sein würde, zu sehen, und ich wußte, wie Dr. Berens sie unter Tränen anflehte, seine sorgfältig zusammengestellten Vorschriften zu befolgen und vor allem zu ruhen. Weder er noch ich, noch irgend jemand sonst konnte sie überreden, sich zu schonen. Ob ich sie berührte oder nicht, stets wußte ich, daß sie mit der Nase in einem Buch steckte. Lesen war jetzt ihr wahres Leben geworden, und mein feuriges Martyrium mußte seinen Lauf nehmen. Sie las mir einige der wichtigsten Briefe vor, die die tägliche Post brachte, und ich beantwortete sie. Den Rest warf sie

durcheinander in Schreibtische und Schubladen, wo Polly sie bei ihrer Rückkehr aus Europa ausgrub. Während Polly fort war, mochte das Telephon und die Türklingel läuten, bis die Welt unterging — ich konnte sie nicht hören, und wie Dr. Bell weigerte sich Anne, zu antworten. Ihre Leserei ging weiter, außer wenn sie krank war und im Bett liegen mußte, was immer häufiger geschah.

Inzwischen war der erste Entwurf von «*My Religion*» beendet, und nach mehreren Tagen der Ruhe und verspäteter Befolgung von Dr. Berens' Verordnungen versuchte sie, das Manuskript zu lesen und mir den Text in die Hand zu buchstabieren. Die Abfassung des Werkes hatte ständige Unterbrechungen erlitten, die, wie eine plötzlich abgeschaltete elektrische Leitung den Strom der Gedanken ersterben ließen, und alles war wie «vom Winde verweht» aus meinem Geist geflattert. Sogar Annes teleskopische Brille nützte ihr nichts, um auch nur ein einziges Wort zu entziffern! Sie war wie ein Kind in ihrem Leichtsinn. Sie schien vergessen zu haben, wie die Fähigkeiten der einen, richtig benutzt, die der anderen ergänzen müssen — wie oft hatte doch Dr. Frederick Tilney darauf hingewiesen, daß ihr guter und weiser Unterricht wesentlich dazu beigetragen habe, meinen Verstand aus den Fesseln der Unwissenheit zu befreien. Wir waren gelähmt, und eine schreckliche Stille umfing uns. Glücklicherweise kam unser gütiger Freund, Mr. F. N. Doubleday, uns zu Hilfe, als er vernahm, wie die Dinge standen, und beauftragte Nella Braddy, wie sie damals hieß, mir und meiner Lehrerin als Auge zu dienen. Von diesem unvergeßlichen Tag an bis heute ist ihre seltene, kostbare Freundschaft ein Segen für unser Leben gewesen.

Meine Lehrerin schien sich in ihr Schicksal zu ergeben, als sie einsah, daß die Freude des Lesens ihr beinahe gänzlich verwehrt war. Aber ihre unheilbare Rastlosigkeit trieb sie dazu, eine Einladung für uns anzunehmen, den Sommer in einer Jagdhütte auf einer winzigen Insel in der Nähe von Cohasset, Massachusetts, zu verbringen. Nella leistete uns eine Zeitlang Gesellschaft. Annes Wunsch nach Abwechslung wurde zum Teil von Gefühlen hervorgerufen, die denen glichen, die «A. F.» in «*Transcience*» beschreibt. Sie war in

aller Ewigkeit auf der Suche nach Schönheit, doch gleichviel, wie bezaubert sie von dem Schatz war, den sie fand, schaute sie sich bald nach einem anderen um. Eine ihrer Redensarten war, daß alle Dinge vergänglich seien, und daß wir, wo wir auch sein mögen, stets wünschen, anderswo zu weilen. «Vielleicht ist dem so», konnte sie sagen, «um zu vermeiden, daß wir diese Welt so sehr lieben, daß wir unwillig wären, zu sterben und eine schönere, vollkommenere Sphäre aufzusuchen.» Dies sollte das letztemal sein, daß ich sie Vergnügen in Abwechslung finden sah. Da war noch immer ein Champagnerprickeln in ihrer Rede, ein körperliches Ganzheitsgefühl, das Frohsinn ausstrahlte, wenn sie lachte — ich konnte es physisch fühlen. Sie spazierte mit uns um die Insel und genoß die sonnige, salzige Luft der Einsamkeit. Sieglinde war im vorhergehenden Jahr gestorben, und meine Lehrerin wurde dadurch so tief berührt, daß sie mir buchstabierte: «Es ist schlimmer, solch eine Verkörperung der Liebe, die nicht sprechen kann, zu verlieren, als ein Kind!» Natürlich war das eine impulsive Äußerung. Später sagte sie, daß sie sich mit allen Hunden befreunden würde, wenn sie könnte, und sie adoptierte einen kleinen, schwarzen Terrier, sowie eine große Dogge aus Deutschland. Das waren die zwei neuen Ankömmlinge in der Familie, die auf der Insel ihre Possen trieben, einander über den weißen Sand, die Felsen und die sanft rollenden Wellen nachjagend. Bis sie die Augen für immer schloß, waren Hunde unentbehrlich für Annes Behagen — Hunde verschiedener Nationalitäten und Rassen — dänische Doggen, Terriers, Shetland-Collies — jeder Hund, der mit Zunge, Tatze und wedelndem Schwanz lieben, sie mit unerwarteten Einblicken in seine Fähigkeiten und mit seinen Streichen unterhalten konnte. Dort auf der Insel kauerten wir in einer stürmischen Nacht zusammen in der Hütte, während die Sturzwellen gegen die Zementmauer donnerten, die zwischen uns und der stürmenden See stand. Die Hunde heulten, aber wir andern freuten uns, weil Nella soeben die letzten Fahnenabzüge von «*Midstream*» durchgelesen und meine Lehrerin mir die letzten Seiten buchstabiert hatte.

Jetzt, nachdem «*Midstream*» fertig und aus dem Weg war, konn-

ten Anne und ich ab und zu ein paar Augenblicke der Gemeinsamkeit erhaschen, um unsere privaten Gedanken zu klären, und wir fühlten, daß uns Zusammensein nottat, bevor wir unsere regelmäßige Tätigkeit für die *American Foundation for the Blind* wieder aufnahmen. Ich hatte mich in «*Midstream*» offen über ökonomische, soziale und politische Fragen ausgesprochen, und sie erklärte, daß sie auf einem anderen Weg — durch unmittelbar aus dem rauhen Leben gewonnene Erfahrung — zu denselben Folgerungen gelangt sei.

«Du sagst, Helen, daß Taubheit und Blindheit in einer Welt, die du als Einheit erkennst, nicht existieren. Deshalb ist jede menschliche Erfahrung dir verständlich, und du brauchst nicht die Gedanken und Ideale aufzugeben, die du als dein wahres Selbst angenommen hast. Obschon es dir in deinem schriftstellerischen Werk über die körperlich Blinden und als Vorkämpferin für ihre Sache nicht erlaubt war, von meinem früheren Leben zu sprechen, oder dann nur in knappster Form, so empfindest du doch ebenso schmerzlich wie ich die Schrecken elementarer Armut und die Krankheiten, Gebrechen und Verkommenheit, die sie zur Folge hat. Auch ich habe Kummer erfahren, als ich sah, wie Armut Menschen immer tiefer in den sozialen Morast drückte, doch ich habe nie geglaubt, daß irgend jemand absichtlich andere zu schädigen sucht. Ich bin sicher, daß niemand voraussah, wie schrecklich, entsetzlich und versklavend das industrielle Leben werden würde — Arbeitgeber, Grundbesitzer und Geldgeber, ebenso wie die Arbeiter sind von dem Getriebe eines ökonomischen und mechanischen Systems erfaßt worden, das schneller wuchs, als menschliche Voraussicht es zu ahnen vermocht hat.»

Dessen ungeachtet konnte meine Lehrerin nie die Umstände verzeihen, die Vachel Lindsay veranlaßten, «*The Leaden-eyed*» (Jene mit den bleiernen Augen) zu schreiben. Denn sie bedeuteten das Ersticken der göttlichen Gaben von Literatur, Musik, Malerei, Bildhauerei und Geistesleben, die sie verehrte. Aus diesem Grund sah sie es nie gern, wenn ich unterwegs war, um bei den Reichen und Mächtigen um Spenden nachzusuchen.

«Doch solange es Menschen gibt», erklärte sie, «die sich weigern, Weltunrast, Haß, Betrug, das Aufeinanderprallen von Interessen und Vorurteilen, sowie das Recht des Stärkeren als unvermeidlich hinzunehmen, besteht für die Menschheit eine Chance weiterzubestehen. Wir können Geschichte von oben und von unten betrachten, und uns, ewige Sphärenmusik im Herzen, wieder an unsere Arbeit machen.»

Der Winter 1928/29 überschwemmte mich mit einem Strom von Arbeit — Beschaffung von Geldern, um blinde Kinder zu normalem Verhalten zu erziehen, bevor sie in die Schule eintraten, die Sicherung von Collegefreiplätzen für blinde Studenten, Reden vor dem Kongreß, um eine Erhöhung der jährlichen Zuwendungen für Blindenliteratur zu erwirken, usw. Polly ging mit mir zu den Versammlungen, aber meine Lehrerin legte die letzte Hand an alles, was ich schrieb und sprach. Sie besaß eine an Hexerei gemahnende Geschicklichkeit darin, einfachen Worten neue Bedeutungsnuancen zu geben und sie so zu verwenden, daß sie das meiste Licht verbreiteten. Es war geradezu unheimlich, wie sehr sie sich in blinde Menschen mit sehendem Geist, die mir zuhörten, einfühlen konnte — sie schien ein Ahnungsvermögen erworben zu haben, das weit über ihr schwindendes physisches Sehen hinausging. Ich war stolz, wenn ihre klaren Sätze wie Pfeile von meinem Bogen zum Ziel schossen.

Im Sommer 1929 operierte Dr. Berens Annes rechtes Auge, und danach fanden Polly und ich ein Häuschen am Long Lake in den Adirondacks. Der Ort war entzückend, und zum Ufer hinunter konnte ich einem Seilgeländer folgen, einem anderen zum Schwimmen, aber Anne war nicht mehr imstande, mit mir ins Wasser zu gehen oder mit Polly und mir unter den Tannen zu spazieren. Um ihre Gesundheit stand es gar nicht gut, und es war ein unaufhörlicher Kampf für uns, sie am Lesen zu hindern. Die Ansuchen, die während dieser Ferien an mich ergingen, waren ungewöhnlich zahlreich, doch Anne ließ es nicht zu, daß dadurch das bißchen Freizeit gestört wurde, das mir verblieb, um zu schwimmen, die Kolibris zu beobachten, deren Flügel ich spürte, wenn sie meinem

Seilgeländer entlang flatterten, oder die Geschichten über die Hunde anzuhören, die den Stachelschweinen nachstellten und mit Stacheln in den Schnauzen gebührend bestraft wurden. Sie war ebenso aufgeregt wie ich, als sie einen Bär auf den Apfelbaum klettern und Äpfel kauen hörte. Wenn der grelle Sonnenschein Anne nicht quälte, bestiegen wir alle ein Motorboot und ließen uns treiben oder machten eine Fahrt über den See. Anne verweilte bei der Schönheit um uns, und ihre frühere Lebhaftigkeit kehrte zurück. Sie liebte Vollkommenheit und Nonsens — zwei Begriffe, die völlig gegensätzlich scheinen, die jedoch in künstlerischen Naturen oft vereint sind. Als wir dann aber wieder zu Hause in Forest Hills waren, sagte sie zu mir: «Oh, Helen, welche traurige Erfahrung ist es, seinen Niedergang zu fühlen! Das Schwinden meiner Kräfte gibt mir einen Vorgeschmack des Verfalls, der schlimmer ist als der Tod. Die Stufenleiter des Seins wieder hinunterzuklettern, ist das nicht fürchterlich?

‚Erde zieht an sich meine Gebeine.
Verlasset mich, o lichtgeborene Kräfte,
Bruder der Gräser und der Sterne!'»

XV

Der Frühling und der Sommer des Jahres 1930 brachten meiner Lehrerin und mir neue Bereicherung; wir lernten neue Länder kennen, die eine andere Geschichte haben als Amerika, eine andere Atmosphäre und eine andere Flora und Fauna, an der man sich erfreuen kann. Eine Auslandsreise war für uns unerläßlich, wenn Annes linkes Auge völlige Ruhe haben sollte, und so bekam ich von der *Foundation* Urlaub.

Ich dachte, ich sei mit Annes Launen und wunderlichen Einfällen gänzlich vertraut, doch gerade zu jener Zeit erstaunte mich eine Verschrobenheit, die bei einer Person, die sich selber so gut kannte, doppelt unerwartet war. Zuerst war die Rede davon, daß wir nach Frankreich gehen würden. Meine Lehrerin lachte und sagte: «O nein, um nichts in der Welt möchte ich dieses Land besuchen.»

«Was!» rief ich aus. «Willst du nicht Paris kennenlernen, dessen Architektur du so oft bewundert hast, die Seine, Notre Dame, die Tuilerien, Versailles, all die Stätten, getränkt mit revolutionären Erinnerungen, die du mir einst geschildert hast?»

«Ich will nicht dorthin», erklärte sie und winkte energisch ab.

Unsere Freunde schlossen sich unserem Bitten an, und ich fürchte, wir trugen zu stark auf. Sie wurde mißmutig, dann zornig und tat so ziemlich alles, was dem gesunden Menschenverstand und der Höflichkeit widerspricht. Sie klagte über ihre Krankheit, Müdigkeit und Hinfälligkeit, und jetzt wollten wir sie zu noch mehr Langeweile fortschleppen, ohne den Genuß von Büchern oder Naturschönheiten. Ich blieb ruhig bei dieser Szene, und nach einer Weile machte sie der Diskussion ein Ende, indem sie scheinbar nachgab. Polly und ich überstürzten unsere Vorbereitungen, um mit der *President Harding* abzureisen, ehe sie ihre Meinung wieder änderte. Aber wenige Stunden bevor wir das Haus verlassen sollten, mußten wir entdecken, daß weder Gewalt noch Überredungsversuche etwas vermochten. Unsere Passage mußte annulliert werden.

Dann wachte Anne wie aus einem Traum auf und sah, wie traurig, müde und mutlos Polly war, ohne ein Wort der Klage hören zu lassen. Ich ging an meine Arbeit am Schreibtisch und sagte nichts. Ganz reuig fragte Anne, welches nächste Schiff wir nehmen könnten. Glücklicherweise fuhr am 1. April die *President Roosevelt*, und sie genoß tatsächlich das schöne Wetter, als wir aus dem Hafen von New York glitten. Wir hatten keine Ahnung, wo wir Unterkunft finden könnten, aber es machte ihr nichts aus. Es dauerte nicht lange, ehe ein mehrere Tage dauernder Sturm sich auf unser

Schiff stürzte. Die Tische und Stühle in der Kabine knallten an die Kojen, ein großer Obstkorb fiel um, und Polly bückte sich nach den Äpfeln und Orangen, die über den Boden rollten. Anne jammerte: «Ich wünschte, ich wäre zu Hause geblieben!» Indessen wurde sie nicht seekrank, und nach ein paar Stunden Schlaf teilte sie mit uns alles, was lustig und angenehm an der Reise war.

Wir waren sehr aufgeregt, als wir an der Lizard-Halbinsel unweit Lands End — der Zunge, dem Auge und dem Ohr Britanniens — ankamen. In Plymouth fanden wir Nachricht von Pollys Schwester, daß ein gemütlicher Ausruheplatz uns in Looe erwarte, einem Dorf in Cornwall. Der Tag war herrlich, und mein Herz schlug heftig, als wir durch Plymouth fuhren, von wo aus einige meiner Vorfahren die Alte Welt verlassen hatten. In den Straßen drängten sich Karren voll weißer und gelber Narzissen und anderer Frühlingsblumen, die Anne beinahe närrisch vor Entzücken werden ließen, mit dem Ergebnis, daß sie genug davon kaufte, um das ganze Auto zu füllen, das uns nach Cornwall führte. Unterwegs folgte die Straße einem Fluß, und überall waren blaue Teiche von Veilchen. Schließlich langten wir bei einem Bungalow hoch oben auf einer Klippe an, die von schreienden Möwen umschwärmt wurde. Ihr glockenähnlicher Ruf, so verschieden von dem der amerikanischen Möwen, bezauberte Anne. Dort verbrachten wir zwei unvergeßliche Monate, während welcher ihre Gesundheit sich besserte und sie ihre alte Lustigkeit wiederfand. An warmen Tagen spazierte sie mit mir einen Pfad hinaus, der vom Bungalow zu einer Weide voll Schafe führte, und wir setzten uns mitten unter sie. Mehrere davon kamen nahe zu mir her und beschnupperten mein blaues Kleid, als dächten sie, daß es gut zu essen sein könnte. Anne ließ sich von Polly alle Gedichte und Legenden vorlesen, die sie über Cornwall finden konnte, und buchstabierte sie mir dann. Es war, als sei ich in meine Kindheit zurückversetzt, in die Zeit, nachdem sie angefangen hatte, mich zu unterrichten; sie floß buchstäblich vor Freude über, als sie versuchte, dem Malerischen in allem gerecht zu werden — gastfreundliche, alte Wirtshäuser, Fischerdörfer, deren Hütten direkt zum Wasser hinunterführten, von

Pfaden getrennt, die eher Laufplanken glichen als Straßen, alte, kleine Tavernen, wettergebräunte Steinkirchen, die zerrissene Küstenlinie und die windigen Moore weiter landeinwärts. Manchmal gingen wir durch Schafherden hindurch, die zur Schur getrieben wurden, und es war sowohl für meine Lehrerin wie für mich ein seltsames Gefühl, ihre warmen, dicken Wollpelze zu spüren, wenn sie sich an uns vorbeidrängten. Sie strahlte vor Freude wie eine Sonne, wenn wir stundenlang über duftende, gewundene Wege fuhren, voll Glockenblumen, Goldlack und anderen Blumen, die an Hecken und Gartenmauern wuchsen, alle vollgesogen von Tau, Sonne und Salzluft. Und wir stiegen aus, damit ich meine Hände an die kleinen, strohgedeckten Behausungen legen konnte. Während wir weiterfuhren, lauschte Anne den Geschichten von König Arthur, Morgana, und dem See, in dem Excalibur versank, von Old Artful, seinen Missetaten und Streichen, wie sie einst den Geschichten der irischen Ritterschaft und des einfachen Volkes gelauscht hatte. Es war eine so ergötzliche, geheimnisvolle Eigenart in diesen Legenden, und wir wünschten, sie mit den Blinden zu Hause zu teilen. Deshalb gab sie sich Mühe, sie mir genau so wiederzugeben, wie sie sie hörte, und ich stürzte mich auf eine geliehene Schreibmaschine, um sie niederzuschreiben und dem «*Ziegler Magazine for the Blind*» zu schicken.

Wir fuhren alle in das stille, ruhevolle Devon hinauf. Die Apfelbäume warfen dem Frühlingswind ihre üppigen Blütenfähnchen zu. Überall grüne Rasen, schattige Hänge, Wiesen und Hügel, und dazu die bald fröhlichen und bald traurigen Vögelchöre. Einmal besuchten wir das Dorf auf Egdon Heath, wo Thomas Hardy zur Welt gekommen war. Wir betraten das Häuschen, in dem die Rosen zum Fenster hineinkletterten, und sahen das einfache Zimmer, in dem er in völliger Zurückgezogenheit geschrieben hatte. Wir gingen in den kleinen Kirchhof, wo sein Herz, das in unendlichem Mitgefühl für menschliche Leiden geschlagen hatte, Ruhe gefunden hatte.

Im Juni desselben Jahres machten meine Lehrerin, Polly und ich die Überfahrt nach Waterford, Irland, auf einem Frachtschiff mit

dem tönenden Namen *Bally Colton.* Mit Vergnügen erinnere ich mich an unsere Gespräche mit der Besatzung, besonders mit einem Matrosen, der die Tiere an Bord sehr sorgfältig hegte. Anne war erstaunt über seine guten Manieren und seine hohe Bildung, nicht nur hinsichtlich britischer Politik, sondern auch in bezug auf soziale Probleme der ganzen Welt. Ich gestehe, daß der Gedanke, Irland zu besuchen, mich traurig machte, da wir versuchen wollten, die Spuren von Annes Verwandten zu finden. Ich hatte von der großen Schönheit des Landes gelesen, und Dankbarkeit für das Land und dessen Tochter, die meiner Seele Hunger und Durst gestillt und mir Freude und Erfüllung geschenkt hatte, überflutete mein Herz. Aber ich fühlte doppelt den Schmerz meiner Lehrerin über die anscheinend hoffnungslose Armut, die seit Jahrhunderten auf diesem Land lastete. Sie schauderte vor den verblichenen schwarzen Schals der Frauen, dem schlurfenden Gang der Männer, den eingefallenen Flanken der bedauernswerten kleinen, dunklen Esel, und vor der Sonne, die schüchtern auf Irland schaute, wie unwillig, auf so viel Weh zu scheinen. Sie haßte die düsteren Felsen, die Sümpfe, aus denen die Leute Torf für ihr Feuer hergeschleppt hatten, und das elende Aussehen von County Clare. Sie sprach sehr zärtlich vom Shannon-Fluß — «der Träne, die aus Gottes Auge fiel» wegen Irlands glücklosem Schicksal —, der von Kindheit an durch ihre Träume geflossen war. Doch gegen ihren Willen flammte sie in heißem Zorn gegen England auf, das sie kurze Zeit vorher so bezaubernd gefunden hatte. Eine Kraft schien aus ihr hervorzubrechen, wie eine Armee, die blindlings kämpft, ohne zu wissen, gegen wen und warum. Im Verlauf der Zeit hatte klares Denken sie den Nationalismus überwinden lassen, und im allgemeinen sympathisierte sie gleichmäßig mit allen unterdrückten Rassen der Menschheit. Sie wußte, daß Irlands ökonomisches Elend sich nicht wesentlich von dem Afrikas, Asiens oder der Philippinen unterschied, aber damals gewannen atavistische Instinkte die Oberhand in ihrer Seele. Sie erklärte immer wieder, niemand brauche ihr zu sagen, daß sie unvernünftig sei, das wisse sie ohnehin; aber sie war wie in einer Art bösem Traum befangen, war nicht mehr sie selbst,

und ich fühlte mich erleichtert, als wir Erin Lebewohl zuwinkten und zu heitereren Tagen nach England zurückkehrten.

Es war ein freundliches Schicksal, das Anne erlaubte, vor unserer Heimkehr nach Forest Hills den Reiz des Sommerausklangs über mich auszugießen. Denn es machte es mir möglich, alle meine Energie aufzuwenden, um Geld für den ersten Weltkongreß für Blindenfürsorge zusammenzubringen, den die Stiftung im April 1931 in New York einberief. Eine solche Ausdehnung unserer Arbeit für die Blinden sprengte den gewohnten Rahmen unserer Tätigkeit, und die Publizität lastete oft wie Ketten auf uns, aber es war ein herrliches Abenteuer, ein weiterer Schritt auf dem Weg, das Geschick der Blinden allmählich größer und lichter zu gestalten.

Ein anderes Vorkommnis ereignete sich im Jahre 1931, dessen Erinnerung mir so wohl tut, wie nach verbreiteter Auffassung Weihrauch den Göttern. Auf das dringliche, beharrliche Ansuchen Mr. A. Edward Newtons und anderer wurde meiner Lehrerin von der *Temple University* der Grad eines Doktors der Geisteswissenschaften verliehen. Immer gehen meine Gedanken mit Dankbarkeit zu Mr. Newton als einem Mann, dessen Gerechtigkeitssinn meiner Lehrerin ihren wahren Rang unter den Erziehern zubilligte. Dr. Bell pflegte zu sagen, daß sie einen der größten Beiträge zur Schulung nicht nur der Tauben, sondern auch der normalen Kinder geleistet hat. Dr. Maria Montessori, die wir in San Francisco während der Ausstellung von 1915 getroffen hatten, zollte Anne einen aufrichtigen, schönen Tribut als wahre Pionierin auf dem Gebiet der Pädagogik. Stolz zitiere ich Mr. Newtons Worte:

«Ein anderer Grund, weshalb ich glaube, daß Sie den Grad, den Ihnen die *Temple University* zueignet, annehmen sollten, ist dieser: es bietet unserer Universität Gelegenheit, ihre Absicht zu verwirklichen, große Leistungen, wo immer sie zu finden sind, zu ermutigen, besonders wenn der Empfänger der Ehrung eine Stellung einnimmt, die es unwahrscheinlich macht, daß es je zu einer Gegenleistung kommen kann. Allzu viele Grade werden

von Universitäten in der Hoffnung auf ein *quid pro quo* verliehen. Unsere Universität hält es nicht so. Daher haben Sie kein Recht, diese Ehrung abzulehnen. Könnte es nicht sein, daß Miß Keller und Ihre vielen Freunde den Wert Ihrer Arbeit richtiger einschätzen als Sie?»

Er hätte die ebenso zwingende Tatsache hinzufügen können, daß *Temple University* gegründet worden war, um Knaben und Mädchen aus dem Arbeiterstande eine Chance im Leben zu geben. Zuerst lehnte meine Lehrerin den Grad ab, obgleich ich selbst einen angenommen hatte, und es schien mir, daß sie nicht dem Geist und der Menschenliebe des Volkes, dem sie ihre Geburt dankte, entsprechend handelte und auch gegen die Fähigkeiten sündigte, die es ihr erlaubt hatten, ihr hartes Los zu meistern und zu weiteren Horizonten emporzusteigen.

Jedoch ergriff sie jede Gelegenheit, um in der Öffentlichkeit davon zu sprechen, was andere Lehrer getan hatten. Nachdem wir eine doppelte Ehrung als *Fellows of the Educational Institute of Scotland* erhalten hatten, sagte sie: «Ich war stets der Meinung, daß ich nicht mehr Lob verdiene als andere Lehrer, die das Beste, das sie haben, ihren Schülern geben. Wenn ihre Anstrengungen keinen Ariel aus der einkerkernden Eiche befreiten, so ohne Zweifel, weil es keinen Ariel zu befreien gab.

Welch unermüdliche Anstrengungen und welch vollendeten Scharfsinn habe ich Lehrer auf hoffnungslos dumme Schüler verschwenden sehen! Oft haben sie auf angenehmere Aufgaben verzichtet, um ihr Leben dem zu widmen, was mir einförmige, uninteressante Arbeit schien. Ich habe sie Himmel und Erde und all ihre Seelenkräfte in Bewegung setzen sehen, zum Nutzen von Wesen, die unfähig waren, etwas Bedeutendes zu leisten. Mit wahrhaft christlicher Liebe und Geduld sind sie stets bereit, sich vorbehaltlos den vernachlässigten, rückständigen oder unglücklichen Kindern der menschlichen Familie zu widmen.»

Es ist diese großherzige Seite ihrer Persönlichkeit, die ich am meisten an ihr liebte und noch liebe — und ihretwegen strebe ich

danach, mit edlen Geistern zu leben, die mich in eine höhere Sphäre heben.

Ich werde mich jetzt offen über die Persönlichkeit meiner Lehrerin und die meine aussprechen. Die Bewegung, die danach strebt, den Blinden ein normales Leben zu ermöglichen, ist relativ jung, und wenige Leute verstehen sie. Seit undenklichen Zeiten wurden die Blinden als von den übrigen Menschen abgesonderte Wesen betrachtet, obgleich sich zu allen Zeiten blinde Menschen durch ungewöhnliche Geschicklichkeit und Geistesschärfe ausgezeichnet haben. Homer und Milton waren blinde Sänger, die die Bewunderung der Welt erweckten. In einer der schlimmsten Perioden der römischen Geschichte stellte der blinde Zensor Appius Claudius Caecus ein System von Gesetzen auf, das die Rechte des Volkes einschließlich der Sklaven schützte. Viele andere könnte man noch nennen, deren leuchtende Taten alle Schatten überstrahlten. Aber welches Genie und welche Talente sie auch haben mochten, sie hatten sie nicht, weil sie blind waren.

Die meisten ungeschulten Blinden sind wie Holz oder Kohle, die darauf warten, durch Ideen sehender Seelen entflammt zu werden; doch allzuoft fehlt denen, die sehen, die «sehende» Seele. Sie statten Blinde, die alltägliche Dinge richtig tun lernen, mit Eigenschaften aus, die sie gar nicht haben, statt danach zu trachten, herauszufinden, wie sie die ihnen noch verbleibenden Sinne einsetzen. Dasselbe gilt auch für die Tauben, die Krüppel und andere Gruppen von Behinderten.

In dieses Dickicht von Unwissenheit leuchtete meine Lehrerin mit ihrer Fackel. Sie behandelte mich genau wie ein sehendes und hörendes Kind, mit der einzigen Ausnahme, daß sie, statt mir Worte vorzusagen, die Worte in die Hand buchstabierte. Nie ließ sie es zu, daß man mir gegenüber Mitleid zeigte oder jene übertrieben beschützende Haltung einnahm, die Blindheit zu einer Tragödie machen kann. Sie erlaubte nicht, daß die Leute etwas lobten, das ich tat, außer wenn ich es gut getan hatte, und sie nahm es sehr übel, wenn jemand sich an sie richtete, statt an mich, wie man es bei einem normalen Kind getan hätte. Sie ermutigte meine Familie

und meine Freunde, mit mir frei über alles zu sprechen, damit ich die Sprache schneller erlernte. Das setzte echten Mut voraus, denn meine Mutter und meine Kusine Leila Lassiter waren die einzigen in Tuscumbia, die die Weisheit ihres Tuns erfaßten.

Jahre darauf war ich einer Geometrielehrerin dankbar, weil sie mich ihren Zorn merken ließ, wenn ich zu schwerfällig war, um ein Theorem zu begreifen, und ich fühlte, daß Professor Copeland mich als normale Schülerin betrachtete, als er meine unzulängliche Übersetzung La Fontaines mit strenger, sarkastischer Kritik quittierte. Das gesunde Urteil meiner Lehrerin über meine Erfolge und Mißerfolge war bestimmend für das, was immer ich an geistigem Gleichgewicht bewahrte. Sie klärte mich zu jener Zeit nicht über das auf, was sie über die allgemein verbreiteten falschen Auffassungen über das Wesen der Blindheit wußte, und aus diesem Grund teilte ich in «*The World I Live in*» mit größtem Vergnügen jene Seitenhiebe gegen die Kritiker aus, die mir den Gebrauch von Worten untersagen wollten, die Dinge wie Mondschein und Sterne, Farbe und Landschaft, Tonfall von Stimmen (der mit dem Tastsinn erfaßbar ist) usw. bezeichnen. Um nichts in der Welt wollte ich mir die Gelegenheit entgehen lassen, aufzuzeigen, welchen Spaß es mir machte, mit Wörtern zu spielen, deren Sinn ich nur vermittelst Gedankenverbindungen und Vorstellungskraft erraten konnte. Meine Lehrerin setzte alles daran, unser Leben so einzurichten, daß ich die verborgene Schönheit aus meiner begrenzten Welt ausgraben und vielleicht meine Leser veranlassen konnte, sich eine gesündere, psychologisch richtigere Auffassung von Blindheit und Taubheit anzueignen.

Was ich sagen möchte ist folgendes: obwohl ich reichliches und übermäßiges Lob für meine Fähigkeiten und Kenntnisse geerntet habe, war ich stets der Auffassung, daß es mir nicht zukam. Geniale Leistungen habe ich keinesfalls aufzuweisen. Man sagt, Genie sei vor allem unendlicher Fleiß, und solchen Fleiß besaß ich nie. Ich habe in Anbetracht meiner dreifachen Benachteiligung lediglich an einer gewöhnlichen Aufgabe härter gearbeitet. Ich hatte Glück, weil wir beide, meine Lehrerin wie ich, Englisch und Literatur

liebten. Stets habe ich versucht zu zeigen, wie sie bei der Aneignung der Sprache Auge und Ohr für mich war und wie sie mich nicht nur ermutigte, zu schreiben, sondern mir auch Mittel und Wege andeutete, wie ich mein Schreiben und Sprechen am besten in den Dienst der Behinderten stellen konnte. Ich denke, es war beinahe unvermeidlich, daß wenige der Menschen, die ich kennenlernte, Annes kühne Fähigkeiten zu erfassen oder mich einfach als normales menschliches Wesen zu betrachten vermochten, das die Kräfte seiner Seele einsetzt, genau wie jedes andere es tun kann, um physische Mängel auszugleichen. Meine Lehrerin half mir, ein volles Leben zu leben, weil sie von dem Glauben durchdrungen war, daß in jedem menschlichen Geschöpf verborgene Fähigkeiten schlummern, die darauf warten, geweckt zu werden. Sie verfügte über die nötige Zuversicht, um das Leben für mich zu packen, wie der Adler seine Beute packt und hoch in die Lüfte davonträgt; und sie schwang sich mit ihrer Trophäe in die Heiterkeit schöpferischer Tätigkeit empor. Vollendung ist eine Freude — die befriedigendste aller Freuden, aber sie ist nur um den Preis eines tapferen Kampfes zu haben. Es ist die Siegespalme, die den Schöpfer ziert. Vollendung ist das Zähmen eines Teils der Unendlichkeit des Lebens. Meine Lehrerin paßte ihr Vorgehen nicht meiner Schwäche an, sondern stärkte vielmehr meine geistigen Fähigkeiten, damit sie mein Gebrechen wettzumachen vermöchten. Sie lehnte aufs schärfste jene Geisteshaltung ab, die den Blinden und anderen Gebrechlichen gönnerhafte Herablassung entgegenbringt und Almosen gibt, wo verständnisvolle Liebe nottat. Sie verwarf eine solche Einstellung, weil sie den Willen tötet und die Kraft zu lebenserneuernden Taten schwächt. Wann immer sich eine Gelegenheit dazu bot, blies sie den Rauch falschen Mitleids aus den Köpfen und zeigte ihnen, daß auch in den Behinderten der aufwärtsstrebende Menschengeist tätig ist. Um eine Sappho zu sein, muß man die Seele einer Sappho haben. Um eine wahre Geistesmutter zu sein, wie meine Lehrerin es war, muß man sich mit einem tätigen Ideal vermählen und einen Schoß haben, der Seelen hervorbringt. Annes Pioniergeist — ich bitte den Leser, die Wiederholung zu verzeihen — wurde von dem

Traum verlockt, daß Intelligenz letzten Endes überall aufblühen werde, wenn man die Fähigkeiten sowohl der Normalen wie der Behinderten richtig einschätzte, daß die hartnäckigen Schranken der Vorurteile beseitigt und neue Gedanken einen wundervollen Frühling beschleunigen würden, daß endlich die alten Gärten der Erziehung den neuen Sonnenaufgang mit frischen, jungen Blättern und Blumenbeeten voll leuchtender Blüten begrüßen würden, indessen funkelnde Ströme aus Gesängen von einer kommenden neuen Welt hervorsprudelten.

Wie weit entfernt sind jene, die für die Blinden wirken, so aufopfernd und ausdauernd sie auch sein mögen, von diesem Ziel! Immer wieder haben sie mit Problemen zu tun, von denen sie keine Ahnung haben. Zum Beispiel ist da das dringende Bedürfnis nach Speziallehrern, die ihre ganze Zeit und Energie Kindern widmen, die völlig oder nahezu blind sind, nach anderen Lehrern für die teilweise Sehenden, die aus Unterricht in den öffentlichen Schulen keinen Nutzen ziehen können. Meine Lehrerin war sich dieser komplizierten Schwierigkeiten voll bewußt und auch der Tatsache, daß die Blinden individuell behandelt werden müssen, wenn man zufriedenstellende Ergebnisse erzielen will, doch erst in letzter Zeit haben Erzieher und die in der Blindenfürsorge Tätigen sich als Gesamtheit an diese Aufgabe gemacht.

Meine Lehrerin wußte intuitiv, daß «das Fehlen der Sehkraft ebensowenig ein vereinheitlichender Faktor ist wie das Sehen... Genau das Gegenteil ist richtig; die Blindheit schafft neue Abstufungen, die sorgfältig in Betracht gezogen werden müssen.» Auf Grund ihrer eigenen Erfahrung war sie überzeugt, daß bei jedem Individuum die Angepaßtheit seiner Sehkraft an seine individuelle Aufgabe im täglichen Leben wichtiger ist als die optisch gemessene Sehschärfe. Sie interessierte sich für den Einfluß, den Blindheit auf Persönlichkeit, Entfernungswahrnehmung, Orientierungsvermögen und schöpferische Kraft ausübte, und sah hoffnungsvoll einem tieferen Verstehen der menschlichen Natur im allgemeinen entgegen, das der Theorie den Boden entziehen würde, es gebe nur eine gleichförmige Kategorie von Blinden. Ich sage das alles,

nur um zu erklären, warum ich es bedaure, daß sie so selten über Belange um Rat gefragt wurde, die ich nicht unmittelbar erfassen konnte. Sie war keine Bannerträgerin, wie sie selbst sagte, und als freie Frau hatte sie natürlich das Recht, über jene Frage zu sprechen oder zu schweigen. Trotzdem hätte ich es gerne gesehen, wenn manche Leute sich auf ihre große Urteilsfähigkeit gestützt und Nutzen aus ihrem klugen Rat und ihren schöpferischen Ansichten gezogen hätten. Wie die Dinge liegen, kann ich nur Trost aus der Tatsache schöpfen, daß ihre Wünsche nun in Erfüllung gegangen sind und daß ihre Ideale in den aufrichtigen Freunden, die die Blinden und andere Behinderte nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen Welt gewonnen haben, lebendig sind.

XVI

Im Frühjahr 1931, nachdem wir für die Versammlungen des ersten Weltkongresses für Blindenfürsorge gearbeitet und ihnen beigewohnt hatten, war Anne erschöpft, und im Sommer gingen wir nach Concarneau in der Bretagne, um uns auszuruhen und uns mit unbeantworteten Briefen herumzuschlagen. Aber bald stellte sich heraus, daß wir in Jugoslawien gebraucht wurden, um Geld für die Wiedereingliederung der Blinden ins Leben aufzutreiben — mein erstes Wagnis dieser Art außerhalb Amerikas — und meine Lehrerin wollte sich nicht schonen. Infolgedessen war sie krank, als wir in der Hitze des Hochsommers in die Bretagne zurückkamen. Außerdem war sie niedergeschlagen, weil das wenige, das ihr an Augenlicht blieb, sich ständig verminderte und weil es fast jeden Tag unseres Aufenthalts regnete. Unser Besuch in Jugoslawien war Arbeit härtester Art gewesen, und Reisen, auch unter besten Bedingungen, stellte für Anne eine gewaltige Belastung dar. Sie

meinte, daß sie, obschon ihr alle Launen, Heftigkeit, Unbeständigkeit und Inkonsequenz der Iren eigen seien, nicht ihr Verlangen teilte, von Land zu Land zu wandern. «*Home, sweet home*, ist der einzige Platz für mich», rief sie aus, als ob England, das sie vor einem Jahr so reizend gefunden hatte, aus ihrem Gedächtnis verschwunden sei. Sie jammerte über die Schranke der französischen Sprache, von der ich gedacht hatte, daß sie sich als Gottesgabe erweisen würde, um uns vor Störungen zu schützen.

Sie jedoch warf die Schranken mit einer köstlichen *diablerie d'esprit* um. Die gute Frau, die das kleine Haus, das wir gemietet hatten, besorgte, verstand kein Wort Englisch, aber wir kamen ausgezeichnet mit ihr aus. Gesten, Zeigen, Raten mit viel Gelächter und das Französisch oder Englisch, das ich übersetzen konnte, ließen uns ganz vertraut werden. Louise war nicht nur eine vorzügliche Freundin für uns und unseren Scottie, sondern auch eine großartige Köchin. Sie hatte ein empfindsames Gesicht und sah in ihrer bretonischen Tracht höchst malerisch aus. Es bestand eine echte Zuneigung zwischen uns. Wir freuten uns, wenn sie bei uns saß und Tee mit uns trank oder uns, wenn es ein sonniger Tag war, zu einem Picknick oder bei dem Besuch einer alten bretonischen Kirche begleitete. Sie sagte uns, daß sie nie weiter als fünfundzwanzig Meilen von Concarneau gereist sei und daß sie sich danach sehne, die Stadt zu sehen, die in ihren Träumen nicht nur die Schönheit, die Kunst und die Geschichte Frankreichs, sondern die der ganzen Welt verkörperte. Und so richtete meine Lehrerin es ein, als für uns die Zeit der Abreise kam, daß sie uns bis Paris begleitete. Ich sah nie jemand so gefesselt, so von entzücktem Staunen erfüllt wie Louise, als wir durch Orte wie Reims fuhren, an den vielen Schlössern der Loire vorbei, und durch Orleans, wo wir einen Blick auf das Denkmal der Jeanne d'Arc erhaschten. Spät an diesem Abend begrüßten uns die glänzenden Lichter von Paris. Louise verbrachte die Nacht mit uns, und nach dem Frühstück zeigten wir ihr so viel von Paris, wie wir konnten, ehe sie am Nachmittag wieder heimfuhr. Sie war in einer ständigen freudigen Aufregung über Notre Dame, die an diesem goldenen Sonnentag besonders lieb-

liche Seine, das Grab Napoleons und andere Stätten von historischer Bedeutung. Es war schwer für uns, von einer so verständnisvollen Freundin Abschied zu nehmen. Wenn ich an die unzähligen Gefälligkeiten denke, die meine Lehrerin für einfache Leute ausfindig machen konnte, deren Dienste oder Freundschaft sie schätzte, erfaßt mich zärtliche Schwermut.

Keine Aufgabe ist mir willkommener als die, die große Wärme zu preisen, mit der England und Schottland uns Gastfreundschaft, Wertschätzung und Gelegenheit boten, den Behinderten zu helfen, und uns zum Schluß die Möglichkeit schenkten, uns inmitten des heilsamen Einflusses der Natur in Frieden auszuruhen. Als wir 1932 nach Schottland gingen, weil ich von der Universität Glasgow ausgezeichnet werden sollte, installierte uns Dr. James Kerr Love, ein berühmter Ohrenarzt und alter Freund, in einem reizenden Häuschen, Dalveen, das mit Rosen bedeckt war und wo ich ein wenig Ruhe haben konnte, um Reden vorzubereiten. Wenn ich mich aus dem Fenster lehnte, konnte ich beinahe die Knospen aufbrechen fühlen. Jeden Morgen ging ich in den Garten hinaus und manchmal begleitete mich meine Lehrerin, um die Fingerblicke zu teilen, die ich von den Beeten voll Vergißmeinnicht und Anemonen einfing, die ihre kranken Augen nur unklar sehen konnten. Sie hätte gewünscht, daß wir den ganzen Sommer in Cornwall verbrächten, wo die Natur in der köstlichen Sprache der Schönheit zu ihr sprach. Doch sie akzeptierte guten Mutes die Änderung in unseren Plänen, denn der Grad, den die Universität Glasgow mir verleihen sollte, erfüllte sie mit großer Freude, und sie war glücklich, daß wir in Dalveen arbeiten konnten, wo alles um uns herum sang, summte und blühte. Ohne ihre einfallsreichen Anregungen hätte ich das Kreuzfeuer der Interviews, Briefe, Telegramme und Photographen, die die Publizität im Zusammenhang mit der Gradverleihung mit sich brachte, sowie die Konferenzen mit dem Sekretariat der Universität Glasgow nicht erfolgreich überstehen können. Wir hatten den würdevollen Zeremonien dieses erhabenen Instituts mit seiner glänzenden, bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückreichenden Tradition und der eindrucksvollen Liste hervorragender Ge-

lehrter und genialer Männer nicht ganz ohne Bange entgegengesehen. Doch Dr. Love besaß den Zauber der Sympathie; er verstand es, uns alles zu erleichtern, und meine Lehrerin war ihm und seiner gütigen Frau für die Atmosphäre klugen Verstehens und herzlicher Freundlichkeit, die sie um uns schufen, dankbar. Als sie uns zusammen sahen, begriffen sie, wie wunderbar meine Lehrerin ein Teil von mir war. Sie gehörten zu den wenigen, die, die ineinanderverwebte Natur unserer Leben wahrnahmen.

Nachdem wir die erste Einladung angenommen hatten, wäre es nicht schicklich gewesen, andere abzulehnen, und wir taten alles, was in unserer Macht stand. Wir wurden zu vergnüglichen Anlässen aller Art gebeten und lernten interessante Leute kennen. Ich wünschte Anstalten für Blinde und Taube zu besuchen, von denen ich gelesen und die mir seit meiner Kindheit Zeichen liebevoller Aufmerksamkeit gesandt hatten. Unter den ersten war das *Institute for the Deaf* in Edinburgh, an das ich mich besonders erinnere, weil Mr. W. W. McKechnie vom schottischen Erziehungsministerium mit Beredtheit und Geist von meiner Lehrerin sprach. Ihm war der Scharfsinn eigen, der über die gedankenlose, einfältige Verehrung hinaussah, die mich ständig überschwemmte, und die unbeirrbare Aufopferung meiner Lehrerin erkannte, die schöpferische Arbeit, die sie leistete, um mir Leben einzuhauchen und ihm Form und Anmut zu geben. Nicht oft kann man Worten von so leuchtender Erhabenheit lauschen.

Wahrlich, an jenem Tag verlieh Mr. McKechnie unseren Kämpfen und Siegen die Glorie des Göttlichen.

Nachdem wir von Dalveen Abschied genommen, gingen wir nach London, wo wir Tag für Tag drei, vier oder fünf Veranstaltungen beizuwohnen hatten, und mit Bewunderung erinnere ich mich daran, wie standhaft meine Lehrerin gegen Müdigkeit und Nervosität ankämpfte, um meine vielen Reden interpretieren zu können. Es gab da Verpflichtungen verschiedener Art wie ein Galadiner im Unterhaus, eine prächtige Garten-Party im Buckingham Palace, in deren Verlauf meine Lehrerin, Polly und ich König Georg V. und Königin Mary vorgestellt wurden, ein Besuch in

Hampton Court und die Vorsprache im *National Institute for the Blind*, dessen damaliger Direktor, Mr. W. MacG. Eager und seine Sekretärin uns in großmütigem Entgegenkommen durch unser übervolles Londoner Programm halfen. Mr. Eager gehörte zu jenen Erziehern, die Anne ihre enthusiastische Bewunderung und Freundschaft bezeugten. Einen unvergeßlichen Tag verbrachten wir an der *Royal School for the Blind* in Leatherhead, Surrey, wo Reverend E. H. Griffiths, der Leiter der Schule, und andere meiner Lehrerin gleichfalls tiefempfundene Verehrung entgegenbrachten. Ich wünschte, die Leute in Amerika hätten die wegweisenden Worte hören können, die sie in Leatherhead sprach und die konstruktiven Ideen, die sie bezüglich der tauben Blinden äußerte. Doch diese ständige Jagd von einem Ort zum andern zehrte allzusehr an unsern Kräften, und als sie vorbei war, setzte Anne ein Bronchialkatarrh zu, während Polly und ich mit starker Übermüdung dafür zu büßen hatten, daß wir allzu erpicht gewesen waren, alles zu sehen. Der Arzt war der Ansicht, daß ein Aufenthalt an einem höher gelegenen Ort meiner Lehrerin gut tun würde, und so flohen wir ins Schottische Hochland.

In fieberhaft erregter Stimmung hasteten wir nach Tain hinauf, einem Bergdorf, in dem Pollys Bruder und seine Familie die Ferien verbrachten. Die Jagd- und Fischereisaison war gerade in vollem Gang, und eine Zeitlang fürchteten wir, daß wir dort nirgends einen Zufluchtsort entdecken könnten, um uns auszuruhen. Schließlich aber fanden wir ein Farmhaus in South Arcan, unweit von Muir of Ord, Ross-shire, und ich fühlte mich wie Christian in Bunyans «*Pilgrim's Progress*», als die Last von seinem Rücken fiel. Nichts war so zauberkräftig wie der Anblick des Purpur, Gold und Blau der schottischen Berge, um Anne wiederherzustellen. Wir wünschten uns nichts anderes, als in Frieden meine Korrespondenz erledigen zu können und dennoch nichts von der Pracht um uns zu verlieren. Alles Schöne war da, das einen Naturliebenden beglückt — Abgeschiedenheit inmitten großer Kornfelder, Moore mit blühendem Heidekraut und die Musik der Bäche. Meine Lehrerin schwelgte in der Ruhe, die nur von dem Muhen der schwarzen

Kühe, dem Blöken der Lämmer und dem Schwirren vieler Flügel unterbrochen wurde. Dort konnte ich mit einem Hirtenstab allein herumwandern, indem ich einer von Eichbäumen beschatteten alten Mauer und einer Thujahecke folgte, an der Fingerhut wuchs und Büsche von goldenem Ginster, der Honigduft ausstreute und dessen aufspringende Schoten in meinen Fingern zitterten. Wenn Anne und ich über die Felder wanderten mit unserem Scottie auf den Fersen, schilderte sie mir entzückt, wie der Hund eine Kette Rebhühner aufstöberte, Birkhühner, Fasanen, Drosseln, graue Tauben. Sobald ihre Bronchitis ausgeheilt war, unternahmen wir fröhliche Fahrten über Land, doch nur allzu rasch vergingen die bezaubernden Tage in einer Luft, die unserem Alltagsleben fremd war, und unser rücksichtsloses Gewissen trieb uns nach New York zurück, wo unser Winterfeldzug geplant wurde.

Ich wußte, daß die Fürsorgearbeit für die Blinden sich schnell über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus ausdehnte und daß eine Menge Geld aufgebracht werden mußte, um den Anforderungen zu genügen, die an die *American Foundation for the Blind* gestellt wurden. In diesem Jahre gingen wir nur zu zweit auf die Reise: Polly und ich, begleitet von einem Mitglied des Stiftungsstabes, das uns jeweils bei den Vorlesungen unterstützte und die oft stumpfen Fragen der Presse beantwortete. Die meisten Reporter schienen zu denken, daß es im Grunde eine einfache Sache sei, den Blinden zu helfen, wenn wir bloß feststellten, was sie am meisten brauchten, und ich vermißte die treffenden Antworten meiner Lehrerin. Aber ich bemühte mich in jeder denkbaren Weise, den Zeitungsleuten auseinanderzusetzen, daß es keine allgemeingültige Fürsorgeformel gibt, die allen Blinden gerecht wird — daß manche etwas mehr sehen als andere und daß daher beinahe ebenso viele Formen von Hilfe entsprechend ihrem unterschiedlichen Unvermögen erforderlich sind, wie es Blinde gibt. Mein Herz blutete, wenn ich an Anne dachte, die allein in Forest Hills zurückgeblieben war, fast immer von Schmerzen geplagt. Wir hatten keine Dienstboten mehr, und ich fragte mich, wie sie ihre Mahlzeiten zubereitete, oder ob sie sich ohne Kochen behalf. Manche Nacht lag ich wach

und suchte nach einem Weg, ihr das Leben zu erleichtern. Oft kehrten Polly und ich nach langer Fahrt gegen Mitternacht nach Forest Hills zurück, verfolgt und geängstigt vom Gedanken an ihre Einsamkeit und an all das Unheil, das ihr zustoßen könnte; doch wir fanden sie hellwach, und für unsere albdruckähnlichen Befürchtungen hatte sie nur ein Lachen übrig. Freilich vermochte sie uns nicht zu täuschen; wir wußten, daß zunehmende Schwäche sie bedrängte. Trotzdem wollte sie nie etwas davon hören, daß wir irgendeine Abmachung verschoben, um sie zu pflegen.

Mein einziger Trost war, daß die Lieblichkeit Schottlands ihren Geist liebkoste, wie ein Vogel seine Jungen unter seinen Fittichen birgt, und Polly und ich beendeten die Kampagne für die *Foundation* so rasch wie möglich, um dann im Juni 1933 mit ihr eiligst nach dem Farmhaus in South Arcan zurückzukehren. Zunächst schienen ihre Kräfte zuzunehmen, und ich fühlte, daß kein Frühling oder Sommer den Reichtum und die reife Süßigkeit zu entfalten vermochte, die ich im Herbst ihres Lebens fand. Solcherart leuchtete uns zarte Hoffnung durch die «dunklen Stunden und gewundenen Furten» des Schicksals.

Wieder überflutete der Zauber Kaledoniens meine Lehrerin gleich einer Welle, und ich teilte ihr Gefühl, daß es kein anziehenderes, friedlicheres und an heilsamen Einflüssen reicheres Land gäbe. Diesmal war es ihr vergönnt, in der Ruhe des Hochlands müßig und beschaulich zu verweilen. Sie liebte es, den Vögeln zuzuhören, und warf ihnen Brotkrumen zu, wenn sie sich um die Türe drängten. Sie erneuerte ihr Entzücken über das Heidekraut, und in Gedanken konnte sie sich die Pracht der Hügel und Flüsse ausmalen, die ihr der Vorhang verbarg, der über ihren Augen lag. Ihre Freude an den Hängen voll silberner Birken, Ebereschen, zischelnden Lärchen und blühendem Weißdorn war zu groß für Worte. Gelegentlich unternahmen wir ausgedehnte Spazierfahrten, auf denen die Geister der freien Natur zwischen unseren Seelen Sympathien woben, deren Tiefe sich nicht beschreiben läßt. In solchen Augenblicken freute ich mich des Bewußtseins, das sie mir vermittelt hatte, daß

«Die grüne Erde durch eine Sphäre von Dunst stößt
Und in eine Flamme der Unendlichkeit taucht

Und eine Sonne, fern in einem Gehäuse von Stille
Meine Mauern für mich sprenkelt...»

Ich glaube, der Grund, weshalb sie dieses Leben so süß fand, war ihre Entdeckung, daß sie in einer warmen, freundlichen Welt weilte. Viele der Freunde, die wir im Vorjahr kennengelernt hatten, kamen zu Besuch ins Farmhaus, und ihre Redlichkeit, ihre Aufgeschlossenheit, Erinnerungen an ihre echte Güte und Gastlichkeit waren ihr kostbar. Seit vielen Jahren war Anne Sullivan Macy ständig auf der Hut gewesen, wachsam und gespannt, und es war ein Trost für sie, sich im Gefühl ihrer verständnisvollen Zuneigung auszuruhen. Sie sprach zu mir von dem Leben, das in uns aufsteigt und versucht, sich ohne uns zu erneuern, alte Wunden zu heilen, Hoffnung in unsere Herzen zu pflanzen, unsere geistige Vision zu vertiefen — «und warum sollte all das nicht mir geschehen, wie es schon so oft geschah?» fügte sie hinzu, um den Schatten, den sie in mir erriet, aufzuhellen. Wie in vergangenen Zeiten stürzte sie sich in freigebige Gastfreundschaft und Fröhlichkeit. Pollys Familie besuchte uns oft. Dr. Love und seine Frau, Mr. Eager und andere verbrachten mehrere Tage bei uns. Freunde aus Inverness, Muir of Ord und anderen Orten taten uns alles mögliche zuliebe, munterten Anne auf und erwiesen ihr liebevolle Wertschätzung. Selten bin ich Zeuge so aktiven Liebestrostes gewesen. Annes Zuneigung zu den Kleinbauern der Umgebung war tief und echt wie stets zu Leuten von einfacher Herkunft, und die rauhe, aber warmherzige Gastfreundschaft unserer Nachbarn ist für mich eine beglückende Erinnerung.

Polly, ihr Bruder und ich nahmen Anne auf eine Segelfahrt nach den Orkney- und Shetlandinseln mit, und ich hoffte, dieser Ausflug würde ihr guttun. Wir gingen auf einer der Orkneys an Land und alle, außer meiner Lehrerin, erforschten wir die Ruinen des Steinzeitdorfes in Skara Brae. Wir gingen steile, enge Treppen hin-

ab, und infolge meiner Unbeholfenheit blieb ich an einer Stelle zwischen den Mauern stecken, weder imstande umzukehren, noch weiterzugehen. Ein paar Augenblicke war ich im Bann der Vorstellung, für immer und ewig zwischen den Mysterien einer fernen Vergangenheit festgehalten zu sein. Glücklicherweise wurde ich befreit und sicher zu den tiefer liegenden Räumen geleitet. Die Decke war so niedrig, daß wir uns bei unserer Besichtigung bücken mußten. Ich war von der Geschicklichkeit und Sorgfalt beeindruckt, mit der diese Menschen aus dem Felsen ihre Betten, Spinde und Fächer für Kleider, Waffen und Schmucksachen ausgehauen hatten. Ich berührte auch die Behälter, in denen sie Fische und andere Nahrung in Salz aufbewahrten, und den Herd in der Mitte des Raums, mit einem Abzug im Dach, damit der Rauch entweichen konnte. Ich habe die Orkneys mit ihrem köstlichen Kleeduft in schönster Erinnerung.

Als meine Lehrerin diesen Ausflug unternahm, war sie entschlossen, ihn zu genießen, aber sie fand das Sonnenlicht auf dem Wasser unerträglich; daher legte sie sich hin und schlief, während wir an Deck saßen. Ich fürchtete, daß sie nicht wohl genug sein würde, um die eigentümliche Viking-Atmosphäre der Shetlands zu spüren, doch sie zeigte sich dazu durchaus imstande. Als wir durch Lerwick gingen, nahm sie die altmodischen Häuser und die von den Dächern hängenden, getrockneten Fische halb mit den Augen, halb mit ihrer Vorstellungskraft wahr. Sie hatte große Freude, als ich die kleinen Shetlandtiere — Ponies, Schafe und Collies — berührte. Als wir dann in einem Motorboot mehrere Stunden herumfuhren, zuckten ihre Finger vor Erregung über die lärmenden Wolken von Möwen, Skuas und Larventauchern, die uns umschwirrten. Es war eine seltsame Empfindung, die Sonne Tag und Nacht mit aller Kraft scheinen zu fühlen und die lebensvolle Geschäftigkeit der Bevölkerung auf dem Marktplatz oder bei den Netzen bis in die späten «Nacht»-Stunden mitzuerleben.

Wir fuhren über die Orkneys zurück, und als wir an ihnen vorbeikamen, hellte eine unerwartete Freude Annes Gesicht auf. Die Sonne sank in einer aus sanften Tönen und zitternden Schatten ge-

mischten Pracht ins Meer, und sie genoß das Schauspiel bezaubert, bis die letzte Glut erlosch. Das war das letztemal, daß sie eine wenn auch magere Ernte der Schönheit der Dinge an Land oder auf dem Meer einbringen konnte. Nichts vermochte ihr je die inneren Schätze ihrer Vorstellungskraft zu rauben, und ihr Herz strahlte sein unermeßliches Licht um sich aus, aber ihr allzu hartnäckiger Wille hatte den schwachen Strahl ausgelöscht, der ihr vielleicht bis zum Ende hätte dienen können, und die Unabhängigkeit, die ihr kostbarer war als einer Königin ihr Thron, war dahin.

Der Herbst kam, und ich mußte feststellen, daß Annes schlechter Gesundheitszustand sich keineswegs gebessert hatte. Deshalb gewährte mir die Stiftung ein Urlaubsjahr. Ich war entschlossen, nichts ungetan zu lassen, damit sie wieder gesund werde. Wir richteten uns ernsthaft in dem alten Farmhaus ein, und wenn der Satz nicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte, würde ich sagen, daß ich mich wie ein eben freigesetzter Galeerensklave fühlte. Tatsächlich waren mir seit meinen Universitätsjahren keine wirklichen Ferien mehr beschieden gewesen. Ich hatte mich freudig der Tätigkeit für die *Foundation* gewidmet, aber zusammen mit meiner literarischen Arbeit, den Vorlesungen und dem Variété hatte sie an unserer Lebenskraft gezehrt; dazu kamen die jahrelangen Sorgen um Annes Augen und Gesundheit. Das Leben in New York und die damit verbundene Publizität hatten mir, die ich auf einer ausgedehnten Farm in den Südstaaten geboren und aufgewachsen war nie zugesagt, und meine Seele schrie nach einem längeren Aufenthalt im schottischen Hochland. Es schien wie ein Märchen, als die Stiftung uns erlaubte, für ein Jahr dort zu bleiben. Daraufhin lag ich ein paar Tage lang bloß müßig auf einer Wiese und versuchte, Mr. W. H. Hudsons Gewohnheit zu üben, nach längerer, anstrengender schriftstellerischer Tätigkeit das Denken auszuschalten. Es gelang mir, mich mit Ruhe zu durchtränken, die mein müdes Gehirn erfrischte und bis zu einem gewissen Grad meine Nerven entspannte. Dankbar wünschte ich, den Buschwald, das Flüßchen Orrin und die Sonne zu küssen, die mich mit einem neuen Sinn für das Gute erfüllten. Tiefe Befriedigung erfüllte mich, wenn ich nach

einem Spaziergang über die Felder Farnkraut im Haar und Heidekraut in meinem Tweedkleid hatte. Ich kam nicht aus dem Staunen heraus, daß wir bloß achtzehn Meilen von Inverness entfernt waren — einer Stadt der Lochs, der Buchten und der alten Schlösser — und uns trotzdem völliger Abgeschiedenheit erfreuen konnten.

Aber der Winter nahte, und meine Lehrerin litt unter ihrer zunehmenden Invalidität. Wir gingen um die Weihnachtszeit nach Glasgow und blieben ein paar Wochen dort. Dr. Love sicherte meiner Lehrerin vorzügliche ärztliche Hilfe, und die loyale und wahre Freundschaft, die uns umgab, war ergreifend. Aber das Schicksal machte alle Anstrengungen zunichte, und wir kehrten niedergedrückt nach South Arcan zurück. Ein Jahr lang litt sie an Karbunkeln, und Polly, die gleichfalls eine lange Ruhepause verdient hätte, pflegte sie ohne Unterlaß, las ihr vor, führte den Haushalt und rannte meinem Shetland-Collie, Dileas, und Maida, dem Lakeland-Terrier nach, die ständig Hasen und Kaninchen aufstöberten. Nach ihren wilden Jagden kehrten die zwei Raufbolde zurück, sprangen auf Annes Bett und teilten ihre Mahlzeiten. Dileas, braun, mit einem weißen Kragen, weißen Pfoten und einem bezaubernden, buschigen Schwanz, der den Boden peitschte, und Maida, schwarz, mit einem lustigen rauchblauen Kopf und zärtlichen, glänzenden Augen, waren Anne ein Trost, ohne den, wie sie erklärte, sie sich nicht durch den Winter hätte schleppen können.

Wenn sie sich nicht zu krank fühlte, schlug Anne Themen für die Artikel vor, die ich für die Zeitschrift *Towers* schrieb, und ich arbeitete an der ersten Fassung ihrer Biographie, die das Feuer vernichten sollte, das mein erstes eigenes Heim drunten in Westport in Schutt und Asche legte. Während ihrer erzwungenen Untätigkeit in langen Tagen und Nächten tauchten jene Gedanken auf, die sie vor der brennenden Sonne der Welt zurückschrecken ließen. Mit ihrer empfindsamen Seele nahm sie die Kräfte wahr, die in jedem von uns zu Hause sind, obgleich sie im Lärm der Erde untergehen. Sie achtete weniger auf die Dinge, die sie erbitterten und war für die Not anderer mitfühlender denn je. So schleppte sie sich durch den Winter — im Vergleich zu der kalten Jahreszeit in New York

war er kurz, dafür aber feucht, neblig, frostig, manchmal unter dem Hauch der Arktis sogar eisig. Obschon es selten schneite, konnten wir die Schafe in der Kälte blöken hören, und das schwarze Augusvieh ließ sein langgezogenes, klagendes Muhen ertönen.

Im Vorfrühling war meine Lehrerin imstande, mit mir ein paar Schritte zwischen den Veilchen, Glockenblumen und Narzissen, die wir gemeinsam betasteten, zu machen, und sie buchstabierte mir: «Welch ein Segen ist es für dich, Helen, durch unser Gethsemane gehen zu können und sein reiches Blühen zu erfühlen!» Während dieser Periode vorübergehender Besserung gab sie für ein paar Freunde jene Einladungen, für die sie berühmt war, und der Sonnenschein ihrer Heiterkeit und der tröstende Tau ihres Verständnisses ließ uns alle goldene Stunden verbringen. Aber in meinem Herzen war ein Gefühl wie eine düstere Ahnung.

Die *Foundation* hatte die Schaffung eines «sprechenden Buches» für erwachsene Blinde angekündigt und mir gegenüber den Wunsch ausgedrückt, ich möge mich an der Kampagne zur Beschaffung des nötigen Kapitals für den Bau von Apparaten zur Herstellung dieser neuen Art «Lektüre» anschließen. Meine Lehrerin erfaßte sogleich den Wert dieser Methode, Unterhaltung zu vermitteln, insbesondere im Hinblick auf die älteren Blinden, die meistens Braille-Schrift nicht so gut beherrschten, daß ihnen das Lesen erhaben gedruckter Bücher keine Mühe machte. Sie bat mich, mein Teil dazu beizutragen, daß die erforderlichen Mittel aufgebracht werden konnten, und das tat ich auch im folgenden Winter. Ich spürte jedoch, daß sie nicht völlig befriedigt war. Sie hätte gern den Stiftungsfonds, den ich errichtete, vervollständigt gesehen. Zudem enttäuschte es sie, daß noch nichts für die Taubblinden getan worden war, deren Los, wie sie wußte, mich bedrückte. In Forest Hills hatte sie, um ein neues Betätigungsfeld für sich zu schaffen, die Absicht gehabt, wieder ein des Gesichts und des Gehörs beraubtes Kind zu schulen. Als in Louisville, Kentucky, ein vernachlässigtes Kleinkind entdeckt wurde, das blind und taub war, durchzuckte sie der Gedanke, dem kleinen Wesen Licht und Musik der Freude zu vermitteln, als hätte die Flamme unsterblicher Jugend ihren müden

Leib ergriffen. Erst nach vielen heftigen Auseinandersetzungen konnten wir, die wir ihren Gesundheitszustand kannten, ihr die Idee einer Adoption ausreden. Doch in ihrem Dunkel bebte das verborgene Feuer dieser Sehnsucht, und sie erinnerte mich oft an die Taubblinden in aller Welt, die auf Befreiung warteten. «Strecke ihnen die Arme entgegen», sagte sie, «vergiß dich selbst in ihnen und sei ihrer Sache treu. Es türmt sich eine Mauer zwischen dir und ihnen, doch zertrümmere sie, Stein um Stein, selbst wenn die Anstrengung dich zerbricht, so wie einige von Florence Nightingales Krankenpflegerinnen vor Erschöpfung starben.»

Viele schwere Pflichten erwarteten uns bei unserer Rückkehr. Abgesehen von der Beantwortung der ewigen Bittgesuche und anderer Korrespondenz, mußte ich im Zuge der Aktion für das «sprechende Buch» Teegesellschaften und Versammlungen in der Umgebung von New York beiwohnen. Wieder gingen Polly und ich ohne meine Lehrerin unserer Arbeit nach, und jedesmal, wenn ich mich der Freude hingab, eine Weile mit ihr zusammen zu sein, war ich von der Angst besessen, eine dringende Pflicht gegenüber den Blinden zu vernachlässigen. Selbst in meinem Arbeitszimmer, das im Dachstock neben dem ihren lag, hatte ich das Gefühl, weit von ihr entfernt zu sein. Doch wir brauchten sie nun nicht mehr allein zu lassen. Ein junger Mann, Herbert Haas, hatte sich zu uns gesellt, und wir mochten ihn sehr gern; er war so fröhlich und freundlich. Er hatte einen sonnigen Sinn für Humor, ein Gesicht wie ein lachender, roter Apfel und vielseitige Fähigkeiten. Während unserer Abwesenheit verstand er es, meine Lehrerin zu unterhalten, und eine tiefe Zuneigung entwickelte sich zwischen ihnen. Später bewohnte er ein Zimmer in unserem Haus, und er war unsagbar froh, ein wahres Heim zu haben. Seine Eltern waren tot. Sein Vater war Musiker gewesen und seine Mutter Krankenpflegerin. Von ihr hatte er eine beruhigende Hand geerbt, die meine Lehrerin liebte. Er versorgte das Haus und erwies sich in häuslichen Angelegenheiten als guter Verwalter, was viel Verantwortung von Pollys Schultern nahm. Er chauffierte den Wagen — wenn wir einen hatten — verstand sich auf Büroarbeit und war imstande, meine Schreibmaschine

und den Brailleapparat zu reparieren. Er lernte mir in die Hand buchstabieren und auch in Blindenschrift schreiben, so daß er Artikel und Dokumente über die Blinden, die Polly zuvor zur Übertragung immer ausgegeben hatte, jeweils umgehend abschreiben konnte. Unsere Hunde hatten ihn gern, und nichts hätte meiner Lehrerin mehr Freude machen können. Herberts zutrauliche Art gewann ihm echte Sympathie. Er war intelligent, ehrlich, ein fleißiger Arbeiter, und sein munteres Lächeln, seine derbe Sprache, seine Freude an Späßen und Geschichten waren für alle, die ihn kannten, ein Vergnügen.

Inzwischen taten Polly und ich unser Bestes, um mit Leuten in Verbindung zu treten, die sich möglicherweise für das sprechende Buch interessierten. Will Rogers, der beliebte Philosoph und Humorist, erließ am Radio einen warmherzigen Aufruf. Ich bekam eine wundervolle Spende von Mrs. William Moore, deren aufrichtige Freundschaft für die Blinden seit langem für meine Lehrerin und mich kostbar gewesen war. Mit Hilfe unzähliger kleinerer Beiträge war die *Foundation* in der Lage, zunächst eine Werkstatt zu eröffnen, wo die Forschungsarbeiten weitergeführt wurden, bis die Erfindung allgemeine Anerkennung fand und der Kongreß eine großzügige Zuwendung für sprechende Bücher sowie Literatur in Blindenschrift bewilligte.

Im Laufe des Frühjahrs 1935 suchte meine Lehrerin eine New-Yorker Klinik auf, um sich wegen verschiedener Leiden behandeln zu lassen. Die Ärzte verordneten ihr unter anderm völlige Ruhe, und nur gelegentlich wurde es mir gestattet, ein paar Minuten bei ihr zu sein, denn sie geriet stets über meine Arbeit in Aufregung, was sich ungünstig auf ihren Zustand auswirkte. Sie war erschöpft und hatte sich, wie sie mir später gestand, in unnütze Auflehnung gegen ihre Blindheit treiben lassen. «Ich habe mich wie ein unartiges Kind benommen», sagte sie, «habe das Unmögliche verlangt und bin allen meinen eigenen Geboten, Behinderung als eine Gelegenheit zu benützen, um Mut zu beweisen, untreu gewesen.» Außerdem hatten sich viele Ideen in ihrem Kopf angehäuft, und sie wünschte brennend, daß ich sie für sie notieren möge, doch wenn

ich sie besuchen durfte, waren sie stets unwiderruflich verschwunden. Arme Anne, der Verlust eines schönen Einfalls, eines aus der Musik der Natur geborenen Gedankens oder wirkungsvoller Worte über die Größe und den Schrecken der schöpferischen Macht der Seele war schlimmer, als das Verweilen im Dunkeln.

Polly, Herbert und ich nahmen sie dann im Sommer des gleichen Jahres in die Catskills mit, und dort suchte sie Trost in den Schatten der Hügel, Bäume und Seen. Noch einmal trug ihr Lebenshunger den Sieg über ihre Müdigkeit davon. Wann immer Besucher zu einer kleinen Einladung kamen, um sie aufzuheitern, zwangen Polly und ich uns zu einer Heiterkeit, die wir nicht fühlten. Unter unsern Gästen waren Mr. Migel, der Präsident der *Foundation* sowie Dr. Berens, und außer Anne widmeten wir uns alle einige Zeit dem Forellenfischen. In freien Augenblicken schrieb ich «*Peace at Eventide*», denn meine Lehrerin legte großen Wert darauf, daß ein für gewöhnliche Leser besser geeignetes Bändchen herausgebracht wurde als «*My Religion*».

Ihr Zustand besserte sich nicht, und sie war von quälender Ruhelosigkeit erfüllt — ihre alte Neigung zu Abenteuern war nun ihr Feind geworden. Ständig sprach sie von ihrer «Freudeninsel» Puerto Rico und von ihrem Wunsch, eine ähnliche entzückende Gegend zu entdecken. Im Oktober 1935 fuhren wir alle vier nach Jamaika. Es war eine wundervolle Insel mit tropischen Gärten, Palmen, steilen Bergen und alten Kirchen, aber für meine Lehrerin besaß sie nichts von dem Zauber, der sie in ihrem Paradies auf Puerto Rico entzückt hatte, und sie war ach, so müde! Die fixe Idee verfolgte sie, daß hohes Alter schwieriger zu ertragen sei als das Sterben, weil es weniger bedeute, alles auf einmal aufzugeben, das Leben und seine Segnungen, als einem Stückchen davon nach dem andern entsagen zu müssen. Sie trauerte über das, was ihr als ihre zunehmende Gebrechlichkeit erschien, und betrachtete sich in ihrer Blindheit als alt, doch nicht darin sehe ich ihre wahre Tragödie. Die Tragödie war die Tatsache, daß sie als Kind nicht so erzogen wurde und sich nicht die richtige geistige Einstellung aneignen konnte, die sie befähigt hätte, sich viel größerer Unabhängigkeit zu er-

freuen, dem Rat der Vernunft zu gehorchen und ihre Sehkraft vorsichtig zu gebrauchen. Ich stimmte mit ihr überein, daß es ein Unglück ist, wenn Geist und Körper alt werden, aber ich erinnerte sie daran, daß es sogenannte junge Leben gibt, die nicht von Armut bedrängt werden und die doch schwach und alt und unwiderruflich verloren sind. Zu oft habe ich gesagt:

«Die Weisen brauchen Liebe, und diejenigen, die
lieben, brauchen Weisheit;
Und derart sind alle edlen Dinge mit schlechten
vermengt.»

«Tradition und Gewohnheit», fuhr ich fort, «sollten nicht dazu führen, daß Leute, junge oder alte, deren Herzen verrunzelt und deren Gedanken verschroben sind, Einfluß auf die Geschichte der Menschheit haben. Dein prachtvolles Beispiel, dein Sieg über äußere Umstände, Anne, ist ein zündender Aufruf an alle Männer und Frauen, die arbeiten und denken, ein Zeugnis dafür, daß, je mehr sie den lähmenden Pessimismus und blinden Optimismus überwinden, desto größer ihre Macht sein wird, eine Welt junger Herzen und junger Intellekte zu formen, die für die Wahrheit und die Quellen des Idealismus empfänglich sind.»

«Ich wünschte, ich könnte dessen sicher sein, Helen», antwortete sie müde, «und ich hoffe, daß du mit deinem sehenden und hörenden Geist deinen Platz an der Spitze dieses Ringens behaupten kannst.»

Wieder wurden Polly und ich für eine Kampagne zugunsten des Budgets der *Foundation* eingespannt, und wir waren selten zu Hause. Bei einer dieser seltenen Gelegenheiten kam Takeo Iwahashi zu uns, der Leiter der Blindenfürsorge in Japan. Er studierte die amerikanischen Methoden zur Lösung der Probleme der Blinden. Er sprach ein so vorzügliches Englisch, daß ich erstaunt war. Selbst blind, voll poetischen Feuers und Begeisterung, drang er in mich, Japan zu besuchen und Sonnenschein in die Herzen der kämpfenden Blinden zu bringen. Ich erzählte ihm von dem Zustand meiner

Lehrerin — sie war zu krank, um ihn zu empfangen — und erklärte, daß ich derzeit nicht daran denken könne, sie zu verlassen. Als sie von unserer Unterhaltung mit Takeo hörte und sah, wie beeindruckt wir von seiner edlen Persönlichkeit und seinen Fähigkeiten waren, sagte sie: «Das ist eine einzigartige Gelegenheit, die ihr nicht versäumen dürft.»

«Aber ich kann eben nicht ohne dich gehen, Anne, und da du mich nicht begleiten kannst, werde ich die Einladung nicht annehmen.»

«Ich bitte dich, Helen, mir zu versprechen», drang sie in mich, «daß du und Polly, wenn ich dahingegangen bin, Lichtbringer für die Behinderten in Japan sein werdet.»

«Wir wollen es versuchen, Anne, doch gerade jetzt kann ich nicht an einen solchen Sprung ins Ungewisse denken.»

Meine Lehrerin hatte sich bemüht, Dr. Berens dazu zu überreden, ihr Auge zu operieren. Er sagte ihr offen, daß ein Eingriff nach seiner Ansicht nichts bessern würde. Sie legte ihm die Arme um den Hals und flehte ihn unter Tränen an, den Versuch dennoch zu unternehmen. Schließlich gab er nach, und das Ergebnis war genau so, wie er es vorausgesagt hatte. Annie sah nicht besser als zuvor. Es war herzbrechend, sie nicht nur enttäuscht und entmutigt zu sehen, sondern auch krank, von Schmerzen geplagt und außerstande, sich auszuruhen. Während sie im Krankenhaus war, schrieb ihr Alexander Woollcott höchst freundschaftliche Worte und sandte jeden Tag kleine, duftende Blumensträußchen, die sie in der Hand halten konnte. Seine lustigen Einfälle und sein Witz hatten sie stets erheitert, doch sowohl Polly wie ich erinnerten uns, wie zurückhaltend sie gewesen war, als er sie zum erstenmal in Forest Hills besuchte. Sie vermochte nicht einzusehen, welches gemeinsame Interesse sie und ein so brillanter, berühmter und draufgängerischer Mann finden könnten, aber er fuhr fort, ihre Unterhaltung zu suchen, ihr vorzulesen, und nach und nach fühlte sie sich vertrauter mit ihm. Bei ihrem Tod wurde er gebeten, einer der Bahrenträger zu sein, doch er lehnte es mit einer höchst unerwarteten Schroffheit ab. Später erfuhr ich, daß er das deshalb getan hatte, weil er sich der

Ehre nicht würdig erachtete. Ich werde immer mit Liebe seiner gedenken, als eines der verständnisvollsten Interpreten ihrer Persönlichkeit.

Anne wußte, daß ihr Gesundheitszustand uns Kummer bereiten mußte; sie gab sich daher einen Ruck und bat Polly, sich nach einem Ort umzusehen, wo wir den Sommer verbringen könnten. Zuletzt fuhr uns Herbert nach La Corniche, einem Dorf in den Laurentian Mountains, unweit von Quebec. Die Reise war zuviel für meine Lehrerin, und sie empfand die Kälte so sehr, daß sie das Bett hüten mußte. Wir waren in einem Camp, von dem aus der Blick über einen von Wäldern umgebenen See schweifte. Ich erinnere mich, daß Herbert, ohne ein Wort zu sagen oder an den Arbeitsaufwand zu denken, einen Pfad durch das Gehölz bahnte, damit unsere Hunde und ich jeden Tag einen Spaziergang machen konnten. Ich litt, denn der Ort war zu schön; es tat mir weh, mich ohne meine Lehrerin daran zu erfreuen. Dieses Gefühl war etwas, womit sie nicht rechnete — wir mußten zusammen sein, um etwas völlig zu genießen. Sie war tatsächlich ärgerlich auf mich und auf sich selbst, weil sie sich inmitten fesselnder Schönheit, an der sie keine Freude hatte, so krank fühlte. War es nicht gerade das, was sie geliebt hatte, meinte sie eines Tages — mit mir frei im Land schweifen, um in der heilenden Weisheit der Natur alle Angst über die Zukunft zu vergessen? Wie unlogisch und ganz Anne! Wir verbrachten meinen Geburtstag in ihrem Zimmer, und mein frohes Gesicht, das ich zur Schau trug, verbarg mein Vorgefühl, daß dies mein letzter Geburtstag mit ihr sein würde. Sie sagte mir, daß sie energische Maßnahmen zu treffen gedenke — nach Hause zurückzukehren und sich in einen anderen Gemütszustand zu versetzen, um irgendwie weiterzuleben.

Ihre Worte täuschten mich nicht. Ich wußte, daß ihre letzte Zeit angebrochen war. Mein Instinkt sagte mir, daß sie das Interesse am Leben verlieren würde, sobald sie voll erfaßte, wie es um ihr Augenlicht wirklich stand. Sie wurde immer schweigsamer, und so sehr ich mich danach sehnte, mit ihr zu sprechen, hielt mich eine unbestimmte Angst davor zurück, die Türe, die sie geschlossen

hatte, aufzustoßen. Im August kehrten wir alle nach New York zurück, und nachdem wir ein paar Tage im Chatham Hotel verbracht hatten, hörten wir von einem Häuschen in Greenport, Long Island. Dies war unser letzter, verzweifelter Versuch, sie zu stärken, damit ihr das Leben erträglich sein möge. Eines Tages überraschte sie mich damit, daß sie ans Ufer hinunterging und im Wasser herumwatete; ich nehme an, sie stellte sich vor, das Tragvermögen des Meerwassers würde sie stützen. Plötzlich wurde ihr schwindlig, und sie brach zusammen. Halb trugen, halb führten wir sie zum Haus zurück und brachten sie zu Bett. «Ich bemühe mich so sehr, für euch zu leben», schluchzte sie. Doch ich bemerkte in ihr eine jener unzähligen Veränderungen, die sich während ihres wandelbaren Daseins auf Erden immer wieder eingestellt hatten. Obgleich das Öl des Lebenslichts in ihrem müden Leib niedrig stand, brannte die Flamme ihres inneren Lebens klarer und höher. Mit dem Willen eines Prometheus kämpfte sie gegen Schmerz und Müdigkeit, um mir bei meiner Arbeit mit Rat oder Vorschlägen beistehen zu können. Doch am nächsten Tag mußte sie in einer Ambulanz ins Krankenhaus gefahren werden. Bevor sie fortging, sagte sie zärtlich zu mir: «Ich habe mit dem Jammern um meine Augen Zeit vergeudet. Es tut mir sehr, sehr leid, aber was getan ist, ist getan. Ich habe den bittersten Tropfen in meinem Becher gekostet, aber wenn du bezüglich Gott und Unsterblichkeit recht hast, dann wird Er wohl dafür sorgen, daß ‚große Gedanken, ernste Gedanken, die Zeit und Raum überspannen', nicht untergehen.»

Anne wurde sorgfältig untersucht, und die Ärzte und Pflegerinnen dieses Spitals waren sehr gütig zu ihr, wie sie mir sagte. Eines Tages äußerte sie am Ende eines meiner Besuche: «Hier im Krankenhaus zu liegen, gibt mir das Gefühl, zu Füßen Gottes zu sein.» Als alles für sie getan worden war, was im Bereich der Möglichkeiten lag, begleiteten wir sie heim.

In den folgenden Tagen war mir, als müsse mein Herz zu schlagen aufhören. Annes Stimmungen wechselten von Stunde zu Stunde. Bald gab sie sich der Verzweiflung hin und schien sich die meiste

Zeit nicht darum zu kümmern, daß Polly und ich von der Herzensangst fast erdrückt wurden. Wenn jemand ihr Zimmer in Ordnung brachte, konnte sie fortfahren, mit mir von dem Engel des Todes zu sprechen, der bald kommen würde, um sie zu holen, und ermahnte mich, alles für seine Ankunft bereitzuhalten. Bald erkundigte sie sich — ungeachtet dessen, was sie eben gesagt hatte — nach meiner Arbeit und nach den Antworten, die auf meine Bittbriefe für die *Foundation* eingingen. Im nächsten Augenblick sagte sie: «Du kannst deine Korrespondenz in Ruhe lassen und bei mir bleiben, bis ich nicht mehr da bin.» Jedoch ließ sie das nie zu. Einmal, als ich an ihrem Bette saß, besuchte mich ein Mitglied des Stiftungsrats wegen einer eiligen Sache. Sie war nur halb bei Bewußtsein, aber sie raffte sich auf und ließ mich laut wiederholen — zur Verlegenheit meines Besuchers — was er mir in die Hand buchstabierte, und gab sich nicht zufrieden, bis ich eingewilligt hatte, die in Frage stehende Sache zu erledigen, sobald sie gegangen war!

Kaum eine Woche vor ihrem Tod offenbarte sich uns ihre unbezwungene, großmütige Seele und ihr allzuleicht verwundbares Herz, wie sie wirklich waren. Eine Krankenschwester war gekommen, um Polly zu entlasten, und Anne bekam irgendwie den Eindruck, das bedeute, daß Polly uns verlassen würde. Ich fing sie auf, als sie erbarmungswürdig schwankte, nachdem sie ausgerufen hatte: «Polly, o Polly, gehen Sie nicht fort!» Polly liebkoste sie und bewegte sie dazu, ins Bett zurückzugehen, indem sie sagte: «Ich gehe nur hinunter, um Ihnen eine Tasse Tee zu holen.» Sich an mich wendend buchstabierte Anne: «Wollt ihr beide nächsten Frühling mit mir nach Schottland gehen? Ich habe gefühlt, daß dieses liebliche Land mir ans Herz gewachsen ist, und dort würde ich Frieden haben.» Ich versprach es ihr.

Meine letzte Erinnerung an meine Lehrerin, wie ich sie gekannt habe, ist jener Oktoberabend, da sie bei vollem Bewußtsein in einem Armstuhl saß, wir alle um sie herum. Sie lachte, während Herbert ihr von dem Rodeo erzählte, das er gerade gesehen hatte. Sie buchstabierte mir alles, was er sagte, und wie zärtlich war der Druck ihrer Hand! Ihre hingebende Liebe kannte keine Grenzen und war

fast unerträglich. Schön war ihre Berührung — die schöpferische Flamme, der die Freude der Verbindung mit anderen entsprang, die Macht der Liebe, die mich mit meinesgleichen verband, und das Verstehen, das neue Sinne in meiner Beschränkung weckte. Danach fiel sie in eine Bewußtlosigkeit, aus der sie auf Erden nie mehr erwachte.

Die Trauerfeier für meine Lehrerin wurde in der *Presbyterian Church* in New York abgehalten. Unzählige Freunde und Fernstehende wohnten ihr bei. Dr. Fosdick hielt eine packende Rede über ihre Erziehungsarbeit und die hohe künstlerische Begabung, die sie bei der Erziehung eines blinden und taubstummen Kindes bewiesen hatte. Alexander Woollcott schrieb einen ergreifenden Artikel über ihre Kindheit und brachte in seiner warmen, überzeugenden Art ihr Schicksal vielen Herzen nahe.

Die Bestattung fand am 21. Oktober statt. Die irdische Hülle meiner Lehrerin wurde eingeäschert, und nachdem die Urne in der *National Cathedral* in Washington eine Heimstatt gefunden hatte, schifften Polly und ich uns nach Schottland ein, wo ihr Bruder uns großmütig für etwa drei Monate in seinem Heim aufnahm, damit ich mein Gleichgewicht wiederfinden könnte.

Ich habe nie den Glauben an persönliche Unsterblichkeit verloren, aber der Hinschied meiner Lehrerin brachte mein Leben derart in Verwirrung, daß viele Monate vergingen, ehe ich mich wieder zurechtzufinden vermochte, und ganz ist mir das bis auf den heutigen Tag nicht gelungen. Ich war mir ihrer Seele dermaßen als eines getrennten Wesens bewußt, daß ich mich nicht an ihr körperliches Sein — ihr irdisches Gewand — klammerte, wie sie sich an den Körper ihres kleinen Bruders geklammert hatte, und ich kann nicht sagen, daß sie in mir weiterlebte. Sie war mir von Gott geliehen worden, damit ich aus Dunkelheit und Schweigen meine eigene Persönlichkeit entfalten konnte, und ich wagte es nicht, um mehr zu bitten, außer daß Er mich Seiner Gabe würdiger machen möge. Wie Meleager in der griechischen Sage, dessen Leben an einem Kienspan hing, den seine Mutter brennend erhielt und dann im Zorn auslöschte, fühlte ich mich machtlos. Ich wurde nicht er-

schlagen wie Meleager, aber es war, als ob der Feuergeist meiner Lehrerin, durch den ich so lebendig das Licht, die Musik und die Herrlichkeit des Lebens erfahren, mir entzogen worden sei. Es blieb mir das Wunder der Sprache, das sie in meiner Hand zurückgelassen hatte, doch die geheimnisvolle Kraftquelle, die es speiste, war versiegt. Es fehlte der unersetzliche Antrieb, der vom täglichen Zusammenleben mit einer einzigartigen Persönlichkeit rührte, einem Wesen, das die Schatten, die ständig auf mir lasteten, davon abhielt, über mir zusammenzuschlagen. Ich hatte zu jener Zeit nicht genug inneres Licht, um sie allein abzuwehren. Erst nachdem Polly und ich unsere Reise nach Japan auf der *Asama Maru* unternommen hatten, begann ein Funken selbständiger Tätigkeit die Leere für mich zu erhellen.

XVII

Ich hatte das Gefühl, daß sich mir eine liebende Hand entgegenstreckte, als ich einen Hauch vom eigenartigen Lande Nippon spürte und mir Polly den Fudschijama beschrieb, der sich wie ein großer, tröstender Gedanke majestätisch in der Frühlingssonne erhob. Bei der Landung wurden wir von Takeo Iwahashi, Regierungsbeamten, Repräsentanten der Schulen für die Blinden und Tauben, von Botschafter Grew und anderen hervorragenden Persönlichkeiten sowie von der *Mainichi Press* willkommen geheißen. Meine Arbeit trug mich in einem Wirbel der Geschäftigkeit fort, der meine Gedanken über persönliches Leid hinaushob — Konferenzen mit hohen Würdenträgern über die richtige Methode, Kinder ohne Augenlicht in ihre Rechte einzusetzen, Presse-Interviews, ein Besuch bei Prinz und Prinzessin Takamatsu, eine Garten-Party im Kaiserlichen Palast zu Tokio, bei dem wir vom Kaiser und der Kaiserin empfan-

gen wurden, und Reden in den Anstalten für Behinderte. Trotz des Einflusses westlicher Zivilisation, der da und dort in den Städten spürbar war, fühlten Polly und ich uns von einer Atmosphäre umgeben, die anmutige Altehrwürdigkeit atmete. Takeo und seine Frau fuhren uns in Dörfer, die zwischen den Hügeln eingebettet lagen. Wir aßen japanische Gerichte, auf unsern Fersen sitzend, so gut wir konnten, und wir schliefen in den Häusern der Leute, die uns einluden. Auf einem *Tatami* zu liegen, war von besonderem Reiz für mich; ich konnte meine Hände auf den makellosen Teppich legen und auf die Vibrationen gleitender Türen und Fenster achten, auf das leichte Trippeln der Frauen und das Rascheln ihrer Kimonos. Ich fühlte mich dem Glauben der Japaner nahe, als sie am Familienschrein Weihrauch ausstreuten, Geisterstäbe verbrannten und beteten. Unsere Glaubensformen waren verschieden, aber die Wärme, mit der dieses Volk seine aus dem Leben geschiedenen Lieben umgibt und die Wiedervereinigung erwartet, tat meinem Herzen wohl.

Um mich war auch die innige Verehrung des Schönen die ich in meiner Lehrerin gekannt hatte, und in Nippon läßt sich jeder greifbare Gegenstand leicht erreichen — Schüsseln, Fächer, Wandschirme, die farbenreichen Obis der jungen japanischen Mädchen, die unbeschreibliche Lieblichkeit der Kirschblüten, die schlichte Anmut der Gärten mit ihren Felsen, Teichen und Zwergkiefern. In Nara erlaubten mir die Priester eine Leiter zu erklimmen, bis zu Füßen des großen Buddha, der auf einer riesigen, aus Stein gemeißelten Lotosblüte saß, dem wundervollen Blumensymbol für alle Tugenden. Ich war die erste Frau der Welt, die solch erhabene Gunst genoß. Als dann die mächtige Glocke ihre Stimme zum Ruhme Buddhas erhob und ich meine Hand an das Seil legte, fing ich ihren dröhnenden, vollen Klang auf. In Shizuoka berührte ich die Teepflanzen, die dort Feld um Feld wachsen, und die großen Hüte der geduldigen Arbeiter, die unter der brennenden Sonne die Teeblätter pflücken. Im Dorf Takarazuka begleiteten uns zwei reizende Japanermädchen, deren Obhut wir anvertraut waren, auf unseren Spaziergängen, und ich betastete die gutbewässerten Reis-

felder, die einen so lebenswichtigen Teil der Volksnahrung hervorbringen.

Doch all diese kurzen Ausblicke auf das Leben des Landes ergaben sich nur nebenbei. Ohne Unterlaß besuchten Polly und ich von einem Ende Japans zum andern Anstalten für die Blinden und Tauben, am Binnenmeer und an den heißen Quellen von Beppu, oben in Korea und in Dairen, in der Mandschurei. Wir verhandelten mit hervorragenden Persönlichkeiten, wie mit Marquis Okuba, dem Erziehungsminister, der sich besonders für die Blinden einsetzte, und mit Marquis Tokugawa über die Taubenfürsorge. Takeo arbeitete unermüdlich, übersetzte meine Botschaften der Ermutigung ins Japanische, erklärte die Unwissenheit des sehenden Publikums in bezug auf die Blinden, den Pioniercharakter vieler Schulen, die wir besuchten. Ihm habe ich es zu danken, daß ich mit weniger Bangigkeit den Fragen gegenüberstand, die diejenigen an mich richteten, die Pfade inneren Lichts für verdunkelte Gemüter und verkümmerte Leben weisen wollten. Selbst heute noch, nach so langer Zeit ist in mir die Bewunderung für Takeos Mut und visionäre Kraft lebendig. Er befand sich in der gleichen Lage, in der führende fortschrittliche Geister in der Türkei, in Ägypten, Iran und Indien heute sind, wo es gilt, die feudale Rückständigkeit im Denken und Fühlen zu überwinden, damit sowohl die Normalen wie die Behinderten durch Schulung befreit werden können. Bei unseren Besuchen in den Schulen war die Ehrfurcht, die den Lehrern oder *Sensei* entgegengebracht wurde, eine Entdeckung für Polly und mich, und viel liebevoller Tribut wurde besonders meiner *Sensei* gespendet. Diese Ausdehnung der Arbeit meiner Lehrerin nach fernen Ländern und die Wiederkehr ihrer Gegenwart in mein Leben gehören zu den liebsten Erinnerungen, die ich auf meiner ersten Reise nach Japan sammelte.

Ich wußte bestimmt, daß meine Lehrerin mit mir war, und ich fühlte ihre Anwesenheit noch stärker, als Polly und ich unsere an neuen Eindrücken so reiche Reise durch Hawaii, Australien und Neuseeland machten, besonders aber im Herbst 1948, als wir auf die Einladung General Mac Arthurs hin Japan zum zweitenmal be-

suchten. In allen Ländern begrüßten mich die Blinden mit offenen Armen, und ich fühlte mich von dem dort herrschenden Geist inspiriert.

Die Veränderungen, die in Japan seit dem Eintreffen der amerikanischen Besatzungstruppen stattgefunden hatten, erleichterten mir meine Arbeit ungemein. Bei unserer Ankunft in Tokio wurden Polly und ich von General Sams und seiner Frau, von Mitgliedern des Helen-Keller-Komitees, Repräsentanten der Regierung und anderen begrüßt. Eine riesige Menge drängte sich heran, aber das feierliche Zeremoniell, das sich mit japanischer Etikette verband, war verschwunden, verschwunden auch die Zurückhaltung und Furcht, die den Massen durch einen alles beherrschenden Despotismus auferzwungen worden war. Die spontane Wärme, mit der ihre Liebe mich umfing, war geradezu ergreifend. Endlich war es uns möglich, uns bis zu Takeo und seiner Frau Kio, durchzuschlagen und mit ihnen unter einem Sperrfeuer von Blitzlichtern auf einem roten Teppich entlangzugehen, der bisher ausschließlich dem Kaiser reserviert gewesen war. Welch ein Symbol war dieser Teppich für den Sieg der Blinden und Tauben über die Kerkermauern der Vorurteile, für ihre endlich errungene Gleichberechtigung mit den Sehenden und Hörenden!

Takeo war im Begriff, eine denkwürdige Kampagne zur Sammlung von fünfzig Millionen Jen für die Wiedereingliederung der Blinden ins tätige Leben zu unternehmen, und es war mir eine Ehre, ihm bei der Erreichung dieses Ziels beizustehen. Als ich am 3. September in Tokio meinen ersten Vortrag hielt, war ich begeistert von der gerade erhaltenen Nachricht, daß an diesem Tag mehr als eine Million behinderter Personen in Japan zusammengeströmt waren, um mit vereinten Kräften ein Gesetz durchzubringen, das es ihnen ermöglichte, ihre Schwierigkeiten zu überwinden und die Würde und Nützlichkeit vollwertiger menschlicher Wesen zu erreichen. Gleichzeitig wurde eine große Zusammenkunft der Blinden abgehalten, um die schnelle Inkraftsetzung des Gesetzes zu ihren Gunsten zu verlangen. Am 4. September fand sich eine Riesenmenge — siebzigtausend Menschen — auf dem Platz vor dem

Kaiserpalast ein, um Polly und mir ein nationales Willkommen zu entbieten. Bevor ich den Propagandafeldzug zur Beschaffung finanzieller Mittel eröffnete, verfolgte Takeo beredt die Fäden des Schicksals, die mich an meine Lehrerin banden. Er wies auf die Tatsache hin, daß, wie Rom nicht in einem Tag erbaut worden war, ich dank ihrer fünfzigjährigen Ausdauer und Hingabe das geworden sei, was ich war. «Durch Anne Sullivan», so sagte er, «wirft Gott sein strahlendes Licht auf unser Schiff der Wohltätigkeit», und mit diesem erhebenden Gedenken an meine Lehrerin wurde die Kampagne abgeschlossen. Ich fühlte mit Gewißheit, daß meine Lehrerin meiner Seele Flügel verlieh, wenn das Empfinden, meiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein, mich überfiel. Die besänftigende Kraft, die von der Himmelsseite des Lebens fließt, half mir, die Schwierigkeiten einer fehlerhaften Sprechweise und einer Umgebung zu meistern, die allem, was ich gekannt hatte, völlig fremd war.

Eine andere Entwicklung, die mich freute, war die Emanzipation der japanischen Frauen und ihre Tätigkeit als Mitglieder des Reichstags. Es war ermutigend, zu sehen, wie sie langsam Erfahrung als Sozialfürsorgerinnen sammelten, und ich war sicher, daß diejenigen, die sich besonders den Blinden und den Tauben widmeten, stets mutig zur Fahne der Befreiung aller Behinderten stehen würden.

Eine weitere Veränderung, die mich beeindruckte, war die Bereitschaft, mit der die Menge bei unseren Versammlungen auf meine Appelle zugunsten der Behinderten antwortete, und den gleichen offenen Sinn fand ich wieder in den Begrüßungsreden von Präfekten, Bürgermeistern und hervorragenden Erziehern. In all dem kam das Bestreben eines vor kurzem befreiten Volkes zum Ausdruck, das — noch etwas benommen zwar, aber unentwegt — nach einem Weg suchte aus der alten Gleichschaltung zu individueller Entfaltung und gemeinsamer Verantwortlichkeit für das Wohlergehen aller.

Diese Kampagne unterschied sich wesentlich von allen, die ich bisher mitgemacht hatte. Die ausgezeichnete Propaganda und die Geschicklichkeit, mit der die Versammlungen und Empfänge arrangiert waren, die Mengen an den Bahnhöfen, wo wir Zwischenhalt

machten, und die Ehrungen, die mir zuteil wurden und mich in Verlegenheit brachten, waren Ereignisse, die mir immer in Erinnerung bleiben werden. Wie ich durch Pollys Hand und nachträgliche Übersetzungen erfuhr, rührte Takeo die Hörer mit seinem poetischen Feuer, seiner warmen Stimme und seinem köstlichen Humor.

Die *Mainichi-Press* sandte überall, wohin wir auch gingen, ihre Vertreter mit uns. Mit Hilfe von Interviews zeigten sie dem sehenden Publikum, daß den Blinden nicht nur Lesen und Schreiben beigebracht werden kann, sondern auch, daß sie zu tüchtigen Handwerkern und Musikern ausgebildet werden können, und sie halfen, die Blinden selbst zu überzeugen, daß Blindheit kein unabänderliches Schicksal ist. Durch die großartige Publizität, die diese Presseagentur der Kampagne zuteil werden ließ, wurden alle Kräfte zu einer Aktionseinheit verschmolzen, und der Erfolg konnte nicht ausbleiben. Die Besatzungstruppen, die Provinz- und Stadtbehörden, die Minister für Unterricht und für Arbeit, Millionen von Männern, Frauen und Kindern, alle wetteiferten in einer edlen Regung des Mitgefühls, um verdunkelte Leben zu erhellen. Die Selbstverleugnung, die seit alten Zeiten dem Kaiser als dem Symbol der Nation gegolten hatte, wurde freiwillig in den Dienst einer Sache gestellt, die den Verlust der Sehkraft und des Gehörs soweit als möglich wettzumachen trachtete. Als wir zum Beispiel von Hokkaido südwärts reisten, raste ein Taifun über den Distrikt Tokohu, und Überschwemmungen brachen herein, aber nicht einmal das vermochte der Kampagne Abbruch zu tun. Tief erschüttert durchfuhren wir die Gegend von Fukui, wo eben ein Erdbeben gewütet hatte. Es tat uns im Innersten weh, als wir kilometerweit an zerstörten, verlassenen Heimstätten vorbeifuhren. Trotzdem leistete Fukui seinen Teil bei der Aufbringung des Fonds für die Blinden — dabei stand der Winter vor der Tür, und die Menschen strebten verzweifelt danach, ein Obdach zu finden und ihre Häuser neu aufzubauen. Selbst Hiroshima, das von der Atombombe so furchtbar der Erde gleichgemacht worden war und wo der Wiederaufbau nur zögernd vor sich ging, und Nagasaki, das zu einem Drittel zerstört war, nahmen tätigen Anteil an der Kampagne. Dies ist mein vornehm-

ster Eindruck von Nippon: Achtung vor einem Volk, das unter einer anderen Sonne seinem erbarmenden Herzen folgte und einer Sache diente, die mehr ist als Wohltätigkeit — nämlich die Wiedereinsetzung der Behinderten in ihre rechtmäßige Stellung in der Gesellschaft. Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts stieg Verehrung für meine Lehrerin wie Weihrauch auf, und während unseres Besuches in Miyajima wurden die großen Steinlaternen angezündet, als ein Symbol, daß der Baum der Erinnerung an sie ewig reichliche Früchte tragen würde. Welches Denkmal kann Anne Sullivan Macys Leben schöner für künftige Erzieher verewigen als die großartige Blindenvereinigung Japans und das bahnbrechende japanische Invalidengesetz? Und welches Licht der Erde kann meine Lehrerin mehr freuen, als die Achtung, die ihr von einem Volk entgegengebracht wird, dessen leidenschaftliche Liebe für das Schöne, dessen von Herzen kommende Güte und geistige Reife sie stets so sehr bewundert hat?

XVIII

Die Ströme des Lebens haben mich weit getragen, und ich bin sicher, daß sie meine Lehrerin zu einer umfassenderen Sphäre, zu weiteren Horizonten und reinerer Luft tragen. Dank des unauslöschlichen Feuers, das sie auf meinen Weg gestreut hat, war es mir möglich, mit Polly eine Reise nach der andern zu unternehmen, um verwundeten Kriegsteilnehmern in Armee- und Marinespitälern und den Blinden und Tauben aller Nationen Botschaften der Ermutigung zu bringen.

Im Winter 1944, als Polly und ich uns in Valley Forge und Butler, Pennsylvania, der Aufgabe widmeten, die vor kurzem erblindeten und taub gewordenen Soldaten für ein neues Leben anzuspornen,

durfte ich noch nicht hoffen, jemals etwas für die Kriegsverwundeten im allgemeinen tun zu können. Eines Tages jedoch sprach ich mit Nella Braddy Henney. Sie wußte, welch brennenden Herzenskummer mir der zweite Weltkrieg verursachte, und ohne lange Vorrede platzte sie — vermittels der Fingersprache — heraus: «Suchen Sie doch die Kriegsversehrten auf und machen Sie aus, was Sie für sie tun können! Sie haben zwei Hände, ein Herz und Ihren Glauben an die Kraft des Menschen, über die Verhältnisse hinauszuwachsen. Denken Sie daran, daß diese Soldaten dieselbe Umstellung durchzumachen haben wie Sie als Kind. Sie haben den dunklen, stummen Schrecken, der sie umklammert hielt, bis auf die letzten Spuren vergessen. Und Sie haben, wie wir alle, den Kriegsverwundeten gegenüber eine Schuld abzutragen. Vielleicht können Sie die Ihre begleichen und dadurch die Möglichkeit gewinnen, ihr Opfer zu akzeptieren, ihr Opfer für uns, für die Menschheit und für deren unverwirklichten Traum, den wir Zivilisation nennen.»

Nach Nellas aufrüttelnden Worten fühlte ich, daß meine Lehrerin mich beseelte, und plötzlich fielen die Hemmungen von mir, die mich bisher meiner gebrochenen Sprechweise, meiner Ungeschicklichkeit und Langsamkeit wegen gelähmt hatten. Ich unterbreitete der *American Foundation for the Blind* die Frage, ob sie mich zum Besuch der verkrüppelten Soldaten im ganzen Land ermächtigen wolle. Der Großzügigkeit, mit der die Stiftung meinen Wünschen entgegenkam, ist alles zu verdanken, was ich bei diesem Beginnen vollbringen durfte.

Bald waren Polly — deren treue, führende Hand und fröhliche Bereitschaft, meine Pläne auszuführen, ich in all diesen Jahren bewundert habe — und ich unterwegs, um Gruppen von Kriegsteilnehmern in den Spitälern von Washington und Atlantic City zu besuchen. Es war mir, als verließe ich die Insel, die Blindheit und Taubheit ja tatsächlich sind, um auf einem Kontinent voll fremdartiger Landschaften und gewundener Flüsse auf Entdeckungen auszugehen. Im Laufe der nächsten zweieinhalb Jahre gingen wir in mehr als siebzig Krankenhäuser, und zu meiner eigenen Über-

raschung entdeckte ich, daß das Gefühl der Behinderung, das mich mein ganzes Leben lang belastet hatte, sich immer mehr verflüchtigte. Dank der vielfältigen Kontakte mit Menschen verschiedenster Art und dem neuen Licht, das dadurch auf die Arbeit für die Blinden und Tauben fiel, konnte ich mir einen Überblick über die Gesamtheit der Probleme erwerben und war nicht mehr dazu verdammt, mich mit einem beschränkten Teilwissen vorwärtszutasten. Das war eines der Ziele gewesen, für die meine Lehrerin ihr Wirken und ihre Menschenliebe eingesetzt hatte, und ich war glücklich in dem Gedanken, es erreicht zu haben.

Unsere erste große Rundreise begann in Hot Springs, Arkansas, in einem Spital für gelähmte Soldaten. Wir gingen weiter nach Oklahoma in das vorbildliche *Borden Center* für taubgewordene Kriegsteilnehmer in Chickasha. Dann reisten wir durch Texas, New Mexico, Colorado, Utah, Kalifornien, Oregon und Washington. Zunächst hatte ich nur Zutritt zu Armeekrankenhäusern, doch als ich an Admiral McIntire um Erlaubnis schrieb, auch die der Marine besuchen zu dürfen, willigte er sehr entgegenkommend ein. Polly und ich waren sowohl in Armee- wie in Marinespitälern im ganzen Lande tätig, fuhren hinauf nach Idaho, durch den Süden und den Mittelwesten, und auf unsern Reisen in Europa besuchten wir die Verwundeten in Großbritannien, Frankreich, Italien und Griechenland. Von außen gesehen, ist dies nur ein Reiseweg, aber in meinem Gedächtnis pocht er, singt und glüht er mit einer Legion warmer Freundschaften, den heroischen und oft siegreichen Anstrengungen der Verwundeten, Hindernisse zu überwinden, und dem Gedanken an die begeisternden Fortschritte, die in der Readaptation der Behinderten in den letzten zwei Jahrzehnten erzielt worden sind. Tausende, deren Los vor nicht allzu langer Zeit als hoffnungslos betrachtet worden wäre, haben — ich kann es bezeugen — tapfer ihre vernichtete Lebens- und Arbeitsfähigkeit zurückgewonnen.

Es ist unmöglich, dem Epos des Heldentums, dessen Zeuge ich war, genug Ehre widerfahren zu lassen. Es war größer als dasjenige, das Homer aus vielen Jahrhunderten und Ländern besungen hat.

Männer jeden Intelligenzgrads, Geschmacks, Charakters und Berufs und von jeder Schattierung religiöser und politischer Anschauung, Abkömmlinge fast aller Nationen, Ostinder, Filipinos, Chinesen und Japaner eingeschlossen, hatten ihr Teil daran. Als ich von Bett zu Bett ging — und Polly und ich wanderten Meilen jeden Tag — waren die Worte der Soldaten beredt in meiner Vorstellungskraft. Meine Gedanken flogen über Land und Meer, wenn ich die verschiedenen Fronten erwähnen hörte. Ich fühlte mich in die mitternächtliche Stille geschleudert, in der die Riesenarmada Truppen in Nordafrika ausschiffte — von einer Explosion erschüttert, die diesen oder jenen Soldaten aus seinem Schiff wirbelte; ich fuhr über die eisigen Wasserwüsten des Nordatlantik oder kroch durch den tropischen Dschungel. Ich kauerte in einem Erdloch mit der Infanterie, eingehüllt in Rauch und Staub, betäubt vom schrecklichen Dröhnen, wenn Luftangriffe die Erde erzittern ließen; ich marschierte mit den Kämpfern in der sonnverbrannten Wüste; erklomm mühsam die Berge Italiens, litt unter der tödlichen Einsamkeit auf den öden Aleuten, war mit abgezehrten Gefangenen in Deutschland eingesperrt. Tief jenseits dessen, was sie sagten, glänzten ihre bescheidenen und tapferen Seelen wie Sternenstaub.

Ich erforschte wahrhaftig die Labyrinthe der Behinderungen, in denen die vom Krieg Geschlagenen weiterkämpften, und ich weiß, daß es kein Dunkel gibt, in das nicht der Hoffnungsschimmer eines möglichen Siegs über die lähmenden, isolierenden Wirkungen lebensschädigender Wunden und Krankheiten zu dringen vermag. Wunder der Wiederherstellung wurden vollbracht und werden es noch immer, dank dem Erfindungsgeist und der Geschicklichkeit der Chirurgen und der Aufopferung des Pflegepersonals. Was aber noch mehr ist, die erzielten Fortschritte werden in Zukunft auch der Zivilbevölkerung zugute kommen. Aus unmittelbar gewonnener Erfahrung kann ich sagen, daß die Kriegsblinden und -tauben in einem Ausmaß wieder für gemeinnützige Betätigung und unabhängige Lebensführung ausgerüstet wurden, das einzig in der Geschichte dasteht. Immer näher kommt der Tag, an dem die Behinderten allerorts zu verantwortlichen Staatsbürgern erhoben sein

werden. Es ist das die Frucht wagemutiger Experimente, sozialen Bewußtseins, der Zusammenarbeit von Wissenschaft, Medizin, Chirurgie und der Kunst des Lehrens. Wenn meine Lehrerin von diesen Großtaten der Liebe Kenntnis hat — und ich für mein Teil bin überzeugt davon — wird sie der Gedanke sicher freuen, daß sie es war, die mir die Kraft gab, die Hoffnungsbotschaft immer weiter hinaus in die Welt zu tragen, zu all jenen, deren Leben noch immer eine Tragödie ist. Einmal hatte sie gesagt: «Helen, du wirst dich einmal freuen, wenn du dir ins Gedächtnis zurückrufst, wie erbarmungslos ich dich manchmal angetrieben habe.» Und nichts ist wahrer als das!

Nach der herrlichen Wiederauferstehung, die ich in so vielen Beispielen unter den behinderten Kriegsteilnehmern mitangesehen hatte, flammte mein Wunsch, den Blindtauben zu helfen, stärker auf denn je. Phantome waren viele von ihnen, wie ich eines gewesen war. Unter den Lehren, die meine Lehrerin mir eingeprägt hatte, empfand ich am tiefsten die Tatsache, daß Wahrheit und Verantwortlichkeit die Grundlagen aller menschlichen Beziehungen sind. Ich konnte es darum nicht ertragen, daß die *American Fountadion for the Blind* ihren Wirkungskreis für die Blinden immer mehr auszudehnen vermochte, während für die Blindtauben nichts getan wurde. Im Jahre 1945 bemühte ich mich mit all meiner Kraft, die Hindernisse zu überwinden, die diesen einsamsten aller menschlichen Wesen den Zugang zu Erziehung, Schulung und Bürgerschaft verwehren. Nach manchem Anlauf gelang es mir, das Interesse Mr. Zieglers, des Präsidenten der Stiftung, und einiger anderer zu wekken, und ein Ausschuß für die Blindtauben Amerikas wurde gebildet. Erfreut war ich über die Tatsache, daß das *Industrial Home for the Blind* von Brooklyn bereits dreizehn Blindtaube in seinen Werkstätten beschäftigte. Inzwischen hat die *Foundation* Bemühungen unternommen, um alle tauben und blinden Kinder, die schulungsfähig sind, ausfindig zu machen. Hilfsgesuche aus dem ganzen Land treffen beim Stiftungsrat ein, und es wird versucht, von Gesundheits-, Erziehungs- und Fürsorgeämtern genaue Informationen über jedes zweifach behinderte Kind einzuholen, damit seinem Heimat-

staat geholfen werden kann, seinen individuellen Schulungs- und Ausbildungsbedürfnissen zu entsprechen. Dieses philanthropische Bestreben allein ist Rechtfertigung genug für den heißen Kampf meiner Lehrerin.

Ich hatte nicht die Möglichkeit, mich längere Zeit in den andern Ländern aufzuhalten, die Polly und ich besuchten: Südafrika, Lateinamerika und der Mittlere Osten. Ich führe sie hier an, denn diese Reisen waren weitere Triebe am Lebensbaum meiner Lehrerin, die ja nicht aufgehört hat, in mir zu leben. Jedenfalls waren sie erregende Abenteuer, die ihre Träume übertrafen, und ich bin stolz, daß ich daran teilnehmen konnte. Beispielsweise flogen Polly und ich zu den Viktoriafällen, und als wir am Ufer standen, nahe der Stelle, an der Livingstone geweilt hatte, fühlte ich den dichten Wasserstaub, während der Strom in die Schlucht hinab brodelte und donnerte. Dann verbrachten wir drei Tage im Krüger-Nationalpark, wo wir vom Morgengrauen bis zum Abend viele Meilen weit fuhren und zahlreiche Arten wilder Tiere und schöner Vögel sahen. Es war eine wahre Gnade für mich, die Seiten von Gottes Wunderbuch der Landschaften, der Fauna und Flora umblättern zu dürfen, aus dem meine Lehrerin zahllose Kapitel mit mir gelesen hatte.

Leider muß ich hinsichtlich unserer Arbeit für die Behinderten in Südafrika feststellen, daß meines Wissens die Ergebnisse nicht so befriedigend waren, wie die, die mir aus Nairobi in Kenia und anderen Teilen Ost- und Westafrikas berichtet wurden. Die Wiedereingliederung der weißen Blinden ins Leben wird zwar mit Energie betrieben, aber noch sind die Rassenvorurteile beschämend groß. Jede Faser in mir lehnt sich gegen die Benachteiligung jeglicher Menschengruppe auf. Ich kann nur beten, die Zeit möge kommen, da die verschiedenen Rassen Afrikas gleicherweise um das Glück der Behinderten, gleichgültig welcher Rasse sie angehören, bemüht sein werden. Schon sind große Seelen, unbekümmert um die Wahnideen und die niedrige Denkart, die die menschliche Natur so oft verdunkeln, am Werk, eine große Brüderschaft aller Nationen zu formen, wo Gerechtigkeit und Vernunft herrschen werden.

Einen tiefen Eindruck machte mir auf unserer Reise nach Süd-

afrika die Eröffnung der *St. John Ophthalmic Foundation* in der Nähe von Johannesburg — das erste Krankenhaus für augenkranke Eingeborene südlich von Kairo. Oft war es mir vorbehalten, für die Wiederherstellung des Augenlichts zu sprechen, aber nie durchdrang mich ein solches Gefühl der Ehrfurcht wie an dem unvergeßlichen 19. Mai 1951. Sicher werden neue Ideen und das wahre christliche Ideal die barmherzige Schar der *St. John Ophthalmic Foundation* leiten und die Augen und Ohren von Tausenden menschlicher Wesen retten, die für Afrika kostbarer sind, als alle Goldminen und Diamantgruben.

Unsere Pilgerfahrt im Dienst der Behinderten des Mittleren Ostens war erhellt vom Wissen um positive Errungenschaften. Wir reisten durch Ägypten, Libanon, Damaskus, Jordanien und Israel, und obschon ich in einem oder zwei Ländern noch große Ströme von Dunkel fließen sah, die noch nicht von inspirierter Menschenliebe erreicht worden sind, fand ich doch reichlich Grund zu Zuversicht. In Ägypten gewann ich einen tiefen, erschreckenden Eindruck beim Berühren der Pyramiden bei Kairo — Denkmäler der Unterdrückung, des Aberglaubens und des Mißbrauchs des Königtums. Doch was mich noch mehr bewegte, war Ägyptens Erwachen aus seinem jahrhundertelangen Schlummer und die außerordentliche Energie, mit der es sich einer neuen Zivilisation anpaßt. Ein anderes Symptom des Erwachens war die Schaffung des Weltrats für Blindenwohlfahrt — das Ziel, für das meine Lehrerin und ich 1931 so leidenschaftlich gearbeitet hatten. Unter dem Patronat dieses Rates war in Kairo eine Organisation der Vereinten Nationen zur Hebung der Lebensbedingungen der Blinden tätig, und ich hielt in ihrem Schoße eine Ansprache. Im folgenden Jahr wurde in Kairo ein neues Ausbildungszentrum für Blindenlehrer eröffnet, nicht nur für Ägypten, sondern für die ganze arabische Welt, und ich bin überzeugt, daß es wirksam dazu beitragen wird, eine ganze Menschenklasse aus jahrhundertealter Unwissenheit und Vernachlässigung zu befreien. Polly und ich besuchten einige vorbildliche ägyptische Schulen und Werkstätten, die von Männern und Frauen geleitet werden, denen große organisatorische Gaben und ein warmes

Verständnis für die Probleme und Wünsche sowohl der Blinden wie der Tauben eigen sind. In Beirut besuchten wir die unter dem Patronat der schweizerischen Organisation «Freunde der Armenier» stehende und von Herrn Karl Meyer vorzüglich geleitete Blindenschule. Voll Anteilnahme lauschte ich der Geschichte des langen, harten Kampfes dieses Institutes, zweifelte aber nicht an seinem endlichen Triumph. In Jordanien fand ich einen jungen Mann, der das Herz meiner Lehrerin gewonnen hätte. Unter riesigen Anstrengungen war es ihm gelungen, eine Schule und eine Werkstatt für junge Blinde einzurichten. Sie war nicht groß, doch sie wuchs, und die letzten Berichte bestärken mich in der Überzeugung, daß er schließlich seine kühnen Pläne für die Blinden der gesamten arabischen Welt durchführen wird. In Israel fühlte ich mich getragen von einem mächtigen Aufbauwillen, der Ordnung, Gesundheit und Fruchtbarkeit aus Chaos und Wüsteneien aufblühen läßt in einem Land, von dem aus einst Gottes tröstende Botschaft für die ganze Menschheit verkündet wurde. Trotz unsäglicher Schwierigkeiten wird die Fürsorge für die Blinden und die Tauben unablässig verbessert, und mit der Zeit werden sie am Aufschwung dieses glorreichen Landes teilnehmen.

Der große Reiz unserer Reise durch Lateinamerika war die Wärme, mit der die Leute uns aufnahmen. Ich wurde mit Blumen von unbeschreiblicher Schönheit und herrlichem Duft überschüttet, wohin ich auch ging, bis ich fast darunter begraben war. Wie Annie sie geliebt haben würde! In Rio de Janeiro sprachen wir in dem Benjamin-Constant-Blindeninstitut und zu den Lehrern des Zentralinstituts für Erziehung, der größten Lehrerbildungsanstalt Brasiliens. Ich sprach von dem großen Dank, den die Welt ihren Lehrern schuldet, und erklärte, daß der Staat, der die besten Erzieher hat, an der Spitze des Fortschritts marschiere.

In São Paulo war ich begeistert von dem fortschrittlichen Geist, der in den Instituten für Blindenfürsorge und ähnlichen Unternehmungen herrscht. Es erstaunte mich, wieviel Señora Dorina Nowill, die blinde Leiterin der brasilianischen Blindenstiftung, beinahe allein erreicht hatte. Sie hatte fähige Mitarbeiter gefunden,

eine Braille-Druckmaschine beschafft und eine Bibliothek eingerichtet, eine Fürsorgestelle für blinde Kinder im Vorschulalter ins Leben gerufen. Außerdem propagierte sie fortschrittliche Ideen, über die Koedukation der jungen Blinden mit den Sehenden und die Eingliederung der erwachsenen Blinden ins Erwerbsleben. Aber sie brauchte die Unterstützung der Öffentlichkeit, und aus diesem Grund hatte sie mich nach Brasilien eingeladen. An verschiedenen Versammlungen äußerte ich mich begeistert über die wachsenden Erfolge in der Erhaltung der Sehkraft — der wichtigsten Blindenfürsorge. Ich begrüßte die Nachricht, daß Gruppen von Augenärzten regelmäßig durch Städte und Dörfer reisten, um Kranke zu behandeln, und daß Kampagnen in Fabriken durchgeführt wurden, um Arbeitsunfälle auszumerzen oder zumindest ihre Zahl zu vermindern. Die Begeisterung, mit der meine Botschaften aufgenommen wurden, veranlaßte mich, geistig auf den Zehenspitzen zu stehen, wie ich es oft tue, wenn ich für einen Augenblick die langsam, aber sicher nahende Ära weltumfassender Menschlichkeit wahrnehme.

Nachdem ich verschiedene Verpflichtungen in Chile, Peru und Panama City erfüllt hatte, verbrachten wir zehn sehr ausgefüllte, glückliche Tage in und um Mexico City. Am Montag, den 15. Juni besuchten Polly und ich die Blindenwerkstatt in Vienna Cojoacán, und Stolz erfüllte mich über die vielfältigen, künstlerisch hochstehenden Arbeiten wie Körbe, Teppiche, Stickereien und Webearbeiten, die dort hergestellt werden. Die Blinden schreiben auch für die Braillebuchhandlung um und helfen in ihrer Druckerei, Bücher in erhabener Schrift herzustellen. Ich freute mich über den Eifer, mit dem Mexiko sich dem Weltrat für Blindenwohlfahrt angeschlossen hatte.

Am Donnerstag, den 19. Juni waren wir in der Klinik für Blindheitsprophylaxe, wo täglich zweihundert Patienten kostenlos behandelt werden. Ich war gerührt von der selbstlosen Arbeit der dort wirkenden Ärzte, die nicht nur kostenlose Behandlungen vornehmen, sondern auch Operationen. Sie baten mich, andere Augenärzte anzuregen, mittellose Patienten ohne Entgelt zu be-

handeln, und ich erfüllte ihren Wunsch. Später erfuhr ich, daß verschiedene andere Mediziner ihre Dienste zur Verfügung gestellt hatten.

Am 20. Juni verbrachten Polly und ich eine herrliche Freudenstunde im mexikanischen Institut zur Pflege des Gehörs und des Sprechens. Als wir in die Halle traten, berührte ich den Namenszug «Anne Sullivan», der in die Wand eingemeißelt war. Dann folgten ergreifende Reden über ihre Arbeit, und ich fühlte mich wirklich meiner Lehrerin sehr nahe. Mit einer Rührung, die mich fast am Sprechen hinderte, dankte ich den Lehrern dafür, die Quelle erkannt zu haben, aus der ich meine Kraft geschöpft hatte. So kommt es, daß meine Lehrerin noch immer mit mir an all die Orte reist, wo mir neue Aufgaben auferlegt werden, und nach all den Jahren noch immer die Freuden mit mir teilt, «die Gefühl und Geist vereint spenden».

Ich kann sie mir als ein Wesen vorstellen, das Wärme ausstrahlt, als eine Sonne des Lebens. Romain Rollands Wort, daß derjenige, der volle Vertrautheit und grenzenlose Freundschaft mit einem anderen menschlichen Wesen gekannt hat, eine Freude genießt, die ihn für den Rest seines Lebens unglücklich machen wird, braucht sich nicht unbedingt zu bewahrheiten. Es lag eine solche Kraft und Mitteilungsfähigkeit in der Persönlichkeit meiner Lehrerin, daß sie mich auch nach ihrem Tode stärkten und dazu befähigten, auszuharren und standhaft zu bleiben.

Die großartige Aufgabe, die sie mir gewiesen hatte, hob mich über mich selbst hinaus und befähigte mich, Gottes Krieg gegen das Dunkel auszufechten. Natürlich hat der Mensch immer die Wahl zwischen zwei Wegen, und im Entsetzen über den Verlust all meiner Sicherheit hätte ich vielleicht alle gemeinnützige Tätigkeit aufgeben können, doch meine Lehrerin glaubte an mich, und ich beschloß, ihr Vertrauen nicht zu enttäuschen. Weil ich weiß, daß sie in und mit mir weiterlebt, habe ich neue Wege gesucht, um Männern und Frauen, die von Blindheit, Stummheit, Krankheit oder Sorgen niedergedrückt werden, neuen Lebensmut einzuflößen. Und manchmal scheint es, daß Gott die Frau, die meine Nacht

zur Flamme entfachte, benützt, um anderen Licht zu bringen.

Jetzt bin ich alt und freudig bereit, meine verbrauchte irdische Hülle dereinst abzustreifen — aber noch immer ist mir die Seele meiner Lehrerin ein unversieglicher Jungbrunnen. Die Gewißheit, daß ihre schöpferische Intelligenz und ihr edles Menschentum nicht untergehen können, sondern ihr lebenspendendes Wirken fortsetzen werden, versüßt meine Einsamkeit und ist wie linde Frühlingsluft in meinem Herzen.

HELEN KELLER

GESCHICHTE MEINES LEBENS

Mit einem Titelbild / 240 Seiten / Leinen

Die einzige authentische, von Helen Keller selbst verfaßte Lebensgeschichte

Diese erweiterte Neuauflage der berühmten, in viele Sprachen übersetzten Lebensgeschichte Helen Kellers enthält nicht nur die Beschreibung ihres Lebens, sondern auch ihre wichtigsten Briefe sowie eine ausführliche Schilderung ihrer Erziehung. Hier wird erzählt, wie vor vielen Jahren ein kleines Mädchen, taubstumm und blind, der Erzieherin Anne Sullivan anvertraut wurde, die selbst teilweise erblindet war. Diese Begegnung führte dazu, daß Helen Keller Licht in der Finsternis sah, durch die Mauer ihrer Taubheit hörte und das Schweigen ihrer Stimme brach. Mit gewinnender Einfachheit erzählt sie, wie es ihr dank Anne Sullivans Hilfe und Verständnis gelang, die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden — diese Schwierigkeiten, die sich aufrichten, wenn man leben lernen muß, ohne zu sehen und zu hören. Das Leben, das uns Helen Keller vorgelebt hat, bedeutet den Sieg des Geistes und der Seele über die Blindheit, die Taubheit und die Stummheit. Dieses überragende Beispiel innerer Kraft und unverwüstlicher Zuversicht leuchtet uns allen und wird jedem Menschen, ob gesund oder leidend, Ansporn sein und Hoffnung zugleich.

ALFRED SCHERZ VERLAG

Autor des berühmten Buches «Vincent van Gogh»

IRVING STONE

Die Liebe ist ewig

Liebe und Ehe des Abraham Lincoln

494 Seiten / Leinen

Irving Stone, der Meister der Biographie romancée, bietet uns mit diesem Werk die spannende Schilderung einer packenden Liebesgeschichte vor dem Hintergrund eines der größten politischen Dramen der letzten Jahrhunderte.

Ernest Christen

ALBERT SCHWEITZER

Leben und Werk

Eine der bedeutendsten Aussagen über den großen Europäer und Nobelpreisträger

Illustriert / 208 S. / Leinen

In diesem schlicht und gleichzeitig höchst lebendig erzählten Werk erleben wir Albert Schweitzer in seiner ganzen menschlichen Größe.

Marianne Monestier

ALBERT SCHWEITZER

Der große weiße Doktor

Illustriert / 272 Seiten / Leinen

Das in der Schweiz meistgekaufte Buch des Jahres 1953
Mit einem Vorwort von Gilbert Cesbron, dem Verfasser des Theaterstückes und Filmszenarios «Es ist Mitternacht, Dr. Schweitzer».

Prinzessin Brinda

MAHARANI VON KAPURTHALA

Das Leben einer indischen Prinzessin

Illustriert / 240 S. / Leinen

Die menschlich ergreifende Autobiographie einer indischen Prinzessin, die den harten Daseinskampf in der Freiheit des Westens einem Leben im goldenen Käfig des Fürstenhofs von Kapurthala vorzog.

ALFRED SCHERZ VERLAG